# Mosaik-steine

1. Zusammenstellung

Verstehen

Erfahrung

Innenperspektive Spiritualität

Erkennen

Emotion Gefühl

Klaus Wroblewski

11.11.2025

# *Inhaltsverzeichnis*


**1. Mosaikstein Verstehen ..... 3**

*1.1 Das System, die Einheit, das Ganze ..... 5*

*1.2 Struktur, Verstehen und Orientierung ..... 5*

*1.3 Festgelegte und prozessuale Einheiten ..... 6*

*1.4 Konstruktives Verstehen: Beschreibung und Abstraktion ..... 7*

*1.5 Intuitives Verstehen; Erfahrung und Emotionen ..... 11*

*1.6 Zusammenspiel von intuitivem und konstruktivem Verstehen ..... 13*

*1.7 Wahrnehmung als interpretativer Prozess ..... 15*

*1.8.Orientierung im Geflecht der Deutungen ..... 16*

*1.9 Das Verstehen des Verstehens ..... 18*

*1.10 Verstehen als konstruktive Symbolarbeit auf der Basis von Emotionen ..... 20*

**2. Mosaikstein Erfahrung ..... 22**

*2.1 Erfahrung zwischen Chaos und Ordnung ..... 24*

*2.2 Erfahrung – Verstand – Einheiten ..... 27*
2.2.1 Erfahrungseinheiten, Aktivitätseinheiten, Emotionen ..... 29
2.2.2 Verstandeseinheiten, Zustandseinheiten, Symbole ..... 31
2.2.3 Ein integratives Modell der Sinnbildung ..... 32

*2.3 Erfahrung – Verstand – Beziehung ..... 33*
2.3.1 Beziehungen der Erfahrungseinheiten – Bedeutung im Moment ..... 35
2.3.2 Beziehungen der Verstandeseinheiten – Bedeutung in der Distanz ..... 36
2.3.3 Beziehungen zwischen Erfahrung und Verstand ..... 38

*2.4 Analoge Erfahrung und digitales Denken ..... 39*

*2.5 Erfahrung – Ich – Beziehung ..... 41*
2.5.1 Das Ich als Erfahrungseinheit – Identität in Bewegung ..... 43
2.5.2 Das Ich als Verstandeseinheit – Identität in der Reflexion ..... 44
2.5.3 Beziehung zwischen Erfahrung und Ich – Selbstverstehen ..... 45

*2.6 Emotionen – Grundlage des Weltverständnisses ..... 48*
2.6.1 Emotionen als Aktivitätseinheiten – Energiemuster ..... 49
2.6.2 Emotionen als Grundlage der Unterscheidung – Relevanz und Sinn ..... 50
2.6.3 Emotionen und Sinnordnungen ..... 51

*2.7 Das Ich als Erfahrung ..... 52*
2.7.1 Das Ich als Prozess der Selbstreferenz ..... 54
2.7.2 Das Ich als Ort der Wahrheit – Stil der Selbstdeutung ..... 55

*2.8 Verstehen als Spannung zwischen Erfahrung und Denken ..... 56*
2.8.1 Erfahrung als Resonanz – Denken als Form ..... 57
2.8.2 Freiheit und Legitimation im Spannungsfeld ..... 58

*2.9 Horizonte eröffnen – Verstehen als Weltentwurf ..... 59*

*2.10 Abschließende Zusammenfassung – Erfahrung als Grundlage des Verstehens ..... 62*

**3. Mosaikstein - Innenperspektive Spiritualität ..... 64**

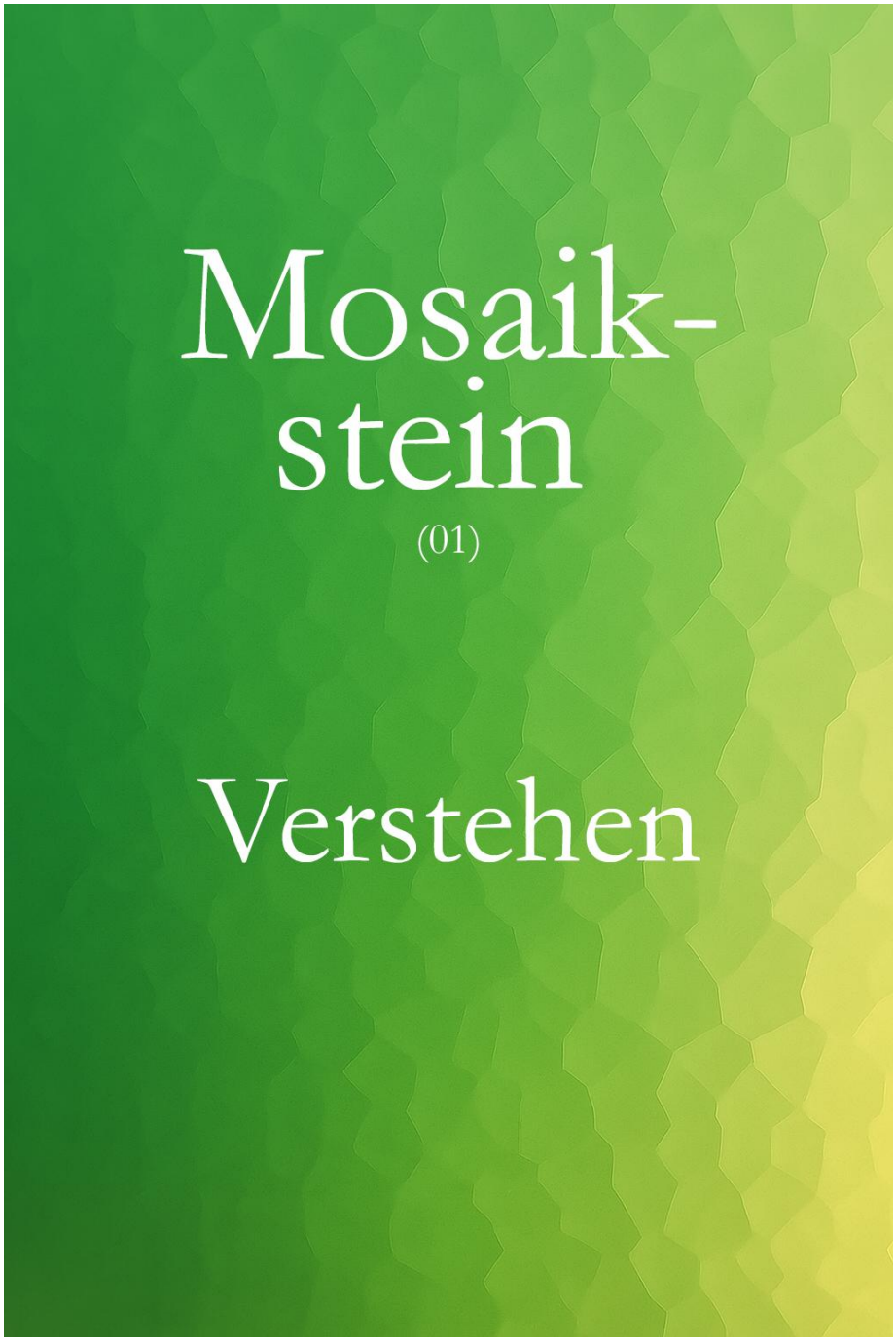
*3.1 Die Innenperspektive als Weltdeutung ... 66*
*3.2 Abstraktion und Möglichkeitsraum ... 68*
*3.3 Quantentheorie und Möglichkeitsraum ... 74*
*3.4 Zusammenfassende Darstellung: Möglichkeitsraum ... 75*
*3.5 Abstraktion und Symbol ... 75*
*3.6 Spiritualität und leibliche Erfahrung ... 79*
*3.7 Denken und Fühlen als leiblich verankerte Spiritualität ... 82*
*3.8 Spiritualität und Mythologisierung ... 83*
*3.9 Spiritualität, Religion und Innenperspektive ... 86*
*3.10 Glauben, Emotion und Intuition ... 88*
*3.11 Einheiten, Relationen und Emotionen ... 92*

**4. Mosaikstein - Erkennen ... 96**
*4.1 Baruch Spinoza ... 98*
*4.2 Thomas Metzinger ... 101*
*4.3 Hartmut Rosa ... 106*
*4.4 Rudolf Steiner ... 112*
*4.5 Dietmar (Buddhist) ... 119*
*4.5 Markus Gabriel ... 124*

**5. Mosaikstein Emotion – Gefühl ... 131**
*5.1 Wahrnehmung als Erscheinung und nicht als Abbild ... 133*
*5.2 Emotionen als energetische Grundlage des Erlebens ... 133*
*5.3 Gefühle als erlebte Manifestationen von Emotionen ... 134*
*5.4 Die Privatsprache als inneres Feld der Bedeutungsbildung ... 134*
*5.5 Erfahrung als leiblich vermittelter Prozess ... 135*
*5.6 Prozesshaftigkeit emotionaler Bedeutung ... 135*
*5.7 Sprache, Denken und die Grenze der Darstellung ... 136*
*5.8 Wirklichkeit als Resonanzgeschehen ... 136*
*5.9 Erfahrung und Verstand — zwei Formen des Verstehens ... 136*
*5.10 Zwei - Weltentheorie ... 138*
*5.11 Emotion und Gefühl: Träger und Gestalter von Erfahrung ... 140*

**6. Nachwort ... 141**

# 1. Mosaikstein Verstehen




Dieses Essay ist Teil eines umfassenderen Projekts, das auf dem Gedankenmosaik basiert (https://archive.org/Gedankenmosaik). Im Zentrum des Gedankenmosaiks standen für mich die Fragen nach dem „Verstehen des Verstehens“ sowie nach der Bedeutung des „Ich“ und des „Du“.

Während der Arbeit an diesem Essay entstanden verschiedene vertiefende Überlegungen, die ich als Nebenprodukte verstand und „Mosaikstein“ nannte (https://archive.org/Mosaikstein). Bisher sind dabei die Mosaiksteine „Verstehen“, „Erfahrung“, „Innenperspektive Spiritualität“, „Erkennen“ und „Emotionen Gefühle“ entstanden.

Der hier vorgestellte Mosaikstein trägt den Titel „Verstehen“.

Verstehen ist weniger ein passives Erfassen von Gegebenheiten als vielmehr ein schöpferischer Akt, durch den wir aus der Fülle der Wahrnehmungen geordnete Bedeutungszusammenhänge bilden. Wirklichkeit wird dabei über die Konstruktion von Einheiten, Systemen und symbolischen Ordnungen zugänglich gemacht, die Orientierung und Sinn stiften. Zwei komplementäre Modi wirken zusammen: das intuitive Verstehen, das auf Emotion und Erfahrung gründet, und das konstruktive Verstehen, das abstrakte Strukturen und Modelle hervorbringt. Beide ergänzen einander, bleiben jedoch eigenständig und zeigen Verstehen als dynamisches Spannungsfeld zwischen Erfahrung und Denken. Erfahrungen können bereits für sich Verstehen ermöglichen, während Denken ohne Erfahrung leer bleibt. Zugleich gewinnt die Erfahrung an Tiefe und Struktur erst im Zusammenspiel mit dem Denken. Verstehen erscheint so als Spannungsfeld, das von der Erfahrung getragen und durch das Denken geformt wird.

**1. Mosaikstein Verstehen ..... 3**

*1.1 Das System, die Einheit, das Ganze ..... 5*

*1.2 Struktur, Verstehen und Orientierung ..... 5*

*1.3 Festgelegte und prozessuale Einheiten ..... 6*

*1.4 Konstruktives Verstehen: Beschreibung und Abstraktion ..... 7*

*1.5 Intuitives Verstehen; Erfahrung und Emotionen ..... 11*

*1.6 Zusammenspiel von intuitivem und konstruktivem Verstehen ..... 13*

*1.7 Wahrnehmung als interpretativer Prozess ..... 15*

*1.8.Orientierung im Geflecht der Deutungen ..... 16*

*1.9 Das Verstehen des Verstehens ..... 18*

*1.10 Verstehen als konstruktive Symbolarbeit auf der Basis von Emotionen ..... 20*

**Meine Behauptung: Wir erfassen die Welt in Einheiten und Systemen.**
**Auch die Systeme selbst werden als kohärente Einheiten bzw. Ganzheiten verstanden.**

**Systeme erklären das Chaos nicht.**
**Sie ringen ihm mit Ordnung einen Sinn ab, den es selbst nicht preisgibt.**

## 1.1 Das System, die Einheit, das Ganze

Ein System ist eine geordnete Gesamtheit von Elementen, die als eigenständige Einheiten oder als Subsysteme auftreten können. Diese Elemente stehen in einem geregelten Zusammenhang, der als Ordnung bezeichnet wird, und sind in einer konkreten Anordnung mit spezifischen Beziehungen zueinander verbunden, was ihre Struktur ausmacht. Gerade diese geregelte Anordnung und Beziehungsgestaltung unterscheidet ein System von einer bloßen Ansammlung. Jedes System operiert auf Grundlage einer eigenen internen Logik und artikuliert sich in einem spezifischen Code beziehungsweise Zeichensystem. Es ist eine Sprache im weiteren Sinne. Dieser Code legt fest, wie Informationen verarbeitet, Bedeutungen erzeugt und Handlungen gesteuert werden. Er ist systemintern definiert, dient der Selbstreferenz (Selbstdarstellung), ermöglicht die Abgrenzung gegenüber der Umwelt und trägt zur Erhaltung einer Systemidentität bei. Gleichzeitig bleibt ein Austausch mit der Umwelt möglich und in vielen Fällen notwendig.
Die Welt wird von uns nicht unmittelbar als „Chaos“ erfasst, sondern durch die Bildung von Einheiten und Systemen strukturiert. Einheiten sind die Grundelemente unserer Ordnung, Systeme stellen die Verknüpfung dieser Elemente zu kohärenten Ganzheiten dar. Dabei erscheinen Systeme selbst wiederum als Einheiten, die in größere Zusammenhänge eingeordnet werden können. Auf diese Weise konstituieren wir Wirklichkeit durch ein fortlaufendes Verfahren der Systematisierung[1] und Hierarchisierung[2]. Das „Chaos“ bleibt als dasjenige bestehen, was sich dieser Ordnungsbildung entzieht.

## 1.2 Struktur, Verstehen und Orientierung

Um die Funktionsweise eines Systems zu verstehen, muss man zunächst begreifen, was Ordnung und Struktur bedeuten. Struktur entsteht durch das Vorhandensein abgegrenzter, definierter Einheiten, die in bestimmten Beziehungen zueinander stehen. Ohne solche Einheiten gibt es kein Gerüst, an dem sich Ordnung festmachen ließe. Je klarer die Einheiten definiert sind, desto präziser und stabiler kann die Struktur werden. Dabei sind sowohl die Einheiten selbst als auch ihre Beziehungen unverzichtbar, denn erst ihr Zusammenspiel erzeugt die tatsächliche Struktur. Verstehen bedeutet in diesem Sinn, die zugrunde liegende Struktur zu erfassen, während Orientierung darauf beruht, sich innerhalb dieser erkannten Struktur sicher zu bewegen.
Zusammengefasst gilt:

**Struktur liefert den Rahmen.**
**Verstehen erkennt den Rahmen.**
**Orientierung nutzt den Rahmen.**

Für das Verstehen eines Systems genügt es nicht, einzelne Elemente zu betrachten, sondern man muss dessen Rahmenbedingungen erfassen. Die Struktur legt fest, welche Elemente

[1] Systematisierung bezeichnet die Ordnung durch Zusammenfassung von Einheiten zu Systemen.
[2] Hierarchisierung beschreibt, dass diese Systeme selbst wieder als Einheiten verstanden und in größere Systeme eingeordnet werden. Es ist ein rekursiver Prozess, der in Ebenen oder Schichten organisiert ist.

existieren, wie sie zueinander in Beziehung stehen und welche Ordnung dadurch entsteht. Sie ist das formgebende Gerüst des Systems.
Verstehen besteht darin, diese Struktur als zusammenhängendes Muster zu erkennen, ihre Logik zu durchdringen und die Regeln zu erfassen, nach denen das System funktioniert. Orientierung ist die praktische Konsequenz und das Ziel des Verstehens.

## 1.3 Festgelegte und prozessuale Einheiten

Wer den Rahmen eines Systems kennt, kann sich innerhalb seiner Bedingungen sicher bewegen, Zusammenhänge einordnen, Entwicklungen einschätzen und gezielt handeln. Auf dieser Grundlage wird es möglich, die einzelnen Symbole, Einheiten und ihre Beziehungen nicht nur zu erkennen, sondern gezielt zu interpretieren und so die Funktionsweise des Systems zu verstehen.
Um wirklich zu verstehen, wie ein System funktioniert, reicht es nicht, nur auf die sichtbaren Teile zu schauen, also auf das, was man direkt sehen oder anfassen kann. Genauso wichtig sind die unsichtbaren Strukturen und Abläufe, die diese Teile miteinander verbinden und ihr Zusammenspiel steuern. Erst wenn man beides zusammen betrachtet, die Bestandteile und ihre Verknüpfungen, ergibt sich ein vollständigeres und stimmigeres Bild des Systems.
Bei einer Familie sind es nicht nur die Familienmitglieder, sondern auch die Rollen und Beziehungen. Beim Körper sind es nicht nur die Organe, sondern auch die Abläufe und Steuerungsmechanismen, die sie koordinieren.
Die Struktur eines Systems lässt sich in zwei Arten von Einheiten unterscheiden festgelegte Einheiten und prozessuale Einheiten:
Festgelegte Einheiten sind klar definierbar und abgrenzbar. Sie erscheinen stabil und lassen sich als konkrete Dinge, Eindrücke oder abstrahierte Begriffe erfassen. Beispiele sind Organe im Körper, Spieler in einer Mannschaft oder Zahlen in der Mathematik. Von ihnen können wir uns ein klares Bild machen, weil sie eindeutig identifizierbar sind und direkt dargestellt werden können.
Prozessuale Einheiten entstehen aus den Wechselwirkungen, Abläufen und Verknüpfungen zwischen den festen Einheiten. Sie sind nicht eindeutig umrissen und verkörpern die Dynamik des Systems, mögliche Entwicklungen, Zustände oder Handlungsoptionen. Ihre konkrete Ausprägung hängt immer vom Zusammenspiel der festen Einheiten ab. Sichtbar werden sie nur indirekt über die Wirkungen, die sie hervorrufen. Ein Beispiel ist eine mathematische Funktion, die zwar definiert ist, deren Ergebnisse jedoch je nach eingesetzter Zahl variieren. In der Physik lassen sich klassische Objekte wie Pendel anschaulich darstellen, während Quantenphänomene nur über Wahrscheinlichkeiten und Prozesse beschrieben werden können. Dieses Beispiel zeigt, dass prozessuale Einheiten nicht direkt bildhaft erfassbar sind und oft nur über abstrakte oder symbolische Darstellungen verständlich werden.
Erst das Zusammenspiel beider Einheitstypen erzeugt die stabile Ordnung, die das System ausmacht. Wer ein System verstehen will, muss daher die festen Einheiten und die dynamischen Prozesse zusammendenken. Feste Einheiten liefern Anschaulichkeit und Stabilität, prozessuale Einheiten erklären die Bewegung, Entwicklung und Veränderung innerhalb des Systems. Prozessuale Einheiten lassen sich jedoch nicht direkt darstellen oder bildhaft erfassen, weil ihre konkrete Ausprägung variabel ist und vom Zusammenspiel der festen Einheiten abhängt. Aus diesem Grund können wir die Abläufe innerhalb eines Systems nicht unmittelbar über unsere Sinne erfassen. Um sie dennoch nachvollziehen und analysieren zu können, sind wir auf symbolische Mittel angewiesen, etwa Sprache, Modelle oder mathematische Formeln. Erst durch diese Mittel wird die Dynamik des Systems verständlich. Unser Verstehen eines Systems ist

daher stets zweifach vermittelt anschaulich über die festen Einheiten, wie etwa die Organe eines Körpers, die Spieler einer Mannschaft oder die Zahlen in der Mathematik, und symbolisch über die prozessualen Abläufe, wie die Steuerung der Organfunktionen, das Zusammenspiel der Spieler nach taktischen Regeln oder die Ergebnisse einer Funktion.

## 1.4 Konstruktives Verstehen[3]: Beschreibung und Abstraktion

Beschreibung bedeutet nicht nur, Beobachtbares festzuhalten, sondern auch, ein Denkmodell zu entwickeln, das bestimmte Aspekte betont und andere ausblendet. Jede Beschreibung ist perspektivisch geprägt, denn Beobachtungen werden stets durch Wahrnehmung, Vorwissen und Fragestellungen des Beobachters gefiltert. Sie stützt sich auf spezifische Codes, also sprachliche, kulturelle und fachliche Symbol- und Regelwerke, die als Vorgabe bestimmen, welche Aspekte als relevant gelten, wie Beobachtungen geordnet werden und welche Interpretationen zulässig sind. Ohne diese Codes bliebe Beobachtung unstrukturiert und beliebig; erst durch sie wird eine systematische, nachvollziehbare und kommunizierbare Darstellung der Wirklichkeit möglich.
Wenn jemand z.B. einen Vogel auf einem Baum sieht, könnte die Wahrnehmung zunächst rein oberflächlich sein. Man bemerkt vielleicht, dass da ein Vogel sitzt, dass er zwitschert und Federn hat. Diese Beobachtung wäre noch unstrukturiert und beliebig. Ein Ornithologe hingegen nähert sich demselben Vogel mit einem bestimmten Fachwissen und einer klaren Fragestellung. Für ihn ist relevant, welche Vogelart es ist und welche Merkmale typisch sind. Er achtet auf die Farbe des Gefieders, die Größe des Vogels, die Form seines Schnabels und sein Verhalten, zum Beispiel wie er auf dem Boden nach Samen pickt. Durch diese fachlichen Codes wird die Beobachtung geordnet und systematisch, so dass andere Fachleute sofort nachvollziehen können, welche Art beschrieben wird. Gleichzeitig blendet die Beschreibung alles aus, was für die Artbestimmung nicht relevant ist, wie etwa die exakte Anzahl der Zweige am Baum, die Lufttemperatur oder Geräusche von vorbeifahrenden Autos. Die Beschreibung wird so zu einem Denkmodell, das bestimmte Aspekte hervorhebt und andere vernachlässigt, wodurch erst eine strukturierte, kommunizierbare Darstellung der Wirklichkeit entsteht.
Vor diesem Hintergrund gilt:

**Jede Beschreibung ist zugleich eine fiktive Konstruktion,**

da sie immer eine bestimmte Perspektive gesehen wird und die Wirklichkeit in einer vom Beobachter und seinen Codes geprägten Form erfasst wird.
Sie ist stets eine fiktive Konstruktion, keine objektive Abbildung der Wirklichkeit, sondern eine selektive, interpretierte Darstellung. Ein Stadtplan etwa zeigt Straßen und Gebäude, aber auch Verkehrsströme oder die Bedeutung öffentlicher Plätze; ein Wirtschaftsbericht präsentiert Bilanzzahlen, lässt jedoch interne Konflikte oder informelle Entscheidungsprozesse unsichtbar.
Über Abstraktion lassen sich aus solchen Beschreibungen allgemeine Muster, Zusammenhänge und Regeln ableiten. Sie macht Prozesse, Beziehungen und systeminterne Dynamiken erkennbar, die nicht unmittelbar sichtbar sind. So zeigen zahlreiche Verkehrsbeobachtungen, dass bestimmte Straßen zu bestimmten Zeiten besonders stark frequentiert sind, auch wenn diese Struktur im Einzelnen nicht direkt beobachtet werden kann.
Damit eröffnet Abstraktion die Möglichkeit, das Gegebene zu überschreiten: Sie erlaubt nicht nur, verborgene Strukturen sichtbar zu machen, sondern auch Annahmen über Entwicklungen und zukünftige Zustände zu formulieren, die aus der reinen Beobachtung allein nicht hervorgehen würden. Konstruktives Verstehen bedeutet, kontinuierliche Erfahrungen (ein eigenes

[3] Konstruktives Verstehen meint: Das Verständnis wird aktiv aus Erfahrungen, Deutungen, Vorwissen und Kontexten aufgebaut. Das kann sowohl mit Verstand als auch ohne Verstand passieren.

System) in strukturierte Denkmodelle eines anderen Systems zu übersetzen. Dabei werden Informationen gefiltert, neue Strukturen erzeugt und Bedeutungen verschoben, besonders dann, wenn zwischen unterschiedlichen Systemen übersetzt wird, etwa zwischen der „Welt an sich", den persönlichen Erfahrungen und der symbolisch konstruierten Beschreibungswelt. Jede Übersetzung zwischen inkompatiblen Codierungen erzeugt Verluste, Umbildungen und Verschiebungen der Bedeutung. Verstehen ist deshalb keine Kopie der Erfahrung, sondern eine rekonstruiert-kohärente Version innerhalb eines Denkmodells, das an die Perspektive des jeweiligen Beobachters gebunden ist.
Verstehen erfordert immer eine aktive, interpretative Leistung: Aus beobachtbaren Veränderungen werden Rückschlüsse auf zugrunde liegende Prozesse gezogen. Erst im Zusammenspiel von Beschreibung als interpretiertem Denkmodell und Abstraktion als Herausarbeitung grundlegender Strukturen entsteht ein umfassendes Bild, das Orientierung in komplexen Systemen ermöglicht. Die Beschreibung liefert den Rahmen, in dem ein System als Modell erfasst werden kann. Abstraktion reduziert zwar die Komplexität, eröffnet aber zugleich die Möglichkeit, über das unmittelbar Gegebene hinauszudenken und verborgene Strukturen oder zukünftige Entwicklungen zu antizipieren.

Stellt man sich einen vollen Kühlschrank vor, so wäre es unübersichtlich, jedes einzelne Detail wie Verpackungen, angebrochene Dosen oder kleine Resteportionen gleichzeitig zu berücksichtigen. Eine Einkaufsliste reduziert diese Fülle auf wenige Kategorien wie „Gemüse fehlt", „Milch ist fast leer" oder „Kaffee nachkaufen". Durch diese Abstraktion wird sofort erkennbar, was relevant ist. Dadurch wird nicht nur sichtbar, was fehlt, sondern es lassen sich auch Muster erkennen und künftige Entwicklungen, etwa ein regelmäßiger Milchmangel, vorausahnen. Die Abstraktion nimmt Komplexität weg, eröffnet aber gleichzeitig einen Blick für zukünftige Entwicklungen.

Dabei schaffen wir uns innerhalb unserer Innenwelt Vorstellungen und Modelle, mit denen wir die Welt interpretieren, ordnen und verstehen. Die Strukturen, die daraus entstehen, sind aktiv konstruiert, nicht direkt gegeben.

**Die Welt lässt sich nie unabhängig von unserer Abstraktion erfassen; jede Beschreibung und jedes Verstehen ist durch Perspektiven und Denkmodelle gefiltert.**

**Orientierung entsteht, indem Beobachtungen in Begriffe (Einheiten) überführt und ihre Beziehungen innerhalb eines sprachlich strukturierten Modells erfasst werden, wodurch die Komplexität der Wirklichkeit reduziert und Strukturen analysierbar werden**

Systeme sind strukturierte Denkmodelle, die Zusammenhänge sichtbar machen, Muster erfassen und Dynamiken begreifen lassen. Während feste Einheiten vor allem Stabilität und klare Bezugspunkte liefern, rücken Beziehungs- und Prozesseinheiten die Vernetzungen zwischen den Bestandteilen in das Zentrum. Dadurch verschiebt sich das Verständnis vom isolierten Ding hin zu den Abläufen und Interaktionen, die das System formen. Bedeutung entsteht aus Relationen, nicht aus einzelnen Einheiten. Zeit und Veränderung werden so integrale Bestandteile der Analyse.

**Beziehungen gewinnen ihre Bedeutung erst im Zusammenspiel des gesamten Systems.**

Konstruktives Verstehen ist daher ein aktiver Prozess, in dem Wahrnehmungen, Erfahrungen und Deutungen zu einem kohärenten Bedeutungsgefüge verbunden werden. Kontinuierliche, analoge Erfahrungen werden dabei durch Quantisierung, Symbolisierung und Kategorisierung in diskrete Repräsentationen überführt. Information geht verloren, neue Strukturen entstehen,

Bedeutungen verschieben sich. Der Verstand erzeugt Muster, Kategorien und Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge, die in der unmittelbaren Erfahrung in dieser Form nicht enthalten sind.

**Verstehen vollzieht sich somit als Innenperspektive[4] auf die Welt, die Orientierung innerhalb einer selbst konstruierten Systemwelt ermöglicht.**

Die „Welt an sich" bleibt unzugänglich; erfassbar ist nur die symbolisch (in Einheiten) erzeugte Innenwelt, in der wir Komplexität begreifen und Handlungsstrategien entwickeln können. Fiktion und Möglichkeit sind dabei keine Defizite, sondern konstitutive Werkzeuge. Sie erlauben, Vermutetes hypothetisch zu modellieren und Szenarien durchzuspielen, die über das unmittelbar Gegebene hinausgehen.
Denken realisiert sich innerhalb eines Systems, das als Konstruktionsraum verstanden werden kann. Es ist ein fiktiver Möglichkeitsraum, in dem symbolische Ordnungen geschaffen, Komplexität operationalisierbar gemacht und hypothetische Weltmodelle entworfen werden. In diesem Raum treffen Fiktion und Möglichkeit aufeinander und bilden notwendige Bausteine von Erkenntnis und Verstehen.
Diese Einsicht hat wichtige Konsequenzen für das Verständnis des Verstehens selbst. Verstehen beruht zum einen auf der direkten Wahrnehmung, Deutung und Erfassung festgelegter Einheiten. Zum anderen bleiben viele für das System wesentliche Vorgänge, insbesondere dynamische Beziehungen und Abläufe, unsichtbar und sind nur indirekt über ihre Auswirkungen erschließbar; ihr Verständnis setzt zugleich die Interpretation und Einordnung durch den Beobachtenden voraus. Verstehen erfordert daher eine aktive, interpretative Leistung, bei der aus beobachtbaren Veränderungen auf zugrunde liegende Prozesse geschlossen wird. Es ist kein bloßes Ansammeln von Einzelinformationen, sondern ein komplexer Vorgang der Integration, Modellbildung und Hypothesenentwicklung, durch den die verborgenen Beziehungs- und Prozesseinheiten rekonstruiert werden. Umfassendes Verstehen entsteht erst, wenn neben klar erkennbaren Strukturen auch Dynamik und Wechselwirkungen innerhalb des Systems berücksichtigt werden.
Verstehen bewegt sich in einem Spannungsfeld zwischen dem Sichtbaren und dem Verborgenen, zwischen konkreter Wahrnehmung und abstrakter Interpretation systeminterner Zusammenhänge. Dieses Spannungsfeld ist eng mit den Prozessen von Beschreibung und Abstraktion verbunden. Beschreibung bedeutet nicht nur das Festhalten von Beobachtbarem, sondern vor allem die Konstruktion von Denkmodellen, mit denen ein System in einer spezifischen Sprache interpretiert und dargestellt wird. Ein Stadtplan etwa zeigt Straßen und Gebäude, verweist aber zugleich auf Verkehrsströme oder die Bedeutung öffentlicher Plätze. Ein Wirtschaftsbericht erfasst Bilanzzahlen, lässt jedoch interne Konflikte oder informelle Entscheidungsprozesse außen vor. Jede Beschreibung ist daher perspektivisch und selektiv.
In diesem Sinn sind Beschreibungen keine objektiven Abbilder, sondern fiktive Denkmodelle, die auf bestimmten Annahmen, Vereinbarungen und Codes beruhen. Diese Fiktionalität bedeutet keine Beliebigkeit, sondern verweist auf die Unausweichlichkeit der Perspektive. Ein Flussgebiet erscheint dem Ökologen vor allem als Lebensraum, dem Ingenieur dagegen als Objekt des Hochwasserschutzes.
Abstraktion erweitert diese Darstellungsleistung, indem sie aus Beschreibungen allgemeine Muster, Strukturen und Regeln herausarbeitet. Damit werden nicht sichtbare Einheiten wie Prozesse, Beziehungen oder Dynamiken bestimmt. So lässt sich aus vielen einzelnen Verkehrsbeobachtungen ableiten, dass bestimmte Straßen zu bestimmten Zeiten besonders belastet sind, eine Struktur, die in keinem einzelnen Fall sichtbar ist.

[4] Analytisch betrachtet gibt es zwei Innenwelten, die der Erfahrung und die des Verstandes, sowie zwei entsprechende Perspektiven. Daraus ergeben sich auch zwei Formen des Verstehens. Wir erleben die Welt also in einem fortwährenden Dialog dieser beiden Innenwelten.

Verstehen setzt daher zweierlei voraus: die Fähigkeit, ein System beschreibend abzubilden, und die Kompetenz, diese Modelle durch Abstraktion auf grundlegende Prinzipien zu verdichten.

**Erst durch das Zusammenspiel von Beschreibung als interpretiertem Denkmodell und Abstraktion als Herausarbeitung neuer Strukturen entsteht ein umfassendes Bild, das Orientierung und Handlungsfähigkeit in komplexen Systemen ermöglicht.**

**Verstehen erfolgt stets aus einer Innenperspektive**

und beruht auf Interpretation und Modellbildung innerhalb eines individuell oder kollektiv gebildeten Systems, ohne den Anspruch, die Welt an sich zu erfassen. Diese Perspektive ist notwendigerweise kontextabhängig und vorläufig, ermöglicht aber dennoch Navigation in komplexen Strukturen. Denn die Welt wird nicht in objektiv vorgegebenen Einheiten begriffen, sondern in Einheiten, die wir selbst durch Wahrnehmung, Interpretation und Kategorisierung konstruieren. Systeme sind solche Einheiten höherer Ordnung. Sie sind strukturierte Denkmodelle, die Zusammenhänge sichtbar machen, Muster erkennen und Dynamiken begreifbar werden lassen.
Es handelt sich um eine kontextabhängige und perspektivisch gefärbte Sichtweise, die sicheres Navigieren innerhalb komplexer Strukturen ermöglicht, auch wenn sie niemals eine objektive Wahrheit darstellen kann.

**Eine solche objektive Wahrheit wäre nur zugänglich, wenn das übergeordnete System bereits vollständig erfasst wäre, was jedoch unmöglich ist.**

Wir erfassen und begreifen die Welt über Einheiten, die wir aus dem Gegebenen selbst konstruieren und auf die Wirklichkeit projizieren. Sie sind keine objektiven Bausteine der Welt, sondern Ergebnisse von Wahrnehmung, Interpretation und Kategorisierung.
Durch die Gliederung der Welt in Einheiten wird Ordnung geschaffen und die Komplexität von Phänomenen nachvollziehbar. Auf dieser Grundlage lassen sich Systeme als besondere Formen von Einheiten verstehen, die im Rahmen eines übergeordneten Zusammenhangs betrachtet werden. Die Konstruktion solcher Systeme ermöglicht nicht nur eine Reduktion der Komplexität, sondern auch deren analytische Erfassung. Systeme stellen strukturierte Denkmodelle dar, die die Identifikation von Zusammenhängen, die Erfassung wiederkehrender Muster sowie das Verständnis der Dynamik eines komplexen Gegebenen erleichtern.
Rückt eine Beziehungsstruktur, also ein Prozess, ins methodische Zentrum, verschiebt sich der Fokus vom Ding zum Geschehen. Anstelle isolierter Objekte, Zustände oder Eigenschaften stehen Wechselwirkungen, Dynamiken und Abhängigkeiten im Vordergrund. Das Wesen einer Sache wird nicht mehr als feststehend angenommen, sondern als Ergebnis eines Prozesses verstanden. Relationales Denken tritt in den Vordergrund, Bedeutung entsteht aus Relationen, nicht aus isolierten Einheiten. Zeit und Veränderung werden integrale Bestandteile, Analyse wird automatisch zeitlich verankert. Jede Beziehung ist nur im Rahmen eines Geflechts sinnvoll, der Kontext kann nicht ausgeblendet werden. Die Einheit des Verstehens ist nicht statisch, sondern beweglich, Erkenntnisse bleiben vorläufig, weil sich der Prozess selbst wandelt.
Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die Übertragung von Wissen oder Erfahrung zwischen Systemen mit unterschiedlicher Codierung kein neutraler Kopiervorgang sein kann. Die Relationen und Dynamiken, die in einem System bestehen, müssen in einem anderen System neu kodiert werden. Dabei treten unvermeidliche Filterungen, Umstrukturierungen und Verschiebungen der Interpretationslogik auf. Nur ein Teil der ursprünglichen Information bleibt erhalten, neue Strukturen entstehen im Zielsystem, und die Logik der Interpretation kann sich verschieben. Wird angenommen, dass Erfahrung kontinuierlich-analog ist und der Verstand diskret-digital arbeitet, wird jedes Verstehen zu einem Übersetzungsakt zwischen zwei

inkompatiblen Codierungen, der notwendigerweise Verluste, Umbildungen und Bedeutungsverschiebungen erzeugt. Das, was wir „Verstehen“ nennen, ist demnach keine exakte Kopie der Erfahrung, sondern eine rekonstruierte Version in der Logik des Verstandes, der Strukturen generiert, die in der Roh-Erfahrung so nicht vorkommen, wie z.B. Kategorien, Ursache-Wirkung-Beziehungen und Modelle.

**Daraus folgt für das konstruktive Verstehen:**
Konstruktive Verstehen entsteht durch einen aktiven Prozess, in dem Wahrnehmungen, Erfahrungen und Deutungen zu einem kohärenten Bedeutungsgefüge integriert werden. Kontinuierliche, analoge Erfahrung wird dabei in diskrete, strukturierte Denkmodelle überführt. Dieser Prozess umfasst die Quantisierung, also die Auswahl und Abgrenzung relevanter Merkmale, sowie die Symbolisierung, das heißt die Zuordnung dieser Merkmale zu Zeichen und Kategorien. Jede Übersetzung filtert Informationen, erzeugt neue Strukturen und verschiebt Bedeutungen. Orientierung wird daher ausschließlich innerhalb der konstruierten, symbolischen Innenwelt möglich.

**Der Verstand operiert nicht auf der Ebene unmittelbarer Erfahrung, sondern auf deren gefilterten, kategorialen Repräsentationen und innerhalb der selbst konstruierten Systembilder.**

## 1.5 Intuitives Verstehen; Erfahrung und Emotionen

Verstandesmäßiges Verstehen beruht auf der diskreten Rekonstruktion kontinuierlicher Erfahrung. Während unser rationales Erfassen die Welt in klar abgegrenzte, digital organisierte Einheiten zerlegt, ist die zugrundeliegende Erfahrung selbst kontinuierlich und analog strukturiert. Daraus ergibt sich die zentrale Frage, wie diese kontinuierliche Erfahrungsstruktur beschaffen ist und welche elementaren Einheiten ihr zugrunde liegen, die unser diskret konstruktives Verstehen überhaupt erst ermöglichen. Die Spannung zwischen der analogen Kontinuität der Erfahrung und der digitalen Diskretheit des Verstehens bildet den Ausgangspunkt für eine vertiefte Untersuchung erkenntnistheoretischer Prozesse.
Bereits die elementaren Bausteine kontinuierlich-analoger Erfahrung entstehen nicht passiv, sondern durch aktive Selektions- und Ordnungsprozesse. Innerhalb dieses Prozesses formieren sich Aktivitätscodes als dynamische, strukturierte Muster, die ausgewählte sensorische und affektive Eindrücke integrieren, ordnen und verknüpfen. Sie repräsentieren keine bloßen Rohdaten, sondern variabel strukturierte Erfahrungsbausteine, die unmittelbare Wahrnehmung und sinnliche Empfindungen in einer kohärenten, dynamischen Form zusammenführen.
Ein Beispiel dafür ist ein Park, in dem zahlreiche Reize gleichzeitig auf unser Wahrnehmungssystem treffen; etwa Licht, Farben, Geräusche und Gerüche. Aus dieser Vielzahl werden diejenigen Eindrücke ausgewählt und geordnet, die besonders relevant erscheinen, wie zum Beispiel die Bewegung eines Vogels zwischen den Bäumen oder ein melodisches Zwitschern. Gleichzeitig verbindet sich die Wahrnehmung mit einer Vielzahl emotionaler Komponenten (Aktivitätscodes, Emotionen), die u.a. Ruhe oder Freude hervorrufen können. Auf diese Weise werden die unterschiedlichen Sinneseindrücke und ihre Bewertungen zu einem kohärenten Gesamterlebnis integriert, das als „Naturerlebnis“ wahrgenommen wird.
Aus der intuitiven Innenperspektive projizieren wir dieses Gesamtergebnis auf die wahrgenommene Umgebung (das Gegebene). Bei Wiedererkennung verstärkt sich das bestehende kohärente System, während neue Eindrücke möglichst diesem System zugeordnet und in das bestehende Bedeutungssystem integriert werden.

Zu diesen Aktivitätscodes zählen insbesondere die Einheiten, die wir als Emotionen bezeichnen können. Sie fungieren als zentrale Träger qualitativer und relationaler Information in der Erfahrung. Andere Aktivitätscodes wie Wirks, Strings, Quanten oder Photonen werden in verschiedenen theoretischen Zusammenhängen verwendet, lassen sich jedoch metaphorisch auf die Erfahrungsdynamik übertragen, um deren strukturelle Komplexität und Interaktivität anschaulich zu machen.
Durch diese Prozesse entstehen Erfahrungseinheiten, die nicht nur momentane Eindrücke abbilden, sondern die Grundlage für weitere Wahrnehmung, Handlung und Bewertung bilden. Aktivitätscodes wirken somit als strukturierende Träger von Bedeutung, die das Erfahrungsfeld organisieren und kohärente Erfahrungsstrukturen ermöglichen. Auf dieser Grundlage lässt sich intuitives Verstehen als energetische[5], vorbewusste, ganzheitliche und nichtsprachliche Form des Bedeutungsgewinns in drei Stufen beschreiben:

**Empfindungen** – die unmittelbare sinnliche Aufnahme, kontinuierlich-analog und nicht diskursiv.
**Emotionen** – energetische Aktivitätscodes, die aus den Empfindungen hervorgehen.
**Ausdruck[6] –** Gefühle als Formen des internen Wirkens und Handlungen als Formen des externen Wirkens, verstanden als Resonanz dieser Aktivitätscodes.

Die Aktivitätspotentiale, wie etwa Emotionen, werden auf der Ebene der Erfahrung zueinander in Beziehung gesetzt.

Ein Beispiel dafür ist ein Spaziergang in einem Stadtpark, bei dem verschiedene Sinneseindrücke wie Vogelgezwitscher, Sonnenlicht, der Duft von frischem Gras und die Bewegungen anderer Menschen gleichzeitig registriert werden. Bestimmte Reize, etwa das Zwitschern der Vögel oder die warmen Sonnenstrahlen, werden mit positiven Gefühlen wie Freude oder Entspannung verknüpft, während andere, wie laute Baugeräusche, Neutralität oder leichte Irritation hervorrufen. Durch die relationalen Verknüpfungen der einzelnen Aktivitätscodes (Emotionen) entsteht eine geordnete, lebendige Struktur, die als flüchtige Konstellation die Vielfalt der Erfahrungseinheiten integriert und ihre dynamischen Wechselwirkungen sichtbar macht.

Auf dieser Grundlage ermöglicht das Erfahrungssystem ein unmittelbares intuitives Verstehen, noch bevor reflektives, verstandesmäßiges Verstehen einsetzt, und erzeugt eine erlebte, gefühlte Struktur des gegenwärtigen Geschehens. Dieses unmittelbare Verstehen zeigt sich darin, dass Sinn und Bedeutung eines Moments direkt erfahrbar werden, ohne dass sie zuerst sprachlich oder analytisch erschlossen werden müssen.
Diese mehrschichtige Struktur zeigt, dass das Fundament unserer Erfahrung bereits konstruiert und selektiv geformt ist, bevor es in diskrete, verstandesmäßige Modelle übersetzt wird. Die ersten konstitutiven Einheiten des Erkennens, die Erfahrungscodes, enthalten in den Erfahrungen bereits die persönlich grundlegende Ordnung und Beziehung zur Welt. Sie verbinden affektive, sensorische und zeitliche Dimensionen und ermöglichen ein unmittelbares, lebendiges Verstehen, das dem reflexiven, verstandesmäßigen Verstehen vorausgeht und es erst möglich macht.
Die Erfahrungscodes eröffnen eine eigene innere Logik, in der Welt, Du und Ich bereits miteinander verknüpft sind. Sie lassen sich als grundlegende Ur-Interpretationen der Welt verstehen, als vorreflexive Formen des Erlebens, in denen die Kontinuität der Erfahrung bereits in

[5] „Energetisch“ beschreibt die dynamische Kraft, Bewegung und Aktivität, die dem intuitiven, vorbewussten Bedeutungsgewinn zugrunde liegt, im Unterschied zu einer rein symbolischen oder analytischen Verarbeitung.
[6] Ausdruck bezeichnet bereits manifestierte Gefühle oder Handlungen, während potentieller Ausdruck die innere Kraft oder Tendenz zum Handeln beschreibt, die noch nicht zu einer konkreten Umsetzung geführt hat.

sinnvolle Gestalten übersetzt wird, noch bevor sie in diskrete, sprachlich-symbolische Einheiten zerlegt und in ein neues System integriert werden.
In diesem Sinne sind die Welt, das Du und das Ich keine fertigen Objekte, sondern emergente Strukturen innerhalb der relationalen Organisation von Aktivitätseinheiten. Sie werden durch die kontinuierliche Interaktion der Codes vorgeprägt, sodass die Erfahrung eines eigenen Standpunkts im Verhältnis zur Welt und zu anderen Menschen bereits vor verstandesmäßiger Reflexion gegeben ist.

**Kontinuierlich-analoge Erfahrungscodes sind somit die lebendigen, sinntragenden Grundeinheiten intuitiven Verstehens, durch die sich die Welt vor jeder verstandesmäßigen Strukturbildung bereits als bedeutungsvoll darstellt.**

Ein theoretisches Beispiel, das dieses Verständnis auf einer neurobiologischen Ebene illustriert, liefert Gerald Edelman mit seiner Theorie der neuronalen Gruppenselektion (Neural Darwinism). Nach Edelman fungieren bestimmte Aktivitätsmuster oder -konstellationen in neuronalen Netzwerken als neuronale Repräsentationen, die spezifische Erfahrungsqualitäten abbilden. Diese Aktivitätsmuster können als Analogie zu den kontinuierlich-analogen Erfahrungscodes verstanden werden. Sie zeigen, wie in ihrer Vielfalt und Dynamik die Grundlage für Erleben und intuitives Verstehen entsteht, ohne dass deren grundlegende, prä-reflexive Bedeutung verloren geht.

**Daraus folgt für das intuitive Verstehen:**
Intuitives Verstehen baut auf den relationalen Strukturen von Aktivitätseinheiten auf, durch die Welt, Du und Ich vorreflexiv geprägt werden. Es entsteht als vorbewusste, kontinuierlich-analoge Bedeutungsbildung, in der situative Emotionen als integrierte Erfahrungscodes affektive, sensorische und zeitliche Qualitäten untrennbar verbinden. Diese Codes entstehen im unmittelbaren Erleben und wirken als direkte Interpretation der Situation, ohne dass sprachliche oder begriffliche Analyse erforderlich ist. Orientierung wird möglich, weil sie Reize spontan in sinntragende Gestalten übersetzen, die Handlungsbereitschaft und Aufmerksamkeit lenken. Die so entstehende Ordnung ist fließend, ganzheitlich[7] und im jeweiligen Moment verankert. Sie eröffnet einen unmittelbaren Zugang zur Situation und vermittelt deren Bedeutung, noch bevor diese in sprachlich-symbolische Strukturen zerlegt wird. Objektive Wirklichkeit bleibt unzugänglich, doch das intuitive Verstehen macht die Erfahrungswelt als bedeutungsvoll erfahrbar. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass die Sinnhaftigkeit eine persönliche Interpretation des Gegebenen und nicht die Realität an sich ist.
Die so entstehende Ordnung der Erfahrungswelt ist fließend, ganzheitlich und im jeweiligen Moment verankert. Sie eröffnet einen unmittelbaren Zugang zur Situation und vermittelt deren Bedeutung, noch bevor diese in sprachlich-symbolische Strukturen zerlegt wird. Sobald diese vorreflexiven Erfahrungen jedoch mit dem Denken interagieren, treffen unterschiedliche Codierungen aufeinander, wodurch jede Übertragung zu einem aktiven Transformationsprozess wird, der Filterung, Neubildung und Verschiebung von Bedeutung einschließt. Damit rückt die Übersetzung zwischen Systemen mit unterschiedlichen Logiken und Strukturen in den Mittelpunkt, ein Thema, das im nächsten Kapitel vertieft wird.

## 1.6 Zusammenspiel von intuitivem und konstruktivem Verstehen

Das menschliche Erkennen beruht auf dem Zusammenspiel zweier grundlegender Formen des Verstehens: dem intuitiven und dem konstruktiven Verstehen. Beide sind eng miteinander verbunden und beeinflussen sich gegenseitig. Das intuitive Verstehen bildet die primäre Grundlage

[7] ein System

jeder Erkenntnis. Es liefert die unmittelbare Bedeutungsbasis, in der Erfahrungen affektiv, sensorisch und zeitlich integriert werden und vorreflexive Sinnstrukturen entstehen. Auf dieser Grundlage setzt das konstruktive Verstehen an, indem es aus den kontinuierlich-analogen Inhalten des intuitiven Erlebens ausgewählte Elemente herauslöst, sie zu klar abgegrenzten sprachlich-symbolischen Einheiten formt und in die Struktur des bestehenden digitalen Systems integriert. Dadurch entsteht ein kohärentes und reflektierbares Verständnis, das zwar auf der vorbewussten Verarbeitung aufbaut, jedoch nicht die volle Komplexität der ursprünglichen Erfahrung abbildet. Während das intuitive Verstehen eigenständig bestehen kann, ist das konstruktive Verstehen ohne die vorausgehenden Leistungen des Intuitiven weder denk- noch funktionsfähig.

**Erst ihre Verbindung ermöglicht eine Erkenntnisweise, die sowohl den lebendigen Zugang zur Erfahrung als auch deren reflektierte und strukturierte Verarbeitung umfasst.**

Das intuitive Verstehen ist eine vorbewusste, kontinuierlich-analoge Form der Bedeutungsbildung, die unmittelbar im Erleben entsteht und keiner sprachlichen oder begrifflichen Verarbeitung bedarf. Affektive, sensorische und zeitliche Qualitäten verschmelzen zu integrierten Erfahrungscodes, die Reize spontan in sinntragende Gestalten übersetzen. So entsteht eine kohärente, im Moment verankerte Bedeutungswelt, die ganzheitlich geordnet ist und gleichzeitig Handlungsbereitschaft sowie Aufmerksamkeit steuert.
Dieser Prozess erschließt die Welt als sinnvolle Erfahrung, noch bevor analytische Zerlegungen in Begriffe oder Symbole einsetzen.

**Die entstehenden Bedeutungen sind keine Abbilder objektiver Realität, sondern Resonanzen**,

die aus dem Zusammenspiel äußerer Reize mit der inneren Disposition des Individuums hervorgehen. Intuitives Verstehen bildet damit den unverzichtbaren Ausgangspunkt allen weiteren Denkens.
Auf dieser Grundlage setzt das konstruktive Verstehen an: Es greift auf ausgewählte Daten des intuitiven Verstehens zurück, überführt sie in klar abgegrenzte, sprachlich-symbolische Modelle und integriert sie in bestehende Denk- oder Handlungssysteme. So entsteht ein kohärentes, reflektierbares Verständnis, das auf den vorbewussten, intuitiven Prozessen aufbaut, ohne deren gesamte Komplexität reproduzieren zu müssen.

**Das konstruktive Verstehen greift auf ausgewählte Daten des intuitiven Verstehens zurück und wandelt sie in klar abgegrenzte, sprachlich-symbolische Modelle um.**

Damit wird das zunächst implizite, „gefühlte“ Verständnis in explizite und vergleichbare Formen gebracht. Im konstruktiven Verstehen wird die erlebte Wirklichkeit in Einheiten, Kategorien und Beziehungen geordnet und ermöglicht so Analyse, Schlussfolgerung, Planung und Kommunikation.
Der Übersetzungsprozess von kontinuierlich-analogen Erfahrungen in abstrakte Strukturen ist zwangsläufig mit Informationsverlusten und Interpretationsverschiebungen verbunden, da hier zwei unterschiedlich konfigurierte Systeme aufeinandertreffen. Die so entstehenden Modelle sind stets perspektivisch, kontextabhängig und vorläufig. Gleichzeitig erweitert das konstruktive Verstehen die Rohdaten des intuitiven Verstehens um Ordnung, Kohärenz und strategische Nutzbarkeit, wodurch sie systematisch reflektierbar werden.

**Weder intuitives noch konstruktives Verstehen verfügen über direkten Zugang zur Realität „an sich“; diese bleibt ein transzendenter Bezugspunkt**,

auf den wir nur indirekt über Erfahrung und Modellbildung zugreifen.
**Das intuitive Verstehen gestaltet aus der Wahrnehmung eine persönlich geformte Bedeutungswelt. Das konstruktive Verstehen baut darauf auf und schafft symbolische Strukturen, die innerhalb dieser erlebten Welt Orientierung bieten.**

In beiden Fällen ist der Bezug zur Realität indirekt. Die Erkenntnisprozesse bleiben auf die Perspektive des Individuums beschränkt und bewegen sich im Spannungsfeld zwischen unmittelbarer Erfahrung, abstrahierender Modellbildung und der prinzipiell unzugänglichen Realität.

**Das Zusammenspiel von intuitivem und konstruktivem Verstehen ist kein Annäherungsprozess an die Realität selbst, sondern ein fortlaufender Abgleich eigener Bedeutungs- und Weltmodelle mit dem wahrgenommenen Gegebenen.**

Dabei reagiert das intuitive Verstehen unmittelbar auf Sinneseindrücke und emotionale Resonanzen, während das konstruktive Verstehen diese Ergebnisse prüft, strukturiert und kommunizierbar macht.

**Das intuitive Verständnis bildet die ursprüngliche Grundlage, auf der jede formale Beschreibung erst Sinn gewinnt.**

Ohne diese vorreflexive Resonanz mit der Welt verlöre das konstruktive Denken seinen Boden. Umgekehrt eröffnet das konstruktive Verstehen die Möglichkeit bewusster Reflexion, begrifflicher Klärung und des Austauschs über jene Bedeutungen, die im unmittelbaren Erleben hervortreten.
Menschliche Erkenntnis lebt von der Spannung zwischen der Ganzheit des Erlebens und der Gliederung des Denkens. Das intuitive Verstehen hält uns in unmittelbarer Verbundenheit mit der Erfahrungswirklichkeit; das konstruktive Verstehen hebt diese Verbundenheit in den Raum des Denkens bzw. der Vorstellungen, wo sie gestaltbar und planvoll nutzbar wird. Über diesen Prozess entsteht zugleich ein fiktiver Möglichkeits- oder Konstruktionsraum, der der persönlichen Kreativität unerschöpfliche Potenziale eröffnet. Gleichzeitig ermöglicht er die Bildung von Artefakten, also reinen Denkmodellen, die in der Realität „an sich“ gar nicht existieren, jedoch Ideen, Hypothesen und alternative Handlungsoptionen sichtbar und erfahrbar machen. In ihrer Verbindung entsteht eine dynamische Form des Begreifens, die gleichermaßen spontane Handlungsfähigkeit wie reflektierte Orientierung ermöglicht. Zugleich verweist diese Einheit auf eine Grenze. Sie macht die Welt für uns zugänglich, ohne sie je in ihrem Ganzen erfassen zu können. Jede Erkenntnis bleibt perspektivisch, gebunden an unsere Erfahrungs- und Deutungsweisen. Gerade hierin liegt ihr lebendiger, unabschließbarer Charakter.

## 1.7 Wahrnehmung als interpretativer Prozess

Wahrnehmung ist kein passives Spiegelbild der äußeren Welt, sondern ein aktiver, interpretativer Prozess, durch den Sinn und Bedeutung erst entstehen. Sinnesreize wie Licht, Schall oder chemische Moleküle liegen zunächst lediglich als physikalische Signale vor. Erst durch die individuelle Verarbeitung, die sowohl intuitive Resonanz als auch Interpretation des Verstandes einschließt, werden sie zu Phänomenen transformiert, die für das jeweilige Individuum eine spezifische Bedeutung tragen. Wahrnehmung ist damit nicht die einfache Abbildung der Welt, sondern eine schöpferische Leistung, die auf der Wechselwirkung von Reiz, Erfahrung und Denken beruht.
Sensorische Signale wandeln sich in interne Aktivitätsmuster, die aus dem individuellen Wahrnehmungshorizont hervorgehen und sich fortlaufend durch Integration in das bestehende

Erfahrungssystem transformieren. Diese Aktivitätsmuster, die sich als Emotionen manifestieren, bilden die elementaren Bausteine von Erfahrung. Aus ihnen entsteht ein strukturelles Raster, an dem neue Sinnesdaten geprüft, abgeglichen und eingeordnet werden. Erst durch diesen Vergleich erhalten Sinnesreize Bedeutung: Ein Reiz wird nicht einfach registriert, sondern im Licht früherer Erfahrungen interpretiert, klassifiziert und in einen persönlichen Bedeutungszusammenhang eingebettet.
Wenn ein aktueller Reiz hinreichend mit einer gespeicherten emotionalen Erfahrung übereinstimmt, entsteht eine spezifische Interpretation: „Das ist ein Gesicht", „Das ist Musik" oder „Das ist Gefahr". Dieser Prozess ist untrennbar mit einer emotionalen Resonanz verbunden, die Wahrnehmung formt, das persönliche Erleben prägt und interne wie externe Handlungen beeinflusst. Resonanz bezeichnet hier die Rückkopplung innerhalb der individuellen Perspektive. Das erkannte Objekt wird nicht nur vom Verstand klassifiziert, sondern in einen persönlichen Bedeutungszusammenhang eingebettet. Das daraus entstehende Stimmigkeitsgefühl fungiert als interne Validierung und kann Handlungsimpulse wie Neugier, Vorsicht oder Freude auslösen.
Wahrnehmung ist daher kein passiver Vorgang, sondern ein dynamischer, konstruktiver Prozess. Ohne Interpretation blieben Sinnesdaten ungeordnet, ohne interne Aktivitätsmuster fehlte der Bezugspunkt, und ohne Resonanz die persönliche Verankerung. Erst in der Verbindung von Reiz, internen Mustern und Resonanz entsteht eine handlungsfähige, sinnvolle Erfahrung. Wahrnehmung zeigt sich somit als kontinuierlicher Dialog zwischen Außenwelt und individueller Erfahrungswelt. Diese konstruktive Sichtweise hat weitreichende Konsequenzen für das Verständnis von Realität.

**Da Wahrnehmung immer interpretativ ist, wird unsere Welt nie unverfälscht erlebt.**

Realität erscheint uns niemals als unmittelbare Gegebenheit, sondern stets in der Form einer Konstruktion, die durch individuelle Erfahrungshorizonte, emotionale Aktivitätsmuster und Resonanzen geprägt ist. Was wir „Wirklichkeit" oder das „Gegebene" nennen, ist daher immer schon gefiltert, geordnet und gedeutet. Sie sind keine neutralen Abbilder, sondern sind ein lebendiges Geflecht aus Reiz und Sinn, in dem die Außenwelt nur insoweit existiert, als sie im Inneren Bedeutung gewinnt.
Gerade hierin zeigt sich, dass Wahrnehmung wesentlich ein interpretativer Prozess ist. Sie verwandelt rohe Sinnesdaten in bedeutungsvolle Phänomene, verknüpft sie mit früheren Erfahrungen, bettet sie in emotionale Resonanz ein und bringt so eine je eigene Wirklichkeit hervor. Wahrnehmung ist damit nicht das passive Empfangen von Welt, sondern die aktive Mitgestaltung einer Bedeutungswelt, in der das Gegebene und das Persönliche untrennbar verflochten sind.

## 1.8.Orientierung im Geflecht der Deutungen

Wahrnehmung ist ein aktiver, interpretativer Prozess, der niemals die Welt in ihrem „an-sich"-Sein unmittelbar erfasst, sondern stets eine Deutung des Gegebenen hervorbringt. Sinnesreize werden dabei in Aktivitätsmuster übersetzt und mit gespeicherten Erfahrungen, Kategorien und Bedeutungen abgeglichen. Auf diese Weise entsteht eine persönliche Bedeutungswelt, die das Wahrgenommene in einen Kontext stellt und ihm Relevanz verleiht. Das Ergebnis der Wahrnehmung ist also nicht die Realität selbst, sondern eine innere Version davon. Erst diese Übersetzungen machen Orientierung möglich.
Denn Orientierung setzt nicht voraus, dass wir die „Welt an sich" erkennen. Vielmehr wird sie erst dadurch möglich, dass unsere Wahrnehmung die Welt in Formen fasst, die handhabbar, anschlussfähig und für uns sinnvoll sind. Die Tatsache, dass wir Wirklichkeit nie unmittelbar,

sondern nur durch Interpretationsmuster erfahren, ist also keine Schwäche, sondern die Bedingung der Möglichkeit von Orientierung.
Was wir sehen, geht stets über die physikalische Erscheinung hinaus. Ein Baum ist nicht bloß eine zufällige Ansammlung von Blättern und Ästen, sondern eine Gestalt, die Bedeutung trägt, sei es als Lebensraum, als Symbol oder als ästhetische Figur. In der Abstraktion bringt das Zusammenspiel von äußeren Reizen, internen Mustern und emotionaler Resonanz Wirklichkeiten hervor, die physikalisch nicht existieren, die jedoch unsere Erfahrung prägen. Gerade darin liegt die orientierende Kraft der Wahrnehmung. Sie erschließt uns nicht die Welt „an sich", sondern eine gedeutete Welt, in der wir uns zurechtfinden können. Wahrnehmung ist Deutung, und Deutung ist der Raum, in dem Orientierung möglich wird.
Die Realität „an sich" wird niemals eins zu eins abgebildet, sondern immer so geformt, dass sie in unsere inneren Bedeutungsrahmen passt. Diese Rahmen bestehen aus dem Zusammenspiel von intuitiv geprägten Erfahrungen und konstruktiven, verstandesmäßigen Strukturen. Sie wirken zugleich als Filter und als Konstruktionsprinzip: Einerseits begrenzen sie, was wir wahrnehmen können, andererseits eröffnen sie Möglichkeiten, im Wahrgenommenen Strukturen, Zusammenhänge oder sogar neue Gestalten zu erkennen und hervorzubringen.
Orientierung entsteht, indem das intuitive Verstehen die unmittelbare Resonanz mit der Erfahrungswirklichkeit bereitstellt, während das konstruktive Verstehen diese Resonanz in symbolische Modelle überführt, die bewusst reflektiert und geteilt werden können. Orientierung bedeutet somit, aus der aktiven Deutung der Welt eine verlässliche innere Ordnung zu gewinnen, die Entscheidungen ermöglicht und sinnvolles Handeln anleitet.
So entsteht eine persönliche Bedeutungswelt, die zwar stimmig ist, aber immer perspektivisch und vorläufig bleibt. Die Realität im Sinne eines „an sich" bleibt uns unzugänglich, und gerade darin liegt die Spannung. Wir können Orientierung nur finden, indem wir Wirklichkeit als Deutung erleben. Wäre uns die Welt unmittelbar gegeben, erschiene sie als chaotisches Kontinuum ohne Struktur. Erst durch das Zusammenspiel von intuitiver Resonanz und konstruktiver Ordnung wird aus Unübersichtlichkeit eine gestaltete Welt, in der Orientierung möglich wird.
Zwischen der objektiven Realität und unserem Verstehen liegt ein Netz von Erkenntnisstrukturen. Dazu gehören emotionale Erfahrungen, verstandesmäßige Schemata sowie sprachliche und mathematische Formen. Dieses Netz trennt uns zwar von der „Welt an sich", zugleich bildet es jedoch die Brücke, die Orientierung überhaupt erst ermöglicht. Was wie ein Schleier erscheint, ist in Wahrheit das Gewebe, an dem wir uns festhalten und entlang dem wir uns bewegen können.
Auch Wahrheiten, sei es religiöse, spirituelle, weltanschauliche, wissenschaftliche oder persönliche, sind Ausdruck solcher Orientierungsmuster. Sie sind konsistente Binnenkonstruktionen, die nicht die Wirklichkeit enthüllen, sondern Wege durch das Geflecht der Deutungen markieren. Ihre Geltung verdanken sie nicht einer Übereinstimmung mit einem absoluten Sein, sondern ihrer Fähigkeit, innerhalb bestimmter Systeme Orientierung zu stiften.
Verstehbarkeit der Welt entsteht dadurch, dass wir sie in abstrakte Einheiten zerlegen, diese ordnen und in Beziehung setzen. Diese Ordnungen sind keine natürlichen Gegebenheiten, sondern Instrumente, die Komplexität reduzieren, Entscheidungen ermöglichen und Handlungsräume eröffnen.
Orientierung im Geflecht der Deutungen bedeutet daher, trotz der prinzipiellen Unzugänglichkeit der „Welt an sich" in der Vielzahl möglicher Interpretationen Halt zu finden. Sie besteht in der Fähigkeit, aus der Perspektivität und Vorläufigkeit unseres Verstehens Handlungsfähigkeit zu gewinnen.

**Orientierung ist dabei nicht nur ein Nebeneffekt der Interpretation, sondern ein zentrales Ziel. Durch das Deuten und Ordnen der Eindrücke schaffen wir uns eine innere Struktur, die Halt, Richtung und Handlungsfähigkeit ermöglicht.**

Es geht darum, das komplexe Geflecht von Deutungen so zu bewältigen, dass aus der Sinngebung Richtung, aus Resonanz Handlung und aus der Vielheit von Perspektiven ein gangbarer Weg entsteht.

## 1.9 Das Verstehen des Verstehens

Beim Verstehen des Verstehens geht es um die logische und begriffliche Organisation des Denkens selbst. Entscheidend sind dabei nur zwei Größen: die Einheiten und die Beziehungen zwischen ihnen.
Verstehen vollzieht sich als Bildung von Einheiten und der Vernetzung dieser Einheiten. Die Einheiten selbst sind abstrakte Denkkonstruktionen, die erst durch Deutung im Zusammenhang Sinn gewinnen. Beziehungen stellen sicher, dass die Einheiten nicht isoliert bleiben, sondern in einer geordneten, relationalen Struktur miteinander verbunden sind. Dabei können die Beziehungen sowohl linear als auch komplex relational gestaltet sein.
Auf der Metaebene des Verstehens wird sichtbar, dass wir diese Strukturen nicht durch zusätzliche Theorien anreichern müssen. Vielmehr zeigt sich, dass wir sie im Vollzug sowohl praktisch anwenden als auch reflexiv nachvollziehen können. Wir erkennen, wie wir selbst Sinn erzeugen, Einheiten bilden und Beziehungen herstellen. Damit eröffnet sich ein Blick auf das Denken über das Denken, in dem die formalen Mechanismen des Verstehens selbst erkennbar werden.
Besonders anschaulich tritt diese Metaebene in der Mathematik hervor. Jeder Gedankenschritt ist dort linear. Eine Definition folgt aus einer anderen, ein Beweis baut auf Zwischenergebnissen auf, ein neues Konzept wird aus bestehenden Begriffen konstruiert. Diese Schritte sind nicht beliebig, sondern folgen der inneren Logik. Zugleich entstehen an bestimmten Knotenpunkten neue Abzweigungen. Jede dieser Fortsetzungen verläuft wiederum linear innerhalb ihres eigenen Zweigs. Bildlich gesprochen wächst die Mathematik wie ein Baum, dessen Äste linear verlaufen und sich an Knoten verzweigen. Mit der Zeit entstehen Querverbindungen, die ein Netzwerk bilden, in dem Notwendigkeit und Möglichkeit, Folgerichtigkeit und Kreativität unauflöslich miteinander verbunden sind.
Eine zweite (komplementäre) Verdeutlichung bietet die Sprache. Auch hier bestehen die Grundbausteine aus Einheiten, also aus Wörtern, Sätzen und Texten. Ihre Bedeutung ergibt sich nicht von selbst, sondern entsteht erst im Gebrauch und im jeweiligen Zusammenhang. Sprache ist ebenfalls linear aufgebaut, da Wörter aufeinander folgen, Sätze sich grammatisch fügen und Gedanken Schritt für Schritt entfaltet werden. Gleichzeitig eröffnet die Sprache Abzweigungen und Relationen. Ein Wort kann mehrere Bedeutungen tragen, ein Satz lässt unterschiedliche Deutungen zu, eine Metapher weckt vielfältige Assoziationen. Über Felder und Bezüge entstehen Geflechte von Bedeutungen, die sich wie ein Netz ausbreiten. Auch hier zeigt sich, dass Sinn nicht gegeben ist, sondern in jedem Akt des Verstehens neu hervorgebracht wird.
Diese Überlegungen lassen sich nicht nur auf Mathematik oder Sprache anwenden, sondern auch auf das alltägliche Verstehen.
Im Alltag begegnen uns „Einheiten“ in Form von Dingen, Situationen, Menschen, Worten oder Gesten. Sie sind zunächst „roh“ vorhanden, aber ihre Bedeutung ist nicht festgelegt. Ein Lächeln kann Freude, Unsicherheit oder Ironie bedeuten. Ein klingelndes Telefon ist nicht einfach nur ein Geräusch, sondern kann Hinweis auf eine Nachricht, eine dringende Angelegenheit oder auch eine Störung sein. Bedeutung entsteht erst durch die Einordnung in einen Zusammenhang.
Wie in der Mathematik und der Sprache gewinnt auch das Alltagsverständnis seine Klarheit durch Beziehungen. Ein Ereignis, das isoliert betrachtet rätselhaft wirkt, wird verständlich, sobald es in ein Netzwerk von Zusammenhängen eingeordnet wird:

Warum stellt jemand eine Frage?
In welchem Tonfall?
Vor welchem Hintergrund?

Relationale Bezüge erzeugen Sinn, ebenso wie eine mathematische Definition nur im Bezugssystem einer Theorie Bedeutung hat oder ein Satz erst im Kontext eines Gesprächs verständlich wird. Auch im Alltag denken und handeln wir meist linear. Eine Handlung folgt auf die andere, eine Entscheidung baut auf einer vorherigen auf. An bestimmten Knotenpunkten eröffnen sich jedoch Abzweigungen. Ein Gespräch kann verschiedene Richtungen nehmen, eine berufliche Entscheidung unterschiedliche Lebenswege eröffnen. So wie die Mathematik „baumartig" wächst, entfalten sich auch Alltagssituationen entlang von Wegen, die sowohl durch Logik und Plausibilität als auch durch Möglichkeiten und Freiheit bestimmt sind.
Mit der Zeit formen unsere Erfahrungen ein Netzwerk von Sinnzusammenhängen. Eine neue Begegnung erinnert an frühere, ein Erlebnis wirft ein neues Licht auf bereits gemachte Erfahrungen. Diese Querverbindungen funktionieren ähnlich wie semantische Felder in der Sprache oder Querverweise in der Mathematik. Sie machen unser Handeln flexibel, kreativ und anpassungsfähig.

**Beispiel: Ein Gespräch im Alltag**
Stell dir vor, jemand sagt zu dir: „Du bist aber spät dran."

1. **Einheiten:**
   Die sprachliche Einheit ist z.B. der Satz selbst.
2. **Beziehungen:**
   Der Satz allein ist mehrdeutig. Ist er vorwurfsvoll gemeint? Scherzhaft? Nur als Feststellung? Erst durch die Beziehung zum Kontext (Wie gut kenne ich die Person? Wie ist die Stimmung? Worauf wartet sie?) wird die Bedeutung klarer.
3. **Linearität:**
   Im Gespräch folgt eine Reaktion auf die Äußerung. Ich kann z. B. antworten: Ja, tut mir leid, der Bus hatte Verspätung." oder: „Stimmt, aber ich bringe Kaffee mit." Jede Antwort ist ein linearer Schritt, der den Gesprächsfaden weiterführt.
4. **Abzweigungen / Knotenpunkt:**
   Je nach Antwort entwickelt sich das Gespräch in verschiedene Richtungen (Entschuldigung, entspanntes Lachen, Rechtfertigung usw.). Jeder Knotenpunkt eröffnet ein Möglichkeitsfeld, in dem jede Möglichkeit linear in ihre eigene Richtung verlaufen kann. Hier zeigt sich der „Knotenpunkt": mehrere Fortsetzungen sind möglich, jede verläuft aber linear in ihrer eigenen Richtung.
5. **Netzwerk:**
   Mit der Zeit bilden solche Situationen ein Muster: Wir lernen, wie die andere Person auf Verspätungen reagiert, ob sie Humor schätzt oder eher Wert auf Pünktlichkeit legt. Diese Erfahrungen verknüpfen sich mit anderen Situationen (z. B. berufliche Meetings, Verabredungen mit Freunden) und schaffen ein Netzwerk von Bedeutungen, das unser zukünftiges Verhalten prägt.

Das Verstehen des Verstehens zeigt sich nicht nur in abstrakten Denksystemen, sondern auch im Alltag. Alles, was wir benötigen, um Bedeutung zu erzeugen, sind Einheiten und die Beziehungen zwischen ihnen. Das intuitive Verstehen spielt dabei keine entscheidende Rolle, da es auf vorbewussten Resonanzen beruht, die zwar unmittelbare Orientierung liefern, aber keine bewusste Reflexion oder systematische Strukturierung von Sinn ermöglichen. Entscheidend ist vielmehr die bewusste Bildung von Einheiten und die explizite Erfassung ihrer Relationen, die das Verstehen des Verstehens überhaupt erst ermöglichen.

Einheiten und ihre Beziehungen bilden die Grundlage für Sinnbildung im Alltag, ebenso wie sie in abstrakten Systemen theoretisch realisiert werden. Systeme selbst lassen sich als abstrakte Denkeinheiten verstehen, die durch ihre Elemente, geordnete Zusammenhänge und spezifische Strukturen Bedeutung erzeugen. Auch im Alltag denken und handeln wir in Systemen. Unsere Erfahrungen, Gespräche, Entscheidungen und Handlungen sind organisiert, vernetzt und folgen einer internen Logik, die Orientierung ermöglicht.
Die Prinzipien, die wir in Mathematik und Sprache beobachten können, strukturieren in gleicher Weise unser tägliches Verstehen. Schritt für Schritt, an Knotenpunkten, über Verzweigungen und in Netzwerken von Sinn entstehen relational geordnete Bedeutungen. So wie ein System durch interne Logik, Codes und Beziehungen funktioniert, erzeugen wir durch das Deuten von Einheiten und ihren Relationen Bedeutung in jeder Erfahrung und jedem Gedankenschritt. Auf diese Weise wird das Verstehen des Verstehens überall wirksam. Wir denken sowohl linear als auch relational und schaffen so in allen Bereichen unseres Denkens und Handelns Sinn.

## 1.10 Verstehen als konstruktive Symbolarbeit auf der Basis von Emotionen

Symbole, wie Wörter, Zeichen oder mathematische Formeln, sind Abstraktionen. Sie reduzieren die Vielfalt konkreter Erscheinungen auf vereinfachte Zeichen. Das Wort „Baum“ abstrahiert von allen individuellen Bäumen. Ein Symbol allein ist jedoch noch nicht bedeutungsam; Bedeutung entsteht erst, wenn es in ein System von Beziehungen eingebettet wird, wie etwa Sprache, Logik oder Mathematik. Erst durch diese Integration wird ein Symbol referenzfähig und im Kontext verständlich. Mit anderen Worten:

**Wir verstehen über Symbole, die aus der Vielfalt des Gegebenen entwickelt werden, und die erst innerhalb eines vorgegebenen Ordnungssystems Bedeutung erhalten.**

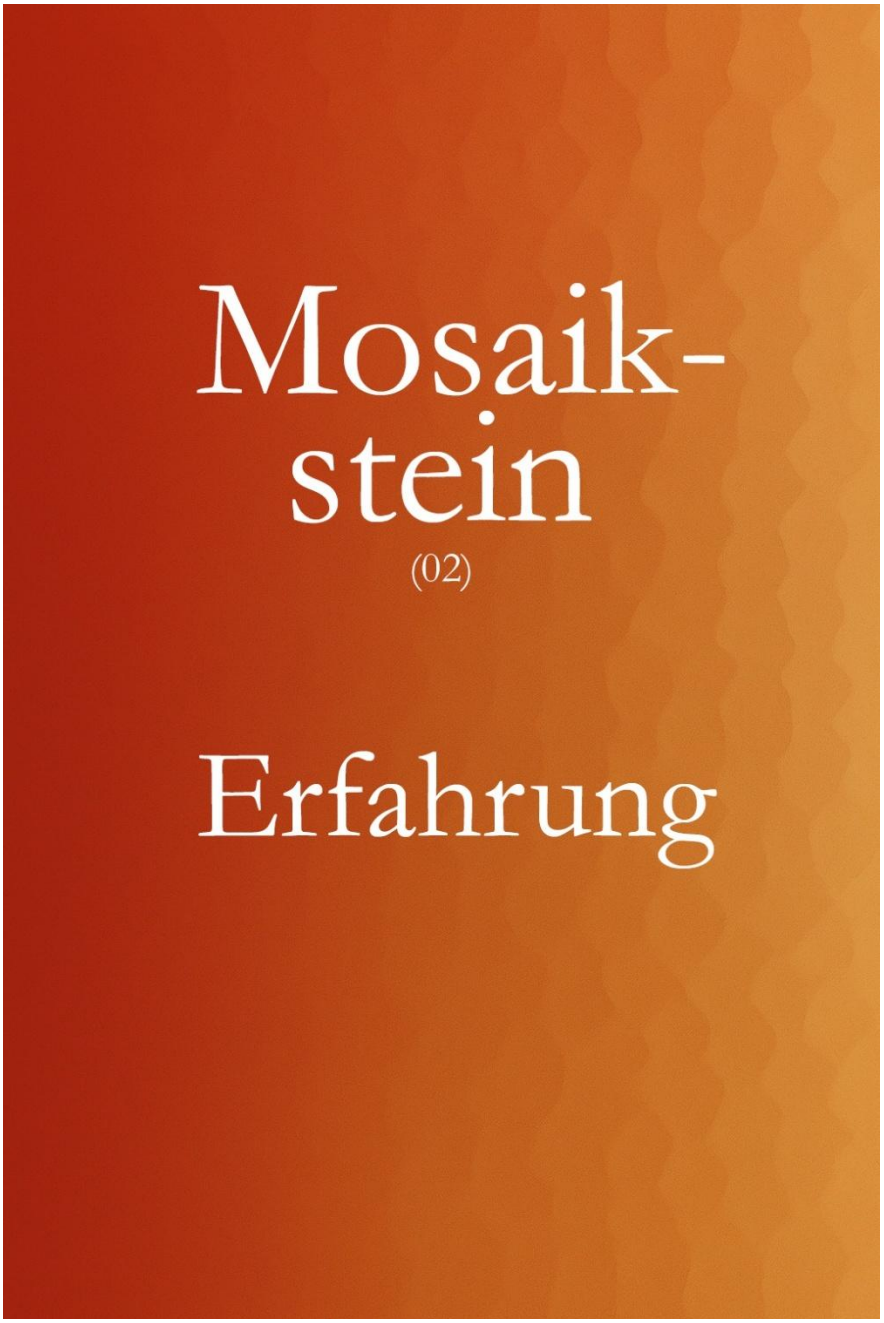
Verstehen basiert damit auf konstruktiver Symbolarbeit, die Sinneseindrücke zu geordneten Einheiten formt. Diese Symbolarbeit ist untrennbar mit Emotionen verbunden. Emotionen modulieren Aufmerksamkeit, Gewichtung und Relevanz des Wahrgenommenen und sorgen dafür, dass symbolische Abstraktionen immer auch emotional gefärbt sind. Ohne emotionale Resonanz blieben Symbole leere Zeichen, die keine Orientierung und keinen persönlichen Sinn erzeugen. Die Welt, wie wir sie verstehen, ist daher eine durch uns selbst strukturierte Ordnung aus Symbolen, Systemen und emotionalen Bezügen, die ein inneres Modell der Wirklichkeit bereitstellt.

**Verstehen ist in diesem Sinn kein passives Abbilden, sondern ein aktiver, dynamischer Konstruktionsprozess von Erfahrungen und Verstand, der auf symbolische Strukturen und emotionale Bewertungen zurückgreift.**

Für die Innenperspektive unseres Verstehens bedeutet dies, dass wir die Welt nicht unmittelbar „an sich“ erfassen. Alles, was wir erkennen, wird zunächst durch sinnliche Wahrnehmung gefiltert und anschließend durch symbolische Abstraktion strukturiert. Gleichzeitig wirken Emotionen als integraler Bestandteil dieses Prozesses. Die Welt, wie wir sie verstehen, ist daher stets eine durch uns selbst strukturierte Ordnung aus Symbolen, Systemen und emotionalen Bezügen, die uns ein inneres Modell der Wirklichkeit bereitstellt. Die Innenperspektive zeigt, dass wir die Welt nicht so erfassen, wie sie unabhängig von uns wäre, sondern nur so, wie sie uns durch unsere symbolischen Ordnungen und emotionalen Resonanzen zugänglich wird. Erkenntnis bleibt dabei immer perspektivisch und vorläufig, da sie an die Strukturen von Sprache, Logik und Emotionen gebunden ist.

Symbole und Strukturen gewinnen erst durch ihre emotionale Verankerung Bedeutung und ermöglichen Orientierung, Sinn und Handlungsfähigkeit. Erkenntnis bleibt dabei immer vorläufig, relational und dynamisch, ein fortlaufender Dialog zwischen Verstand, Erfahrung und emotionaler Resonanz.
Im Unterschied zu Platon und Aristoteles liegt der Schwerpunkt hier auf der individuellen Perspektive. Das Abstrakte erhält seine Bedeutung nicht aus einer transzendenten Welt oder aus den konkreten Dingen selbst, sondern durch die relationale Einbettung in geordnete Strukturen und emotional relevante Zusammenhänge. Ontologische Qualität wird damit funktional, praxisorientiert und an die Wirksamkeit unserer symbolischen Ordnung gebunden.

# 2. Mosaikstein Erfahrung




Dieses Essay ist Teil eines umfassenderen Projekts, das auf dem Gedankenmosaik basiert (https://archive.org/Gedankenmosaik). Im Zentrum des Gedankenmosaiks standen für mich die Fragen nach dem „Verstehen des Verstehens“ sowie nach der Bedeutung des „Ich“ und des „Du“.

Während der Arbeit an diesem Essay entstanden verschiedene vertiefende Überlegungen, die ich als Nebenprodukte verstand und „Mosaikstein“ nannte (https://archive.org/Mosaikstein). Bisher sind dabei die Mosaiksteine „Verstehen“, „Erfahrung“, „Innenperspektive Spiritualität“, „Erkennen“ und „Emotionen Gefühle“ entstanden.

Der hier vorgestellte Mosaikstein trägt den Titel „Erfahrung“.

## Kurzfassung

In dieser Arbeit wird Erfahrung als aktiver, energetischer Prozess verstanden, der aus Chaos vorläufige Ordnung hervorbringt. Emotionen bilden dabei die grundlegenden affektiven Muster, die Relevanz markieren, Resonanz erzeugen und damit den Horizont des Verstehens eröffnen. Verstand hingegen abstrahiert und symbolisiert, wodurch stabile Strukturen entstehen, die aber ohne Resonanz leblos bleiben. Erst in der produktiven Spannung zwischen Erfahrung und Denken entfaltet sich Sinn, wobei das Ich als prozessuale Einheit von Selbstreferenz und Selbstdeutung erscheint. Verstehen zeigt sich so nicht als Abbild einer äußeren Realität, sondern als schöpferischer Weltentwurf, der Horizonte eröffnet und Identität dynamisch formt.

## Inhaltsverzeichnis

**2. Mosaikstein Erfahrung ..... 22**

*2.1 Erfahrung zwischen Chaos und Ordnung ..... 24*

*2.2 Erfahrung – Verstand – Einheiten ..... 27*
2.2.1 Erfahrungseinheiten, Aktivitätseinheiten, Emotionen ..... 29
2.2.2 Verstandeseinheiten, Zustandseinheiten, Symbole ..... 31
2.2.3 Ein integratives Modell der Sinnbildung ..... 32

*2.3 Erfahrung – Verstand – Beziehung ..... 33*
2.3.1 Beziehungen der Erfahrungseinheiten – Bedeutung im Moment ..... 35
2.3.2 Beziehungen der Verstandeseinheiten – Bedeutung in der Distanz ..... 36
2.3.3 Beziehungen zwischen Erfahrung und Verstand ..... 38

*2.4 Analoge Erfahrung und digitales Denken ..... 39*

*2.5 Erfahrung – Ich – Beziehung ..... 41*
2.5.1 Das Ich als Erfahrungseinheit – Identität in Bewegung ..... 43
2.5.2 Das Ich als Verstandeseinheit – Identität in der Reflexion ..... 44
2.5.3 Beziehung zwischen Erfahrung und Ich – Selbstverstehen ..... 45

*2.6 Emotionen – Grundlage des Weltverständnisses ..... 48*
2.6.1 Emotionen als Aktivitätseinheiten – Energiemuster ..... 49
2.6.2 Emotionen als Grundlage der Unterscheidung – Relevanz und Sinn ..... 50
2.6.3 Emotionen und Sinnordnungen ..... 51

*2.7 Das Ich als Erfahrung ..... 52*
2.7.1 Das Ich als Prozess der Selbstreferenz ..... 54
2.7.2 Das Ich als Ort der Wahrheit – Stil der Selbstdeutung ..... 55

*2.8 Verstehen als Spannung zwischen Erfahrung und Denken ..... 56*
2.8.1 Erfahrung als Resonanz – Denken als Form ..... 57
2.8.2 Freiheit und Legitimation im Spannungsfeld ..... 58

*2.9 Horizonte eröffnen – Verstehen als Weltentwurf ..... 59*

*2.10 Abschließende Zusammenfassung – Erfahrung als Grundlage des Verstehens ..... 62*

## 2.1 Erfahrung zwischen Chaos und Ordnung

**Meine Behauptung: Wir erfassen die Welt in Einheiten und Systemen.**
**Auch die Systeme selbst werden als kohärente Einheiten bzw. Ganzheiten verstanden.**

**Systeme erklären das Chaos nicht.**
**Sie ringen ihm mit Ordnung einen Sinn ab, den es selbst nicht preisgibt.**

Akzeptiert man diese Behauptung, so verweist der Begriff der Erfahrung nicht auf eine neutrale Spiegelung der Welt, sondern auf eine schöpferische Leistung der Gestaltung. Erfahrung bedeutet nicht, dass wir das Chaos der Eindrücke erklären oder in seiner rohen Form erfassen könnten. Vielmehr ringen wir ihm eine Ordnung ab, die nicht aus dem Chaos selbst hervorgeht, sondern aus unserer aktiven Verarbeitung. Erfahrung ist daher kein unmittelbares Gegebensein, sondern ein Prozess der Formung. In diesem Prozess wirken Affekte, Resonanzen und Unterscheidungen wie Kräfte, die das Rohmaterial des Erlebens in ein System von Sinn verwandeln. Diese Formung besitzt eine energetische Qualität. Sie ist nicht nur eine Beschreibung oder ein Abbild, sondern eine dynamische Kraft, die Erleben strukturiert und Bedeutung hervorbringt. Man könnte sagen, Erfahrung erzeugt Sinn, indem sie das Ungeformte in eine Gestalt übersetzt. Dies ähnelt dem Vorgehen eines Musikers, der aus einem chaotischen Geräuschfluss eine Melodie herauslöst und dadurch das Unüberschaubare in eine sinnvolle Ordnung verwandelt.

Schon der alltägliche Sprachgebrauch spricht nicht von einer bloßen Ansammlung von Sinnesreizen, sondern von einem Erlebnis, einem Ereignis oder einem Geschehen. Damit wird deutlich, dass Erfahrung in unserem Verständnis immer schon mit Sinn aufgeladen ist. Wenn wir etwa von einem Konzert berichten, sprechen wir nicht von der Summe der akustischen Reize, sondern von dem bewegenden Erlebnis der Musik. Ebenso beschreiben wir eine Begegnung nicht als Abfolge von visuellen Eindrücken und Lauten, sondern als ein Geschehen, das uns berührt oder verändert. Erfahrung meint also eine Einheit, die sich aus dem Zusammenhang von Eindrücken, Bedeutungen und Gefühlen ergibt.

Diese Einsicht greift die phänomenologische Tradition auf. Edmund Husserl[8] betont, dass Erfahrung stets intentional ist. Sie besteht aus einem Strom von Erlebnissen, die jeweils auf etwas gerichtet sind: ein Klang ist auf das Hören bezogen, ein Bild auf das Sehen, ein Gespräch auf das Verstehen. Maurice Merleau-Ponty[9] führt diese Linie fort, indem er zeigt, dass Erfahrung immer leiblich verankert ist. Wahrnehmen bedeutet für ihn nicht, dass das Subjekt ein neutrales Bild der Welt empfängt, sondern dass unser Körper aktiv in ein Feld von Möglichkeiten eingreift. Der Blick, die Bewegung und die Haltung bestimmen mit, wie wir etwas erleben. Auch Hans-Georg Gadamer[10] hebt hervor, dass Erfahrung niemals isoliert ist, sondern in einem Horizont steht, den er als geschichtlich und sprachlich geprägt beschreibt. Das bedeutet: Jede Erfahrung ist in ein Netz von Bedeutungen eingebettet, die wir nicht von außen betrachten, sondern in denen wir uns selbst bewegen. Ein Naturerlebnis, etwa das Betrachten eines Sonnenuntergangs, ist nie nur eine Ansammlung von Farben und Formen, sondern trägt Resonanzen von Sprache, Erinnerung und Kultur in sich. In der pragmatistischen Tradition betont John Dewey, dass Erfahrung immer mit Handlung verknüpft ist. Wahrnehmen ist für ihn ein Vorgang, der in Situationen eingebettet ist und auf mögliche Handlungen verweist. Wenn wir Straßenlärm hören, ist dies nicht nur ein akustisches Ereignis, sondern ein Hinweis auf Gefahr, Orientierung

[8] Edmund Husserl - Intentionalität der Erfahrung; Logische Untersuchungen (1900–1901)
[9] Maurice Merleau-Ponty Leibliche Verankerung der Erfahrung; Phänomenologie der Wahrnehmung (1945)
[10] Hans-Georg Gadamer - Horizont der Erfahrung ; Wahrheit und Methode (1960)

oder die Möglichkeit, in eine Nebenstraße auszuweichen. Erfahrung ist hier ein Prozess, der Wahrnehmen und Handeln in einen sinnvollen Zusammenhang stellt.

So zeigt sich in all diesen Positionen: Erfahrung ist mehr als unmittelbare Wahrnehmung. Sie ist eine Verdichtung, ein Hervorbringen von Sinn, das sich im Strom des Erlebens, im Leib, im Horizont der Sprache und Geschichte oder im Handeln entfaltet.

Doch die Ordnung, die Erfahrung hervorbringt, bleibt fragil. Sie entspringt nicht der Welt „an sich", sondern unserem Bedürfnis, aus dem Unüberschaubaren eine Gestalt zu gewinnen. Was uns in der Erfahrung als sinnvolle Einheit erscheint, ist kein objektiv gegebenes Fundament, sondern das Ergebnis einer aktiven Formung. So kann ein Gespräch für zwei Beteiligte sehr unterschiedliche Bedeutungen tragen: Während der eine es als ermutigend erlebt, empfindet der andere es vielleicht als bedrückend. Beide haben dieselben Worte gehört, doch die Resonanz und Einbettung in persönliche Horizonte machen aus demselben Ereignis zwei verschiedene Erfahrungen.

Niklas Luhmann[11] bringt dies zum Ausdruck, wenn er feststellt, dass jedes System durch Unterscheidungen operiert. Es bildet die Welt nicht ab, sondern erzeugt eine eigene Ordnung, die funktional, aber niemals neutral ist. Michel Foucault[12] hat diesen Gedanken in einer anderen Richtung weitergeführt, indem er zeigte, dass Ordnungen des Wissens selbst historisch gewachsen und von Machtbeziehungen durchzogen sind. Was in einer Epoche als „vernünftig" oder „wahr" erscheint, kann in einer anderen als Irrtum gelten. Erfahrung ist damit stets von symbolischen und diskursiven Rahmenbedingungen geprägt, die sie strukturieren, ohne dass wir sie vollständig kontrollieren. Auch Alfred North Whitehead[13] bietet hier eine wichtige Perspektive. Für ihn ist Erfahrung nicht ein statisches Abbild, sondern ein Prozess, in dem die Welt sich jeweils neu konstelliert. Jede Erfahrung ist ein „Ereignis", in dem Eindrücke, Gefühle und Bedeutungen miteinander verflochten werden. Dieses Prozesshafte erklärt, warum Ordnung nie endgültig ist, sondern sich immer wieder neu formt.

**So betrachtet, ist Erfahrung ein Artefakt. Erfahrung ist eine selbstreferenzielle Konstruktion, die Sinn hervorbringt, ohne auf eine stabile Grundlage jenseits dieser Operationen zurückgreifen zu können.**

Ihre Ordnung bleibt provisorisch, abhängig von Resonanzen, kulturellen Mustern und situativen Kontexten.

Erfahrung ist nicht nur eine Formung von Sinn, sondern auch ein Prozess der energetischen Übersetzung. Der Mensch trägt Energie in sich, die sich in Affekten und Emotionen manifestiert. Emotionen markieren, was relevant wird, bündeln Aufmerksamkeit und eröffnen Handlungsmöglichkeiten. Wenn wir etwa bei einem plötzlichen Gewitter im Wald einen Schreck verspüren, richtet sich unsere Aufmerksamkeit auf das drohende Unwetter, unser Körper spannt sich an, und wir handeln, um Schutz zu suchen. Das Erleben ist hier affektiv aufgeladen: Chaos wird nicht nur geordnet, sondern in eine Richtung verdichtet, die Handlungen und Sinn ermöglicht.

[11] Niklas Luhmann - Unterscheidungen in Systemen; Soziale Systeme, Grundriß einer allgemeinen Theorie (1984)
[12] Michel Foucault – Historische Bedingtheit von Wissen und Macht; Die Ordnung des Diskurses (1971)
[13] Alfred North Whitehead – Erfahrung als Prozess; Prozess und Realität (1929)

Spinoza[14] beschreibt Emotionen als „elementare Energiemuster des Lebens“, die unser Handeln und Erleben formen. Gilles Deleuze[15] erweitert diesen Gedanken, indem er Emotionen als Flüsse von Intensitäten versteht, die nicht starr geordnet, sondern dynamisch in Bedeutungsfelder eingewoben sind. Aus dieser Perspektive ist Erfahrung ein ständiges Hin- und Her zwischen zwei Polen: dem ungeordneten Fluss von Eindrücken und dem Bedürfnis nach Struktur und Orientierung.

Auch im Alltag zeigt sich diese Dynamik: Ein Konzertbesuch, eine spannende Filmszene oder ein lebhaftes Gespräch erzeugt Affekte, die Eindrücke bündeln, Erwartungen formen und Handlungen inspirieren. Ohne das Chaos der vielfältigen Sinneseindrücke gäbe es keine Neuigkeit, ohne die energetische Verdichtung durch Affekte könnten wir keine Orientierung gewinnen. Erfahrung entsteht also immer in der Spannung zwischen Unordnung und Form, zwischen roher Energie und strukturierendem Sinn.

In diesem Spannungsfeld liegt die eigentliche Kraft der Erfahrung. Sie ist keine bloße Reaktion auf äußere Reize, sondern schöpferische Transformation.

**Chaos wird nicht einfach reduziert, sondern durch affektive Resonanzen in eine sinnvolle Gestalt gebracht.**

Ordnung und Chaos sind dabei keine Gegensätze, die aufgehoben werden könnten, sondern Pole einer dynamischen Bewegung, die das Erleben lebendig und bedeutsam macht.

**Gleichzeitig bleibt Erfahrung immer vorläufig.**

Sie schafft Struktur, doch diese Struktur ist vergänglich, situationsabhängig und geprägt von affektiven Resonanzen sowie symbolischen Verdichtungen. Ein Erlebnis, das uns in einem Moment tief berührt, kann in einem anderen Kontext oder zu einer anderen Zeit eine ganz andere Bedeutung haben. So kann eine alte Fotografie Freude oder Melancholie auslösen, je nachdem, welche Erinnerungen, Emotionen und Perspektiven wir gerade mitbringen.

**Verstehen operiert in diesem Sinn selbstreferenziell und operativ geschlossen. Wir entwerfen Ordnungen, die wir selbst hervorbringen, und deuten die Welt in einer Gestalt, die außerhalb dieser Operationen nicht existiert.**
(Ein anschauliches Beispiel liefert das Atommodell in der Physik. Früher ging man von einem unteilbaren Teilchen aus. Das Kugelmodell ordnet die chaotische Realität der atomaren Welt auf eine bestimmte Weise. Elektronenbahnen entstehen nicht, weil die Welt diese Ordnung vorgibt, sondern weil Forscher einen Rahmen von Unterscheidungen und Regeln schaffen, um Phänomene zu erklären und vorherzusagen. Das Atommodell existiert somit als kohärente Ordnung innerhalb der theoretischen Konstruktionen und Messmethoden; außerhalb dieser Operationen existiert die Gestalt nicht.)

Erfahrung ist damit eine schöpferische Tätigkeit, ein Prozess der Transformation, in dem wir das Chaos der Eindrücke in sinnvolle Formen übersetzen. John Dewey hat dies als „kontinuierliche Rekonstruktion des Erlebten“ beschrieben, und Alfred North Whitehead bezeichnet Erfahrungen als miteinander verflochtene Ereignisse, die fortwährend neue Bedeutungen erzeugen.

[14] vgl. Baruch de Spinoza; Ethik (1677)
[15] Gilles Deleuze in Zusammenarbeit mit Félix Guattari– Emotionen als Flüsse von Intensitäten; Tausend Plateaus (1980)

In dieser Spannung zwischen Chaos und Ordnung, zwischen Energie und Form liegt die eigentliche Kraft der Erfahrung. Sie eröffnet Horizonte, die über das Gegebene hinausweisen, ohne das Gegebene jemals vollständig zu verlassen. Wenn wir etwas erleben, entsteht Sinn nicht dadurch, dass wir die Realität „durchschauen", sondern dass wir sie aktiv gestalten, ordnen und affektiv aufladen. Erfahrung ist somit ein Prozess ständiger Erneuerung. Sie macht die Welt begreifbar, lebendig und bedeutsam, indem sie uns ermöglicht, immer wieder Neues zu entdecken und Horizonte zu erweitern.

## 2.2 Erfahrung – Verstand – Einheiten

Aus der Spannung zwischen Chaos und Ordnung folgt, dass wir die Welt nicht einfach unmittelbar vorfinden, sondern sie begreifen, indem wir sie in Einheiten gliedern und in Beziehungen setzen. Verstehen ist dabei kein passives Spiegeln der Realität, sondern ein aktiver, energetischer Prozess. Jede Erfahrung kann man sich wie einen Strom unübersichtlicher Eindrücke vorstellen: Straßenlärm, flüchtige Blicke, Gerüche oder Gespräche treffen auf uns, zunächst ungeordnet und überwältigend. Erst durch Aufmerksamkeit, emotionale Resonanz und die aktive Auswahl bestimmter Elemente schaffen wir Einheiten, die Bedeutung tragen.

**Wir treffen Unterscheidungen, indem wir Einheiten bilden, und eröffnen Horizonte, wenn wir diese Einheiten in systematische Zusammenhänge bringen.[16]**

Merleau-Ponty würde hinzufügen, dass dieser Prozess immer leiblich verankert ist: Unser Körper nimmt Eindrücke nicht nur passiv auf, sondern reagiert, bewegt sich und interpretiert in einem aktiven Wechselspiel. Zugleich zeigt Luhmanns[17] Hinweis, dass „das Denken immer ein Unterscheiden ist", dass Sinn nicht aus der Welt selbst stammt, sondern durch die Differenzen entsteht, die wir setzen.

So wird deutlich: Die Welt existiert für uns nicht als ein bloßes Kontinuum von Eindrücken. Vielmehr erscheint sie als ein Geflecht von Gestalten, das wir herausheben, affektiv aufladen und in Beziehungen setzen. Ein Kind, das zum ersten Mal einen Hund streichelt, erlebt nicht nur die Summe von Berührung, Geruch und Bewegung; es erzeugt eine affektive Einheit, Freude, Neugier und vorsichtiges Staunen, die das Erlebnis prägt und zugleich Sinn stiftet.

Die Spannung zwischen den Einheiten der Erfahrung und den Einheiten des Verstandes zeigt, dass Sinn nicht einfach vorgefunden wird, sondern in einem aktiven Prozess der Strukturierung und Unterscheidung entsteht.

**Erfahrung ordnet Eindrücke in einem fließenden, oft widersprüchlichen Zusammenhang, während der Verstand klare Begriffe, Kategorien und logische Strukturen verwendet.**

Es handelt sich nicht um bloße Varianten desselben Systems, sondern um zwei grundverschiedene Modi der Sinnbildung, die zugleich inkompatibel und komplementär sind.

**Erfahrungseinheiten realisieren sich im Erleben.** Erfahrung operiert im Modus der Resonanz, der Gestaltbildung und affektiven Orientierung. William James[18] beschreibt dies als „stream of thought", einen Fluss des Bewusstseins, der keine festen Elemente kennt, sondern kontinuierlich neue Eindrücke integriert. Ein Beispiel aus dem Alltag ist ein Musikstück.

[16] Ähnlich Niklas Luhmann, der Begriffe wie Unterscheidung, System/Umwelt, Begriffssystematik und Horizont der Sinnbezüge zentral verwendet hat.
[17] Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie
[18] William James; The Principles of Psychology, 1890.

Während wir es hören, erleben wir Veränderungen in Stimmung, Spannung und Dynamik, die sich nicht in festen Begriffen fassen lassen, sondern affektiv auf uns wirken.

**Der Verstand konstruiert Zustandseinheiten.** Er bildet abstrahierte, generalisierte und symbolisch fixierte Strukturen und schafft Einheiten, die stabil, vergleichbar und übertragbar sind. Diese Fähigkeit erlaubt es uns, Erfahrungen zu analysieren, zu vergleichen und in neue Kontexte zu überführen. Ein Physiker etwa abstrahiert die physikalische Bewegung eines Balls in Gleichungen, die unabhängig von der konkreten Situation gelten. Das gilt auch für Symbole.

**Symbole tragen Sinn, weil sie Bedeutung von der konkreten Erfahrung lösen. Sie fieren aber gleichzeitig die Dynamik des Erlebens ein.**

Bedeutung entsteht erst, wenn affektive Energie und symbolische Ordnung miteinander gekoppelt werden. Erfahrung liefert die Resonanz und energetische Grundierung, während der Verstand diese Eindrücke in stabilere, übertragbare Strukturen transformiert. Erst das Zusammenspiel beider Ebenen ermöglicht ein tiefes Verstehen. Wir erfassen das Erlebte unmittelbar und zugleich reflektiert, emotional bewegt und gedanklich geordnet.

Erfahrungseinheiten sind affektiv grundiert, handlungsleitend und energetisch aufgeladen. Ihre Dynamik zeigt sich darin, dass sie sich nur im Prozess von Aufmerksamkeit, Antizipation und leiblicher Mitbewegung stabilisieren. Ein Beispiel ist das Erlernen eines Tanzschrittes: Die Bewegung wird erst dann zu einer sinnvollen Erfahrung, wenn Körper, Wahrnehmung und Rhythmus miteinander resonieren. Erfahrung ist hier keine statische Kategorie, sondern ein fortlaufender Prozess, der sich im Handeln entfaltet.

William James[19] betont die prozessuale Natur des Bewusstseins. Das Denken ist danach ein „stream of thought“, ein Fließen, das keine festen Elemente kennt, sondern ständig neue Eindrücke integriert. Alfred North Whitehead[20] ergänzt diese Perspektive und sieht Erfahrung als dynamischen Prozess von Ereignissen, in dem Eindrücke, Gefühle und Bedeutungen miteinander verflochten werden. Auch Merleau-Ponty[21] weist darauf hin, dass Wahrnehmung immer leiblich verankert ist, wodurch der Körper selbst Teil des Prozesses wird.

Bedeutung entsteht erst durch die Kopplung von affektiver Energie und symbolischer Ordnung. Sie ist keine reine Abstraktion, sondern eine ordnungsstiftende Systemgröße, die Erfahrungen nicht fixiert, sondern veränderlich strukturiert. Die Energieströme der Affekte erhalten eine Richtung, bleiben jedoch offen für Transformation. Erst wenn beide Ebenen zusammenwirken, wird Verstehen möglich. Das Erlebte berührt uns unmittelbar und wird gleichzeitig durch Reflexion und symbolische Strukturierung in stabilere Formen gebracht.

Aus der Spannung zwischen Chaos und Ordnung folgt, dass wir die Welt nicht unmittelbar vorfinden, sondern sie durch Unterscheidungen begreifen. Verstehen ist ein aktiver, energetischer Prozess. Erst durch die Kopplung von affektiver Energie und symbolischer Ordnung entsteht Bedeutung. Erfahrung liefert Resonanz, Dynamik und Lebendigkeit, während der Verstand Orientierung, Reflexion und Übertragbarkeit erzeugt. Verstehen ist somit ein operativ geschlossenes Geschehen.

**Verstehen referiert auf eine Welt, die es in dieser Gestalt selbst hervorbringt, und gestaltet sie zugleich immer wieder neu.**

[19] William James; Principles of Psychology (1890)
[20] Alfred North Whitehead; Process and Reality (1929)
[21] Maurice Merleau-Ponty Leibliche Verankerung der Erfahrung; Phänomenologie der Wahrnehmung (1945)

## 2.2.1 Erfahrungseinheiten, Aktivitätseinheiten, Emotionen

Erfahrungseinheiten bilden die elementaren Bausteine unseres Erlebens. Sie entstehen nicht dadurch, dass uns die Welt einfach als fertige Gegebenheit gegenübertritt, sondern indem wir aus einer unüberschaubaren Fülle von Eindrücken bestimmte Elemente selektieren, sie zu einem Zusammenhang integrieren und affektiv, also durch Gefühle und Stimmungen, profilieren. Resonanzen markieren dabei, was für uns bedeutsam wird. Gestaltbildung stabilisiert die flüchtigen Eindrücke zu kohärenten Strukturen. Vorreflexive Sinnfiguren eröffnen eine unmittelbare Handlungsorientierung. Erfahrungseinheiten sind daher nicht starre Zustände, sondern lebendige Prozesse der Sinnbildung im Vollzug.

Wenn wir beispielsweise durch eine unbekannte Stadt spazieren, heben sich aus der Fülle der Eindrücke – Häuser, Geräusche, Gerüche – bestimmte Details heraus: der Klang einer Straßenmusik, das Leuchten eines Cafés, der Geruch von frischem Brot. Diese Resonanzen erzeugen Relevanz und formen den zunächst chaotischen Raum zu einem sinnhaften Erlebnisfeld. Schon bevor wir verstandesmäßig reflektieren, entsteht eine Orientierung. Wir bleiben stehen, hören zu, treten vielleicht in das Café ein.

Im Prozess der Sinnbildung zeigt sich der Mensch nicht als passiver Empfänger, sondern als Träger von Energie. Erfahrungseinheiten sind zugleich Aktivitätseinheiten. Sie setzen innere Kräfte frei, bündeln Aufmerksamkeit und leiten Handlung. Erleben bedeutet daher nicht ein bloßes Aufnehmen von Eindrücken, sondern ein aktives Ordnen, Gewichten und Energetisieren. Schon das Wahrnehmen ist ein Tätigsein, eine Ausrichtung unserer Kräfte. Merleau-Ponty[22] hat dies prägnant gefasst: „Mein Körper ist das Vehikel des Seins in der Welt, und erst durch ihn habe ich einen Weltbezug." Erfahrungseinheiten sind somit immer auch leiblich fundiert, sie wurzeln in Bewegung, Haltung und Gestimmtheit.

Wie stark diese leibliche Dynamik unser Erleben prägt, zeigt sich etwa im Alltag: Wer nach einem langen Arbeitstag müde den Supermarkt betritt, spürt zunächst eine gewisse Schwere und Überforderung durch die Vielzahl an Reizen. Doch beim Anblick eines vertrauten Produkts, vielleicht der Lieblingsschokolade, verändert sich die innere Haltung augenblicklich. Die Aufmerksamkeit bündelt sich, der Körper richtet sich auf, die Hand greift fast automatisch. Gerade in solchen scheinbar banalen Situationen wird deutlich, dass Erfahrung nicht neutral ist, sondern durch innere Kräfte, Stimmungen und Affekte mitgetragen wird. Erfahrungseinheiten erscheinen hier als dynamische Kräftefelder, in denen sich Leib, Affekt und Handlung verschränken.

**Erfahrung ist leiblich verankert und energetisch wirksam.**

Gerade dieses alltägliche Beispiel macht sichtbar, dass Erfahrung keine neutrale Aufnahme von Reizen ist, sondern ein aktiver Prozess der Sinnbildung, in dem Resonanz, Gestalt und Handlung ineinandergreifen. Heidegger[23] deutete den vorreflexiven Weltbezug als „Befindlichkeit", das heißt, wir sind immer schon gestimmt und praktisch orientiert, bevor wir theoretisch über etwas nachdenken und Antonio Damasio[24] weist darauf hin, dass gerade Gefühle und

[22] Maurice Merleau-Ponty Leibliche Verankerung der Erfahrung; Phänomenologie der Wahrnehmung (1945)
[23] Martin Heidegger; Sein und Zeit. (1927).
[24] António R. Damasio; Descartes' Error: Emotion, Reason, and the Human Brain, (1994)

Körpersensationen, er nennt sie „somatic markers“, unsere Aufmerksamkeit lenken und Entscheidungen vorbereiten.

So wird deutlich: Selbst der Griff nach einer Schokolade ist nicht trivial, sondern Ausdruck einer leiblich-affektiven Dynamik, in der Erfahrungseinheiten als energetische, sinnstiftende Prozesse wirksam werden.

Die in Resonanzmustern entstehenden Erfahrungseinheiten lassen sich auch als Emotionen verstehen. Sie markieren, was für uns relevant ist, strukturieren das Erleben, geben ihm Bedeutung und eröffnen Handlungsräume. Emotionen sind damit nicht bloße Begleiterscheinungen, sondern eigentliche „Aktivitätseinheiten“, in denen Wahrnehmung, Körper und Handlung dynamisch verschaltet sind bzw. werden. Antonio Damasio[25] hat dies zutreffend formuliert, indem er Gefühle als „erste Sprache des Körpers“ beschreibt. Sie zeigen uns, was in der Fülle der Welt zählt und wie wir uns ausrichten sollen.

Alltägliche Situationen machen dies deutlich. Angst im Dunkeln mobilisiert Rückzug und erhöhte Wachsamkeit; Freude beim Wiedersehen mit einem Freund drängt zu spontaner Annäherung; Ärger im Konflikt aktiviert Widerstand und die Suche nach Abgrenzung. In all diesen Fällen zeigt sich, dass Fühlen nicht nur eine innere Stimmung ist, sondern ein energetisches Muster, das Wahrnehmung und Handlung verschränkt. Auch Max Scheler[26] hat dies hervorgehoben, indem er Emotionen als Akte verstand, die Werte erschließen: Angst zeigt die Bedrohung, Liebe eröffnet neue Horizonte, Zorn wehrt sich gegen das Unrecht. Martha Nussbaum[27] führt diese Linie weiter, wenn sie Emotionen nicht als Störungen[28], sondern als Formen praktischen Urteils begreift, die Orientierung in komplexen Lebenslagen ermöglichen.

Emotionen sind nicht Beiwerk des Denkens, sondern die ursprüngliche Matrix des Verstehens. In ihnen zeigt sich, was für uns bedeutsam wird, und durch sie wird das Chaos der Welt in selektive Ordnungen verdichtet. Damit eröffnen sie Horizonte, die Handeln ermöglichen, ohne es strikt festzulegen. Angst etwa verschärft die Wahrnehmung und drängt zum Rückzug, Freude weitet den Raum des Möglichen, Ärger stiftet Widerstandskraft. Hier wirken Emotionen als Kräfte der Weltdeutung und Orientierung. Heidegger[29] hat diese Dimension im Begriff der „Befindlichkeit“ gefasst: Wir sind immer schon gestimmt, und diese Stimmungen erschließen uns die Welt noch vor jedem begrifflichen Denken. Emotionen, wie Furcht oder Mitgefühl, sind nicht nur persönliche Zustände sind, sondern auch von normativer Bedeutung. In dieser Perspektive wird verständlich, warum Nietzsche[30] Emotionen als chaotisch-kreative Energiemuster deutete, in denen das Neue hervorgebracht wird.

[25] Antonio Damasio; Descartes’ Error: Emotion, Reason, and the Human Brain. (1994)
[26] Max Scheler; Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik. (1916).
[27] Martha Nussbaum, Upheavals of Thought: The Intelligence of Emotions (2001)
[28] Martha Nussbaum wendet sich damit gegen eine lange philosophische Tradition, die Gefühle als irrationale, störende Kräfte des Geistes sah. Gemeint ist hier vor allem Platon, der in der Politeia (ca. 370 v. Chr.) das Begehren und die Affekte als niederere Seelenteile beschreibt, die durch Vernunft gezügelt werden müssen.
[29] Martin Heidegger; Sein und Zeit. (1927).
[30] Friedrich Nietzsche; Also sprach Zarathustra. (1883–1885)

## 2.2.2 Verstandeseinheiten, Zustandseinheiten, Symbole

Während Erfahrungseinheiten im Modus des unmittelbaren Erlebens entstehen, sind sie flüchtig, prozesshaft und affektiv grundiert. Ein Moment der Freude beim Anblick eines Sonnenaufgangs oder die plötzliche Angst beim Überqueren einer belebten Straße verfließen unmittelbar, bevor sie bewusst reflektiert werden können. Der Verstand hingegen operiert auf einer anderen Ebene. Er arbeitet abstrakt, diskret und symbolisch, transformiert die lebendige Dynamik des Erlebens in stabile Strukturen und schafft so Verstandeseinheiten. Diese Einheiten sind unabhängig vom situativen Vollzug beständig, sie lassen sich wiederholen, vergleichen und übertragbar machen. Aristoteles[31] hat bereits die Rolle des Verstandes bestimmt, wenn er die Fähigkeit des Menschen hervorhebt, das Zufällige und Flüchtige in universelle Begriffe zu überführen. Auf diese Weise verwandelt der Verstand das chaotische Kontinuum der Erfahrung in greifbare Ordnungen, die Orientierung und Kommunikation ermöglichen.

Diese Verstandeseinheiten lassen sich auch als Zustandseinheiten innerhalb eines dynamischen Systems verstehen. So ist ein Symbol zunächst ein Medium, das Erfahrung verdichtet und übertragbar macht. Es greift flüchtige, prozesshafte Erlebnisse auf und gibt ihnen eine Form, die wiederholbar und kommunizierbar ist. Ein Wort, ein Zeichen oder ein Bild kann als Symbol fungieren, weil es etwas Lebendiges, Flüchtiges aufnimmt und in eine stabilisierte, erkennbare Einheit verwandelt. Auf diese Weise werden Symbole zu Zustandseinheiten innerhalb eines dynamischen Systems. Sie abstrahieren typische Merkmale des Erlebten, generalisieren sie und fixieren sie in einer Form, die über die unmittelbare Situation hinaus Bestand hat.

So bündelt etwa die Kategorie „Freund“ nicht nur einzelne Erinnerungen, sondern verdichtet Vertrauen, gemeinsame Erlebnisse und emotionale Bindungen zu einer stabilen Vorstellung. Ebenso ordnet ein Symbol wie das Straßenschild flüchtige Sinneseindrücke und schafft Orientierung. Wo das Erleben im Fluss bleibt, schafft der Verstand durch Symbole Stillstand: Kategorien wie „Joghurt“, „Recht“ oder „Gefahr“ ordnen den Erfahrungsreichtum in feste, wiedererkennbare Einheiten.

**Hegel beschreibt diesen Vorgang als das Werk des Begriffs, wenn er festhält, dass das Denken die Mannigfaltigkeit des Daseins aufhebt und zur Einheit bringt.**[32]

Auch Kant[33] betont die Notwendigkeit solcher Kategorien, um das chaotische Feld der Sinneseindrücke in erkennbare Strukturen zu überführen.

Diese Stabilität ist jedoch ambivalent. Einerseits ermöglicht sie Planung, Reflexion und Kommunikation, da Symbole Bedeutung über den Moment hinaus transportieren und Verständigung zwischen Menschen erleichtern. Andererseits droht die Gefahr, die Lebendigkeit des Erlebens einzufrieren. Ernst Cassirer[34] betont, dass der Mensch ein „animal symbolicum“ sei, ein Wesen, das in Symbolwelten lebt. Wer sich ausschließlich auf diese Symbole verlässt, riskiert, den unmittelbaren, affektiven Kern des Lebens zu verlieren. Die Erfahrung von Musik, Tanz oder Natur lässt sich nur unvollständig in Worte fassen; ihr Wert liegt gerade in ihrer fließenden und nicht festgelegten Qualität.

[31] Aristoteles; Analytica Posteriora (Teil des Organon) und auch Metaphysik
[32] Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften.
[33] Immanuel Kant; Kritik der reinen Vernunft (1781)
[34] Ernst Cassirer; An Essay on Man: An Introduction to a Philosophy of Human Culture (1944)

**Symbole als Zustandseinheiten entfalten ihre volle Wirkung nur, wenn sie im Resonanzraum des Erlebens stehen und die dynamische Verbindung zwischen Erfahrung und Verstand aufrechterhalten.**

Bedeutsamkeit darf daher nicht mit symbolischer Fixierung verwechselt werden. Sie ist keine endgültige Definition, sondern eine dynamische Größe, die in der Spannung von Erleben, Verstand und Kommunikation wirksam wird. Symbole sind notwendig, weil sie Ordnung schaffen und Übertragbarkeit ermöglichen, doch ihr Sinn erschöpft sich nicht in ihrer Festigkeit. Ein einfaches Straßenschild etwa ordnet Verkehr und sichert Orientierung, doch seine Bedeutung bleibt lebendig, weil es auf die konkrete Erfahrung der Verkehrsteilnehmer reagiert und in Resonanz mit ihrem Erleben steht. Bedeutung entsteht erst im aktiven Zusammenspiel von Erfahrung und Handlung. Symbole entfalten ihre Kraft nur, wenn sie affektive Erfahrungseinheiten einschließen und das Erleben weiterhin zugänglich (anschlußfähig) halten.[35]

Verstandeseinheiten sind daher keine autonomen Einheiten, sondern operative Übersetzungsleistungen innerhalb eines Systems. Sie transformieren die Energie des Erlebens in Formen, die wiederholbar, vergleichbar und übertragbar bleiben. Niklas Luhmann beschreibt dies als operative Geschlossenheit. Der Verstand arbeitet nach eigener Logik, selektiert, abstrahiert und ordnet, bleibt jedoch stets auf das Rohmaterial der Erfahrung angewiesen. Bedeutsamkeit zeigt sich hier nicht als statisches Abbild, sondern als Stil und Methode, als die Weise, in der die Transformation von Erfahrung in Symbolik gelingt. Ein Symbol, das starr bleibt, verliert seine Kraft und schwächt die Funktionsfähigkeit des Systems. Ein Symbol, das sich für Resonanzen öffnet, wird dagegen zum Träger neuer Horizonte und erhält die Lebendigkeit sowie die Anschlussfähigkeit des gesamten Systems.

### 2.2.3 Ein integratives Modell der Sinnbildung

Sinn beziehungsweise Bedeutung kann durchaus allein aus der Dynamik der Erfahrung hervorgehen. Der Mensch operiert jedoch auf zwei Ebenen: auf der Ebene der Erfahrungen und auf der Ebene des Verstandes. Erst im Zusammenspiel beider Dimensionen bildet sich eine Struktur, die sowohl lebendig als auch reflektierbar wird. Erfahrungseinheiten geben uns affektive Resonanz, sie liefern die energetische Grundierung und eine unmittelbare Orientierung im situativen Handeln. Sie markieren, was bedeutsam ist, und eröffnen mögliche Handlungswege. Wenn ein Kind etwa zum ersten Mal eine Kerze berührt, erfährt es Schmerz, und dieser Schmerz lenkt die Aufmerksamkeit auf eine zuvor unscheinbare Flamme. Der Verstand abstrahiert später daraus eine Regel wie „Feuer tut weh“, die kommuniziert und weitergegeben werden kann. Aristoteles hätte gesagt: aus dem Zufälligen und Flüchtigen wird ein Allgemeines gebildet.

Damit entsteht ein doppelter Prozess. Das Erleben bindet uns an die Unmittelbarkeit, während das Denken uns davon löst und Distanz schafft. Doch dieser Prozess verläuft nicht linear, sondern wechselseitig. Verstandeseinheiten wirken auf das Erleben zurück. Sie strukturieren Wahrnehmung, lenken Aufmerksamkeit, erzeugen Erwartungen. Wer etwa die Regel kennt, dass „schnelles Anbraten Gemüse knackig hält“, wird beim nächsten Kochen anders auf Pfanne, Hitze und Konsistenz achten. Gleichzeitig werden diese Verstandeseinheiten durch neue Erfahrungen modifiziert, ergänzt oder revidiert. Gadamer beschreibt diesen Vorgang als

[35] Damit wird deutlich, dass sich „anschlussfähig“ auf die lebendige Verbindung zwischen Symbolen und Erfahrung bezieht.

„hermeneutischen Zirkel“[36]. Verstehen bewegt sich immer zwischen Vorverständnis und Erfahrung, die dieses Vorverständnis herausfordert.

Sinnbildung erscheint damit als selbstreferenzieller Prozess. Sie ist weder eine bloße Spiegelung der Realität noch eine reine Konstruktion, sondern eine permanente Transformation. Husserl[37] hat dies phänomenologisch gefasst, wenn er sagt: „Alles Bewusstsein ist Bewusstsein von etwas.“ Luhmann ergänzt, dass Bewusstsein operativ geschlossen bleibt und Sinn nur aus den eigenen Unterscheidungen heraus generiert[38]. Verstehen heißt daher: eine Welt zu erzeugen, die in dieser spezifischen Gestalt nur im System selbst existiert.

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Kategorie der Bedeutsamkeit an Gewicht. Sie ist kein fixer Maßstab, sondern eine gestaltende Größe, die im Zusammenspiel von Erfahrung und Verstand entsteht. Sie ist nicht Abbild einer Realität, sondern ein Muster, in dem Resonanzen und Symbole aufeinander abgestimmt werden. Bedeutsamkeit bleibt daher vorläufig, veränderbar und stets eingebettet in den Prozess der Sinnbildung. Wer beim Musikhören Gänsehaut verspürt, erlebt eine affektive Resonanz. Der Verstand abstrahiert daraus Kategorien wie „harmonisch“ oder „dissonant“. Doch in der wiederholten Begegnung verändert sich das Urteil: Was zunächst als „fremdartig“ empfunden wurde, kann sich später als „faszinierend“ oder „tiefgründig“ erschließen. Genau in diesem Übergang zeigt sich, dass Bedeutsamkeit kein statisches Merkmal, sondern ein dynamischer Prozess ist.

Das integrative Modell der Sinnbildung zeigt daher: Verstehen ist immer Horizonterschließung. Erfahrung öffnet den unmittelbaren Horizont des Erlebens, der Verstand erweitert ihn in symbolischen Ordnungen. In dieser doppelten Bewegung entsteht eine lebendige Ordnung, die zugleich begrenzend und überschreitend bleibt. Heidegger[39] artikulierte das so: Das In-der-Welt-Sein des Menschen ist immer schon durch Verstehen bestimmt. Sinnbildung bedeutet daher nicht nur, sich in der Welt zu orientieren, sondern eine Welt zu entwickeln, die in der Verschränkung von Erleben und Denken entsteht.

## 2.3 Erfahrung – Verstand – Beziehung

Die bisherigen Überlegungen haben gezeigt: Sinn entsteht nicht durch isolierte Einheiten, sondern durch die Beziehungen, die zwischen ihnen gestiftet werden. Verstehen ist daher immer ein relationaler Prozess. Es knüpft Verbindungen, erzeugt Muster und eröffnet Horizonte. Im Alltäglichen lässt sich dies beobachten. Eine Melodie erhält ihren Charakter nicht aus einzelnen Tönen, sondern aus deren Zusammenklang. Ein Gespräch lebt nicht von Wörtern allein, sondern von der Dynamik, in der Frage und Antwort sich aufeinander beziehen. Auch in der Wahrnehmung gilt: Ein Gesicht erkennen wir nicht, weil wir Nase, Augen und Mund einzeln registrieren, sondern weil wir die Gestalt erfassen, die aus ihrem Zusammenspiel entsteht. Maurice Merleau-Ponty hat diese Dimension des Verstehens in seiner Phänomenologie der Wahrnehmung hervorgehoben. Die Welt zeigt sich uns nicht als Summe von Daten, sondern als ein System von Relationen, in das wir körperlich und emotional eingebunden sind.

[36] Hans-Georg Gadamer; Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (1960)
[37] Edmund Husserl: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch.
[38] Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie.
[39] Martin Heidegger; Sein und Zeit (1927)

Dabei lassen sich zwei grundlegende Formen unterscheiden: die Beziehungen der Erfahrungseinheiten und die Beziehungen der Verstandeskonstruktionen.

Die **Beziehungen der Erfahrungseinheiten** entstehen im Vollzug des Erlebens, sind emotional grundiert und handlungsnah. Ein plötzlicher Blick in vertraute Augen, der Augenblick, in dem ein Musikstück Resonanz in uns weckt, oder das Eintauchen in eine Landschaft, die uns atmosphärisch einfängt, all dies sind Situationen, in denen Sinn nicht durch Reflexion, sondern durch unmittelbare Erfahrung entsteht. Resonanzen, Gestaltbildungen und vorreflexive Sinnfiguren treten in ein Netz wechselseitiger Bezüge, das der Situation Bedeutung verleiht. Jedes Element gewinnt nur durch seine Verbindung zu Anderem Bedeutung. Hier wird deutlich: Sinn erscheint zunächst als lebendige, atmosphärische Kraft, die sich im Erleben selbst zeigt.

Zweitens treten die **Beziehungen der Verstandeskonstruktionen** hervor, also der symbolische Modus. Der Verstand abstrahiert aus den Daten der Erfahrung, verknüpft sie in Kategorien und ordnet sie in Systeme ein. So entstehen Strukturen, die stabil und vergleichbar sind, weil sie durch Symbole getragen werden. In der Mathematik etwa lassen sich Gleichungen unabhängig von der konkreten Anschauung anwenden, in der Rechtsordnung regeln Begriffe wie „Vertrag“ oder „Eigentum“ das soziale Leben, ohne dass sie an eine einzelne Situation gebunden wären. Im Rückgriff auf Kant lässt sich sagen: Symbole und Begriffe sind die Bedingungen, unter denen wir überhaupt Erfahrung ordnen und kommunizierbar machen können. Auch die Anthropologie von Claude Lévi-Strauss zeigt, wie mythisches Denken komplexe Strukturen hervorbringt, die eine Kultur in ihrer Eigenlogik organisieren.[40] Verstandeskonstruktionen verleihen so der Welt Beständigkeit und Vergleichbarkeit, sie schaffen überindividuelle Muster, die kulturelle Kontinuität und Verständigung ermöglichen.

Doch keine der beiden Formen genügt allein. Die Beziehungen der Erfahrungseinheiten sind lebendig, aber flüchtig, während die Beziehungen der Verstandeskonstruktionen stabil, aber starr bleiben. Erst ihr Zusammenspiel ermöglicht eine komplexe und zugleich flexible Sinnbildung. So lässt sich ein literarischer Text nicht allein durch unmittelbare Lektüre erfassen, in der Atmosphäre, Rhythmus und Klang wirken, noch ausschließlich durch die Analyse seiner Motive und Gattungsstrukturen. Erst die Verbindung beider Perspektiven erschließt eine umfassendere Qualität der Bedeutung. In der Geschichte gilt Ähnliches: Das persönliche Erleben einer Zeitzeugin und die systematische Ordnung historischer Kategorien bedingen einander, um das Vergangene überhaupt verstehbar zu machen. Paul Ricoeur[41] spricht von einem „Dialog zwischen Erklärung und Verstehen“, bei dem symbolische Strukturen und gelebte Erfahrung sich gegenseitig korrigieren und befruchten. Sinnbildung erweist sich damit als ein dynamisches Geflecht, in dem Resonanz und Symbolik einander durchdringen und fortwährend neue Horizonte eröffnen.

In dieser Sicht wird auch die Eigenlogik des Verstehens deutlich. Es operiert selbstreferenziell. Erfahrung bezieht sich auf ihre eigenen Resonanzmuster, Denken auf seine eigenen symbolischen Differenzen. Doch im Wechselspiel werden beide Modi fortwährend ineinander übersetzt. Niklas Luhmann spricht hier von „struktureller Kopplung“.[42] Systeme wie Sprache, Recht oder Kunst bleiben zwar operativ geschlossen, sind aber füreinander anschlussfähig. So kann ein Gedicht, das primär im Medium ästhetischer Resonanz wirkt, zugleich in den Diskurs der Literaturkritik eingehen oder eine politische Debatte anstoßen. Auch wissenschaftliche

[40] Claude Lévi-Strauss; Das wilde Denken (1962/1968), hier spricht er explizit über die Eigenlogik des mythischen Denkens.
[41] Paul Ricoeur; Interpretation Theory (1976)
[42] Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie.

Theorien entwickeln sich nach ihrer eigenen Logik, gewinnen aber Bedeutung erst, wenn sie mit praktischen Erfahrungen oder technischen Anwendungen in Berührung treten. Michel Foucault[43] hat gezeigt, dass Denksysteme, etwa die Medizin oder die Ökonomie, ihre eigene Ordnung der Aussagen hervorbringen, die aber immer auch durch gesellschaftliche Praktiken verändert wird.[44] Verstehen erweist sich so als ein dynamisches Spiel geschlossener Systeme, die sich nicht auflösen, sondern in produktiver Spannung wechselseitig aneinander anschließen.

Bedeutsamkeit erscheint hier nicht als bloße Korrespondenz mit einer äußeren Realität, sondern als gestaltbare Systemgröße, die in der Spannung beider Beziehungsformen entsteht. Sie ist die Weise, in der Resonanzen und Symbole einander begegnen. Sie sind weder nur gefühlt noch nur gedacht, sondern stehen in einem produktiven Wechselspiel. In der Kunst etwa entfaltet sich Sinn nicht allein in der sinnlichen Wirkung eines Gemäldes, sondern ebenso in den symbolischen Deutungen, die es in verschiedenen Epochen hervorruft. Auch im Alltag zeigt sich dies: Ein einfacher Gegenstand wie ein Ring kann als Schmuckstück sinnlich erfahrbar sein, zugleich aber als Symbol für Liebe, Ehe oder Zugehörigkeit eine weitreichende Bedeutung tragen.

**Verstehen ist in diesem Sinn keine Durchdringung einer objektiven Realität, sondern eine Ordnung zweiter Ordnung: Es setzt Relationen zwischen Relationen, schafft Strukturen im Chaos der Eindrücke und eröffnet dadurch neue Horizonte.**

Nietzsche hat dies pointiert ausgedrückt, indem er betonte, es gebe keine Tatsachen, sondern nur Interpretationen[45]. Auch Alfred North Whitehead hat in seiner Prozessphilosophie betont, dass Wirklichkeit nicht aus isolierten Dingen, sondern aus relationalen Ereignissen besteht, deren Sinn sich im Verlauf ständig neu konfiguriert[46]. Schließlich erinnert Wittgenstein mit seiner Sprachspiel-Theorie daran, dass Bedeutung nicht in einem abstrakten Verhältnis zur Welt liegt, sondern in der Praxis des Gebrauchs, im sozialen und kulturellen Spiel, in dem Worte und Handlungen ineinandergreifen[47]. In dieser Relationalität liegt die schöpferische Kraft des Verstehens.

**Die Welt ist nicht einfach gegeben, sondern immer neu entworfen, geformt und ausgelegt.**

### 2.3.1 Beziehungen der Erfahrungseinheiten – Bedeutung im Moment

Beziehungen zwischen Erfahrungseinheiten entstehen immer im unmittelbaren Moment des Erlebens. Sie sind situativ, flüchtig und affektiv grundiert. Wenn wir beispielsweise eine unerwartete Begegnung auf der Straße haben, ordnet sich alles, was in diesem Moment auf uns einwirkt, nicht neutral, sondern in Resonanzmustern, die als Aktivitätseinheiten und Emotionen wirken und Bedeutung erzeugen. Diese Bedeutung ist keine objektive Abbildung der Realität, sondern eine persönliche Gestalt des Augenblicks, eine energetische Verdichtung, die das eigene Handeln steuert. Doch diese Situation ist nie statisch; sie fließt, gewinnt ihren Sinn erst im Zusammenhang und verweist auf andere Erfahrungseinheiten, ohne jemals eine abgeschlossene Gesamtheit zu bilden.

[43] Michel Foucault; Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. (1971)
[44] Schon Edmund Husserl betonte, dass jedes Bewusstsein intentional ist, sich also immer auf etwas richtet, und damit innerhalb seiner eigenen Bezugnahmen Sinn hervorbringt.
[45] Friedrich Nietzsche; Nachgelassene Fragmente (1886–1887)
[46] Alfred North Whitehead; Process and Reality, An Essay in Cosmology (1929).
[47] Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen. (1973).

Bedeutung im Moment ist daher nicht fixierbar. Sie zeigt sich in leiblichen und affektiven Reaktionen wie Freude, Überraschung, Angst oder Aufmerksamkeit. Wenn etwa ein Kind die erste Schneeflocke auf seiner Hand spürt, entsteht sofort eine Fülle an Emotionen, die das Erleben strukturieren und Entscheidungen lenken. Antonio Damasio beschreibt Gefühle in diesem Zusammenhang als „Marker", die Situationen Gewicht verleihen.[48] Ohne diese Marker gäbe es keine Richtung, keine Priorisierung und kein Erleben von Relevanz.

Gerade weil Bedeutung im Moment energetisch und emotional grundiert ist, eröffnet sie Horizonte, die über das unmittelbar Gegebene hinausreichen. Sie ist nie vollständig kontrollierbar, sondern bleibt prekär, vorläufig und oft überschießend. Nietzsche bringt dies poetisch auf den Punkt, wenn er schreibt, dass „die größten Ereignisse nicht unsere lautesten, sondern unsere stillsten Stunden" [49] seien. Bedeutung liegt nicht immer im Offensichtlichen, sondern oft im kaum Wahrgenommenen, das dennoch unsere Welt formt. Ein flüchtiger Blick, ein kurzer Tonfall oder eine unbewusste Geste können mehr über eine Situation aussagen als jede bewusste Analyse.

Daraus ergibt sich meine Position: Verstehen erwächst im Moment, in der Resonanz des Erlebens. Diese Resonanz ist keine passive Reaktion, sondern eine schöpferische Ordnungskraft. Bedeutsamkeit tritt nicht als fertiges Wissen auf, sondern als Gestalt, in der emotionale Muster Energie bündeln und Bedeutung erzeugen.[50] Sie gibt Energie eine Form, die den Augenblick trägt, ihn orientiert und zugleich offenhält für das, was im nächsten Moment entsteht und sich wieder wandelt.

### 2.3.2 Beziehungen der Verstandeseinheiten – Bedeutung in der Distanz

Während die Beziehungen zwischen Erfahrungseinheiten unmittelbar, leiblich spürbar und emotional wirksam sind, entfalten die Beziehungen der Verstandeseinheiten ihre Kraft erst in der Distanz: im Raum des Denkens, wo Augenblicke sich zu Symbolen verdichten und das Flüchtige Gestalt gewinnt. Hier geht es nicht um Resonanz im Erleben, sondern um die Ordnung des Denkens. Kategorien, Symbole und Begriffe bilden ein Gewebe, das stabil bleibt, auch wenn der konkrete Augenblick vergangen ist. In dieser Distanz löst sich die Vielfalt der Erfahrung aus ihrem flüchtigen Zusammenhang und wird in einen symbolischen Rahmen überführt. So wird etwa ein intensiver Moment des Schmerzes oder der Freude nicht nur erlebt, sondern auch benannt, erinnert und mit anderen geteilt. Schmerz wird zu einem medizinischen Begriff, Freude zu einer moralischen oder ästhetischen Kategorie. Das ist der Grund, warum Ernst Cassirer den Menschen als „animal symbolicum" bezeichnete, einem Wesen, das nicht in der bloßen Unmittelbarkeit der Welt aufgeht, sondern sie immer schon in Symbolen versteht und transformiert[51]. Symbole machen Erfahrung übertragbar; sie ermöglichen Vergleich, Planung und Kommunikation und eröffnen so eine eigene Form des Verstehens. In ihnen löst sich das Einmalige der Situation aus seinem flüchtigen Zusammenhang und wird in eine allgemeine Ordnung eingeordnet. Wenn wir Schmerz nicht nur empfinden, sondern benennen, entsteht aus persönlichen Leiden eine medizinische Kategorie. Wenn wir Freude mitteilen, verwandelt sie sich in eine ästhetische oder moralische Erfahrung, die über den Moment hinausweist. Symbole

[48] Antonio Damasio: Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn.
[49] Friedrich Nietzsche: Die fröhliche Wissenschaft.
[50] Dies lässt sich mit Gerald Edelmans Ansatz der neuronal group selection verbinden: Erfahrungen und Affekte aktivieren selektiv neuronale Gruppen, deren dynamische Verschaltungen wiederum bestimmte Wahrnehmungen, Handlungen und Bedeutungen hervorbringen. Bedeutsamkeit ist somit kein statisches Wissen, sondern ein produktives Ergebnis der selektiven, affektiv fundierten Dynamik.
[51] Ernst Cassirer; Versuch über den Menschen: Einführung in eine Philosophie der Kultur. (1944).

sind damit mehr als bloße Zeichen. Sie sind, wie Paul Ricoeur[52] erkannte, „Überschüsse an Bedeutung“, die den Menschen befähigen, sich selbst und die Welt in einem weiteren Horizont zu begreifen.

Doch die mit Symbolen und Einheiten verbundene Distanz birgt eine grundlegende Spannung. Sie ist die notwendige Voraussetzung für Reflexion, wird jedoch immer mit einem Verlust erkauft. Das Einzelne kann nur bewahrt werden, indem es in das Allgemeine überführt wird. Ein konkreter Baum wird zunächst zur „Eiche“, die Eiche zur „Pflanze“, und schließlich wird jede Pflanze Teil des umfassenden Begriffs „Leben“.

**Das Denken erzeugt Einheit und Einheiten, indem es Differenz abstrahiert und in ein zusammenhängendes Gefüge überführt, wodurch die spezifischen Eigenschaften des Einzelnen ausgegrenzt werden.**

Was im unmittelbaren Erleben an Singularität, Affekt und Lebendigkeit vorhanden ist, verschwindet im symbolischen Raster. Søren Kierkegaard hat in diesem Zusammenhang auf die Gefahr hingewiesen, dass die lebendige Existenz in der Abstraktion erdrückt wird[53]. Gleichwohl eröffnet gerade diese Distanz auch die Möglichkeit, sich vom bloßen Moment zu lösen, Perspektiven zu wechseln und die Erfahrung anderer einzuholen. Durch die Intentionalität der Emotionen sehen wir diese nie nur isoliert, sondern stets im Horizont möglicher weiterer Erfahrungen[54]. So kann ich nicht nur den einzelnen Baum wahrnehmen, sondern ihn auch als Teil eines Waldes, einer Landschaft oder einer Geschichte begreifen. Gadamer[55] jedoch betonte, dass das Verstehen in diesem Spannungsfeld nicht in der Erstarrung abstrakter Begriffe (Einheiten) endet, sondern in einem hermeneutischen Prozess, der immer an neue Situationen anschließt. Die Distanz ermöglicht also einerseits Abstraktion, andererseits auch das Überschreiten des rein Persönlichen hin zu einem gemeinsamen, kommunizierbaren Sinnhorizont.

Bedeutung in der Distanz muss kritisch verstanden werden. Sie ist nicht Spiegelung einer äußeren Realität, sondern eine Konstruktion. Der Verstand schafft eine Welt, die nur in seinen eigenen Operationen existiert. Niklas Luhmann hat dies mit dem Begriff der „operativen Geschlossenheit“ beschrieben: Jedes System nimmt die Welt nicht einfach auf, sondern erzeugt seine eigene Ordnung, indem es an seine eigenen Operationen anschließt[56]. So unterscheidet ein wissenschaftliches System beispielsweise nicht zwischen „warm“ und „kalt“ als persönliche Empfindungen, sondern in messbaren Größen wie Grad Celsius. Wahrheit erscheint hier nicht mehr als Korrespondenz mit einer objektiven Wirklichkeit, sondern als Formstabilität, die Kommunikation und Anschlussfähigkeit ermöglicht. Damit wird deutlich: Distanz schafft Orientierung, aber sie darf nicht mit objektiver Neutralität verwechselt werden. Distanz schafft Orientierung, aber sie darf nicht mit objektiver Neutralität verwechselt werden. Sie ist eine Art symbolische Architektur, die es erlaubt, Erfahrungsdaten auszuwählen, zu ordnen und in übergreifende Begriffe und Zusammenhänge zu überführen. Doch Symbole entfalten ihre Kraft nur, wenn sie in Resonanz mit lebendiger Erfahrung bleiben. Verstehen zeigt sich in diesem Spannungsverhältnis als dynamischer Prozess. Es wahrt die Distanz, die Reflexion ermöglicht, ohne den unmittelbaren Bezug zum Erleben preiszugeben. In diesem oszillierenden Verhältnis zwischen Nähe und Distanz, Resonanz und Symbol, Erfahrung und Verstand bleibt das Verstehen lebendig, flexibel und anschlussfähig.

---

[52] Paul Ricoeur; Interpretationstheorie: Diskurs und der Überschuss an Bedeutung, (1976)
[53] Søren Kierkegaard; Philosophische Brocken. (1976)
[54] vgl. Edmund Husserl; Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. (1913)
[55] Hans-Georg Gadamer; Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik (1960)
[56] Niklas Luhmann; Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. (1984)

Bedeutung in der Distanz wirkt wie ein zweiter Horizont, eine zweite Welt, ein zweites System. Sie erweitert den Moment, stabilisiert ihn und macht ihn kommunizierbar. Ohne diese symbolische Ebene würden Erfahrungen im Flüchtigen verharren und nicht in einen gemeinsamen Sinnzusammenhang übergehen. Gleichzeitig bleibt sie jedoch auf die Energie der Erfahrung angewiesen, die sie trägt. Walter Benjamin hat im Begriff der „Aura“ gezeigt, dass das Einmalige des Augenblicks nie völlig in der Reproduktion aufgeht[57]. Etwas geht stets verloren, wenn das Erlebnis in Distanz gesetzt wird. Zugleich eröffnet die Distanz aber auch neue Möglichkeiten. Sie macht das Einmalige übertragbar, vergleichbar, gemeinschaftlich. So können etwa religiöse Rituale individuelle Ergriffenheit in ein kollektives Symbolsystem überführen, oder ein Gedicht verwandelt persönliche Empfindungen in eine Sprache, die anderen zugänglich wird.

> Verstehen vollzieht sich daher nicht nur in der Entweder-oder-Logik von Nähe und Distanz, sondern in einem oszillierenden Verhältnis zwischen beiden Ebenen. Resonanz und Symbol, Erfahrung und Verstand, Affekt und Abstraktion durchdringen sich gegenseitig und erhalten so das Denken lebendig. Es wahrt die Distanz, die Reflexion ermöglicht, ohne die unmittelbare Nähe des Erlebens preiszugeben. Diese Oszillation vollzieht sich ausschließlich im Individuum. Andere können darauf nur reagieren, indem sie ihre eigene Interpretation in Sprache, Symbole oder Zeichen einbringen. Dadurch entstehen zwei Ebenen der Kommunikation: die interne Kommunikation des Individuums mit sich selbst und die externe Kommunikation mit anderen. Individuelles Verstehen und der Austausch über Symbole sind untrennbar verbunden; Bedeutung wird erst im Zusammenspiel von individueller Erfahrung, individuellem Verständnis und intersubjektiver Vermittlung lebendig.

### 2.3.3 Beziehungen zwischen Erfahrung und Verstand

Die eigentliche Dynamik des Verstehens zeigt sich nicht in den isolierten Systemen von Erfahrung oder Verstand, sondern in der Beziehung zwischen beiden. Erfahrung liefert die affektive Energie, den Strom der Resonanzen und Bedeutungen im Moment. Der Verstand transformiert diesen Strom in symbolische Strukturen, die Distanz und Stabilität schaffen. Beide sind inkompatibel und gleichfalls unauflöslich aufeinander verwiesen.

Dieses Spannungsverhältnis ist produktiv. Erfahrung ohne Verstand bliebe unartikuliert, flüchtig und vergänglich; Verstand ohne Erfahrung würde ins Leere laufen, abstrakt und entleert von Lebendigkeit. Husserl betonte, dass jedes Bewusstsein intentional ist. Es ist immer auf etwas gerichtet.[58] Doch diese Gerichtetheit allein genügt nicht; sie verlangt nach Struktur. Gadamer ergänzte, dass Verstehen stets im Horizont einer Tradition geschieht, die durch neue Erfahrung erweitert oder irritiert wird.[59]

Die Beziehung zwischen Erfahrung und Verstand lässt sich als ein wechselseitiges Übersetzen beschreiben. Erfahrungseinheiten werden durch Symbole geordnet, Symbole gewinnen durch affektive Resonanz Bedeutung. Niklas Luhmann spricht von „struktureller Kopplung“. Systeme bleiben operativ geschlossen, sind aber füreinander anschlussfähig. [60] Genau hier entfaltet sich

[57] Walter Benjamin; Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. (1936)
[58] Edmund Husserl: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch.
[59] Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode.
[60] Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie.

Sinnbildung, nicht als bloßes Abbild, sondern als Selbstorganisation in der Spannung von Nähe und Distanz.

Erkenntnis ist nicht in einer der beiden Ebenen zu finden, sondern im Stil der Vermittlung. Sie zeigt sich dort, wo affektive Energien durch symbolische Formen gebündelt werden, ohne in ihnen zu erstarren. Erkenntnis ist also keine statische Größe, sondern eine stilbildende Systemkraft, die die Differenz zwischen Erfahrung und Verstand fruchtbar macht.

Nietzsche hat dies mit Blick auf die Kunst radikal formuliert: „Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen.“[61] Kunst zeigt exemplarisch, wie Erfahrung und Verstand in neuen Ordnungen vermittelt werden können. Sie hält Resonanz offen, während sie Form gibt. In ähnlicher Weise bedeutet Verstehen, die Welt immer wieder neu zu entwerfen, indem die Beziehung zwischen Erleben und Denken schöpferisch gestaltet wird.

Verstehen lebt nicht von der Aufhebung der Differenz zwischen Erfahrung und Verstand, sondern von ihrer fortwährenden Unaufhebbarkeit. Erfahrung und Verstand bleiben zwei eigenständige Modi, doch ihre Beziehung eröffnet Horizonte, in denen sich das Gegebene ständig wandelt. In jedem Moment kann die Welt anders erscheinen, etwa rosarot, je nachdem, wie affektive Resonanz und symbolische Vermittlung zusammenspielen. Auf diese Weise bleibt Verstehen lebendig, indem es Distanz wahrt, ohne den Bezug zur unmittelbaren Erfahrung zu verlieren.

## 2.4 Analoge Erfahrung und digitales Denken

Unser Verständnis der Welt entsteht immer aus dem Zusammenspiel zweier Ordnungsformen. Einerseits ordnet und abstrahiert unser Denken Erfahrungen, sodass sie klar, handhabbar und kommunizierbar werden. Andererseits bleibt das unmittelbare Erleben fließend, vielschichtig und oft mehrdeutig. Erst wenn beide Systeme zusammenkommen, das analoge Erleben und die digitale Abstraktion, entsteht echte Erkenntnis. Sie befähigt uns, im Moment zu handeln und zugleich über die Situation hinaus zu reflektieren. Aristoteles[62] betont die natürliche Neugier des Menschen, die das Streben nach Wissen antreibt. Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen.

Erfahrungen lassen sich als kontinuierliche, analoge Systeme beschreiben. Sie sind fließend, graduell und vielschichtig, weil sie stets in Wechselwirkung mit der Situation und unseren emotionalen Mustern entstehen. Wahrnehmung ist kein Zusammensetzen diskreter Einheiten, sondern gleicht einem Strom, in dem Bedeutungen über Intensitäten, Übergänge und Kontraste sichtbar werden. Emotionale Muster wie Nähe oder Distanz, Bedrohung oder Geborgenheit, Vertrauen oder Misstrauen erscheinen nicht als klar abgegrenzte Einheiten, sondern als fließende Erfahrungsqualitäten, die unser Verständnis der Welt prägen. Friedrich Heinrich Jacobi fasst dies pointiert zusammen: „Erfahrung ist die Grundlage des Verstehens. Sie trägt das Ich, sie ermöglicht Unterscheidungen, sie ist der Resonanzboden, auf dem Gestalt als Ordnung entsteht.“[63]

Das Denken dagegen wirkt als diskret-digitales System. Es transformiert die fließenden, analogen Erfahrungsstrukturen, indem es sie selektiv aufgreift und in symbolische, kategoriale oder

[61] Friedrich Nietzsche: Die Geburt der Tragödie.
[62] Aristoteles: Metaphysik, Buch I
[63] Friedrich Heinrich Jacobi: Über die Lehre des Spinoza in Briefen an F. H. Jacobi

binäre Formen überführt. So entstehen Einheiten, Unterscheidungen und Regeln, die klare Trennungen und stabile Ordnungen schaffen. Aristoteles weist auf die Funktion des Denkens für Orientierung und Planung hin: „Die höchste Wissenschaft ist die, welche den Zweck erkennt, weshalb jedes zu tun ist; dies ist aber das Gute für jedes Einzelne und im Ganzen das Beste in der gesamten Natur.“[64]

Die Verknüpfung von analogem Erfahrungssystem und digitalem Denksystem ist grundlegend für das Verständnis von Welt und Erkenntnis. Erfahrung stellt die unmittelbar fließende Basis der Weltaneignung dar, ihre affektive Grundierung markiert Relevanz und Bedeutung, bevor begriffliche Reflexion einsetzt. Denken wirkt dem gegenüber als diskret-digitales System, das die Kontinuität der Erfahrung in abstrahierte, symbolisch fixierte Einheiten überführt. Bei dieser Transformation kommt es unweigerlich zu Selektion, Informationsverlust und Bedeutungsverschiebungen. Erst durch diese duale Relation entsteht Erkenntnis, die sowohl situativ handlungsleitend als auch über den Moment hinaus reflektierbar ist. Gaston Bachelard bringt die zentrale Idee auf den Punkt: „Erkenntnis ist nicht der Zugriff auf eine Realität an sich, sondern die emergente Ordnung zwischen affektiver Erfahrung und rationaler Abstraktion.“[65]

Weltverständnis ist somit nie ein direkter Zugriff auf eine objektive Realität, sondern immer vermittelt durch die dynamische Interaktion dieser beiden Ordnungssysteme. Erfahrungen liefern die phänomenale Realität, die durch affektive Resonanz in kohärente Gestalten transformiert wird. Das Denken schafft die stabilen Strukturen, die Vergleichbarkeit, Planbarkeit und kommunikative Übertragbarkeit ermöglichen. In diesem Sinne wird das Gegebene nicht neutral oder absolut erfahren, sondern als relational und emergent verstanden.

Die Konsequenz ist, dass Wahrnehmung und Abstraktion untrennbar verbunden sind und jede Wissensstruktur innerhalb eines persönlichen Systems entsteht. Jeder Mensch konstituiert sein Weltverständnis in einem individuellen Gefüge, in dem emotionale Resonanzen und verstandesmäßige Ordnungen auf einzigartige Weise verschränkt sind. Weltverständnis ist folglich immer perspektivisch, relational und emergent. Thomas von Aquin beschreibt die Folgen einer einseitigen Dominanz eines Systems:

**„Überwiegt das analoge Erfahrungsfeld, entstehen dualistische, affektiv geprägte Weltbilder, in denen abstrakte Vermittlung kaum möglich ist. Überwiegt das digitale Denksystem, treten abstrahierte Ordnungen an die Stelle situativer Resonanz, wodurch Weltverständnis zwar konsistent, aber von der gelebten Erfahrung entfremdet wird.“**[66]

In der Verschränkung von Erfahrung und Abstraktion konstituieren sich Sinn, Ordnung und System als lebendige und reflexiv zugängliche Strukturen. Erkenntnis ist nicht der unmittelbare Zugriff auf eine Realität an sich, sondern eine emergente Form von Ordnung, die im Spannungsfeld zwischen emotionaler Erfahrung und ihrer Verarbeitung zu symbolischen Einheiten entsteht. Weltverständnis erscheint somit als relationales, dynamisches Gefüge, das in jedem Individuum eine eigene Gestalt annimmt und zugleich durch Kommunikation, kulturelle Muster und intersubjektive Praxis vermittelt wird.

Weltverständnis entsteht aus der kontinuierlichen Kopplung zweier komplementärer Dimensionen. Die analoge Erfahrungsdimension verleiht Sinnlichkeit, Lebendigkeit und situative

[64] Aristoteles: Metaphysik, Buch I
[65] Gaston Bachelard: La formation de l’esprit scientifique, 1938
[66] Thomas von Aquin: Summa Theologica, I, q. 85 (Der Inhalt dieser Aussage wäre für das heutige Politikverständnis von Nutzen)

Angemessenheit, während die digitale Denkdimension Ordnung, Vergleichbarkeit und Abstraktion ermöglicht. Das Verständnis der Welt vollzieht sich als fortwährende Bewegung zwischen beiden Polen, deren Wechselspiel den Prozess der Sinnbildung trägt.

Vor diesem theoretischen Horizont lässt sich das Streben nach Wissen als sekundäres, abgeleitetes Phänomen begreifen, das auf einer ursprünglich emotionalen Bewegungsstruktur gründet. Aristoteles bezeichnete den natürlichen Drang nach Erkenntnis als Grundimpuls des Menschen. Doch diesem Streben geht eine grundlegendere Dynamik voraus, nämlich der Fähigkeit, zwischen Angenehmem und Unangenehmem zu unterscheiden.

Diese emotionale Differenz stellt die elementarste Form von Weltbezug dar. Leben bedeutet, auf die Umwelt zu reagieren, das Angenehme zu suchen und das Unangenehme zu meiden. In dieser Spannung konstituiert sich Orientierung, und aus ihr erwächst das Bedürfnis nach Erkenntnis. Wissen ist demnach kein ursprünglicher Trieb, sondern ein reflexives Instrument, das dazu dient, die emotionale Weltbeziehung bewusster und kohärenter zu gestalten.

Der Mensch unterscheidet sich von anderen Lebewesen nicht durch die bloße Bewegung, sondern durch die entwickeltere Fähigkeit, die Bedingungen seines Lebensvollzugs zu verstehen und zu reflektieren. Erkenntnis erscheint hier als eine Form der reflexiven Selbstbezüglichkeit, als Versuch, die eigene emotionale Intentionalität zu ordnen und zu stabilisieren. Sie steht nicht außerhalb des Lebens, sondern bildet eine reflektierte Form der ursprünglichen emotionalen Bewegung.

Damit tritt das Emotionale als ursprüngliche Dimension des Weltverstehens hervor. Fühlen geht dem Denken voraus, Bewegung dem Wissen. Erkenntnis ist keine objektive Erfassung des Wirklichen, sondern die symbolische und reflexive Form einer emotional bewegten Weltbeziehung. In ihr begegnen sich Sinnlichkeit und Abstraktion, Erfahrung und Symbolik nicht als Gegensätze, sondern als wechselseitig konstitutive Momente einer lebendigen, sich selbst hervorbringenden Ordnung.

## 2.5 Erfahrung – Ich – Beziehung

Das Ich ist kein unveränderlicher Kern, sondern das Ergebnis fortwährender Erfahrung. „Meine Erfahrung ist mein Ich“, dieser Gedanke verdeutlicht, dass das Individuum nicht hinter den Prozessen des Erlebens steht, sondern in ihnen hervorgebracht wird. Identität entsteht nicht außerhalb der Welt, sondern im fortgesetzten Austausch mit ihr. Wenn ein Kind etwa Sprache erlernt, formt es nicht nur Wörter, sondern zugleich eine Vorstellung von sich selbst. Es entdeckt sich im „Ich will“ oder „Ich habe getan“. In jeder neuen Begegnung, in jeder Erinnerung, in jedem Gefühl verknüpfen sich Resonanzen und Bedeutungen zu einem Gewebe, das wir Persönlichkeit nennen. Das Ich ist in diesem Sinn keine Substanz, sondern eine Relation.

**Ich ist ein Knotenpunkt von Energien, Affekten und Unterscheidungen.**

William James[67] hat dies früh erkannt, wenn er das Ich (Selbst) als ein „Bündel von Wahrnehmungen“ beschreibt, das sich in einem fortwährenden Strom bildet. Auch der Buddhismus verweist mit der Lehre vom Anatta, dem Nicht-Selbst, auf dieselbe Einsicht: Was wir „Ich“ nennen, ist keine feststehende Einheit, sondern das wechselnde Zusammenspiel von Empfindungen, Gedanken und Handlungen. Auch die Neurowissenschaft bestätigt, dass sie kein stabiles Zentrum im Gehirn findet, das dem Ich entspräche, sondern dynamische Netzwerke, die je nach

[67] William James; The Principles of Psychology (1890).

Situation neue Muster ausbilden. So entsteht Identität wie eine Melodie, die aus unzähligen Tönen besteht, aber sich nur im Erklingen ihr Ganzes verdeutlicht.

Identität ist nicht statisch, sondern ein dynamischer Prozess, der sich im Erleben selbst entfaltet. Das Ich wird einerseits mit der Erfahrung geformt, andererseits strukturiert es diese Erfahrung, indem es Erwartungen, Gewohnheiten und Interpretationen bereitstellt. Wer gewohnt ist, in Konflikten offen das Gespräch zu suchen, wird Spannungen anders wahrnehmen und verarbeiten als jemand, der Konflikte eher vermeidet. Die erste Person erlebt solche Situationen vielleicht als Herausforderung oder Gelegenheit zum Lernen, während die zweite Person dieselbe Situation als Bedrohung oder Belastung empfinden könnte. So prägt die Art und Weise, wie wir mit Erfahrungen umgehen, und unser Ich beeinflusst, wie wir zukünftige Erfahrungen wahrnehmen. Die Art, wie wir reagieren, verändert die Wahrnehmung der Situation, und die Erfahrung verstärkt zugleich unsere Muster. Es ist ein wechselseitiger Kreislauf von Erleben und Selbstgestaltung.

Hans-Georg Gadamer[68] stellte fest, dass jedes Verstehen in einem Horizont des Vorverständnisses steht. Das Ich ist ein solcher Horizont. Es wirkt wie ein Prisma, das Erfahrungen filtert, interpretiert und zugleich prägt. In diesem Prozess bündelt das Ich emotionale Ströme, übersetzt sie in Handlung und bringt sie in Resonanz mit symbolischen, sozialen und kulturellen Ordnungen. Wahrheit erscheint hier nicht als Attribut des Ichs, sondern als Formkraft, die das Selbstverhältnis strukturiert. Das Ich ist keine feststehende Einheit, die Wahrheit erkennt, sondern eine Schnittstelle, in der Wahrheit wirksam wird und Erfahrung in sinnvolle Ordnung übersetzt.

Nietzsche fasst dies pointiert: „Es gibt kein Sein hinter dem Tun, Wirken und Werden; das „Tuende“ wird dem Sein bloß zugeschrieben.“ [69] Das Individuum ist demnach nichts als die stabilisierende Wirkung von Prozessen und zugleich ein Ort schöpferischer Kraft. Im Alltag zeigt sich dies in kleinen Momenten. Eine Entscheidung, die spontan aus einem Impuls entsteht, kann später als Ausdruck der eigenen Persönlichkeit interpretiert werden. Das Ich wird fortlaufend in Handlung, Interpretation und Erfahrung neu hervorgebracht. Es ist die Stelle, an der Verstand und Gefühl, Affekt und Symbol, Chaos und Ordnung ineinander vermittelt werden, und in diesem Zusammenspiel entfaltet sich die Wirksamkeit von Wahrheit als strukturierende Kraft des Ichs.

So verstanden ist das Ich nicht das Fundament der Erfahrung, sondern ihre produktive Verdichtung. Es entsteht im Vollzug des Verstehens und bleibt dennoch offen für Transformation. Wer eine neue Fähigkeit erlernt, verändert nicht nur sein Handeln, sondern auch sein Selbstbild. Die Erfahrung der eigenen Kompetenz oder des Scheiterns prägt das Ich und eröffnet zugleich neue Handlungsmöglichkeiten. Identität ist damit kein fixierter Zustand, sondern ein bewegliches Geflecht, das sich in fortwährender Wechselwirkung zwischen innerem Erleben und äußeren Bedingungen neu formt. Die Geschichten, die wir über uns selbst erzählen, strukturieren Wahrnehmung und Handlung gleichermaßen.

Das Ich ist somit kein feststehendes Gebilde, sondern ein energetisches Zentrum, das emotionale Ströme bündelt, sie in Handlung übersetzt und mit symbolischen, sozialen und kulturellen Ordnungen in Resonanz bringt. In diesem Sinne liegt seine schöpferische Kraft nicht in Stabilität, sondern in der Fähigkeit, Bedeutungen zu verknüpfen, Neues zu generieren und sich selbst

[68] Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode. (1960)
[69] Friedrich Nietzsche: Zur Genealogie der Moral.(1887)

im Prozess des Erlebens immer wieder zu transformieren. Identität eröffnet Horizonte, lenkt Wahrnehmung und Entscheidung und bleibt zugleich offen für Überraschung und Wandel.

### 2.5.1 Das Ich als Erfahrungseinheit – Identität in Bewegung

Das Ich lässt sich nicht als feste Substanz begreifen, sondern nur als eine besondere Erfahrungseinheit. Es entsteht als Verdichtung vielfältiger Eindrücke, Affekte und Resonanzen zu einem Muster, das Kontinuität stiftet. Identität formt sich nicht durch ein verborgenes Wesen, sondern durch die Wiederholung, Verknüpfung und Interpretation von Erfahrungen. Ein einfaches Beispiel zeigt dies im Alltag: Wer über Jahre hinweg täglich Tagebuch schreibt, reflektiert Erlebtes, ordnet Erinnerungen und bemerkt, wie sich die eigene Sichtweise auf bestimmte Ereignisse verändert. Das Ich entsteht hier in der fortlaufenden Praxis des Erinnerns und Deutens.

William James [70] beschreibt das Selbst als einen „stream of consciousness", in dem sich das Ich stetig neu bildet, ohne je zu einem abgeschlossenen Objekt zu werden. Identität ist Bewegung, nicht Besitz; sie besteht darin, sich in jedem Augenblick neu zu gestalten. Erfahrungen werden sinnlich und körperlich geprägt. So formt das Ich sich etwa im Erleben einer musikalischen Aufführung, wenn Herzschlag, Emotionen und körperliche Resonanz zusammenwirken und eine Erfahrung entsteht, die als „mein Erleben" spürbar wird. Das Ich ist damit nicht hinter der Erfahrung, sondern mitten in ihr verankert.

Gleichzeitig wirkt das Ich zurück auf die Erfahrung. Als gelebte Identität bildet es ein Kontinuum, das Erlebnisse miteinander verknüpft, Erinnerungen strukturiert und Erwartungen steuert. Edmund Husserl [71] spricht von der „Zeitbewusstseinsstruktur", in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ineinander verwoben sind. Wer regelmäßig neue Vokabeln übt, erkennt in einem Text Wörter wieder, erinnert sich an frühere Kontexte und interpretiert neue Sätze im Lichte bisheriger Erfahrung. Das Ich hält diese Prozesse zusammen, nicht als unveränderliche Substanz, sondern als Form des Vollzugs, die Erfahrungen ordnet und Bedeutung erzeugt.

Jedes Verstehen steht in einem Horizont des Vorverständnisses, des bisherigen Systems[72]. Das Ich wirkt hier wie ein Prisma: Es filtert Erfahrungen, interpretiert sie und prägt zugleich, welche Aspekte der Welt wir wahrnehmen. Gleichzeitig bindet das Ich affektive Ströme, übersetzt sie in Handlung und bringt sie in Resonanz mit sozialen und symbolischen Ordnungen. In alltäglichen Situationen zeigt sich dies, wenn wir etwa in einem Teamprojekt Entscheidungen treffen. Unsere bisherigen Erfahrungen, Erwartungen und Gefühle steuern, wie wir auf Vorschläge reagieren, und die kollektive Erfahrung wird zugleich durch unsere Handlungen geprägt.

Nietzsche fasst diese Dynamik pointiert zusammen: „Es gibt kein Sein hinter dem Tun, Wirken und Werden; das Tuende wird dem Sein bloß zugeschrieben." Das Individuum ist nichts als die stabilisierende Wirkung von Prozessen und zugleich ein Ort schöpferischer Kraft. Im Alltag zeigt sich dies in kleinen Momenten: Ein spontaner Entschluss, jemandem zu helfen, kann später als Ausdruck der eigenen Persönlichkeit gedeutet werden. So wird das Ich fortlaufend in Handlung, Interpretation und Erfahrung neu hervorgebracht.

So verstanden ist das Ich nicht das Fundament der Erfahrung, sondern ihre produktive Verdichtung. Es entsteht im Vollzug des Verstehens und bleibt zugleich offen für Transformation.

[70] William James: The Principles of Psychology, Bd. I. (1890)
[71] Edmund Husserl: Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins. (1928)
[72] Gadamer meint den Erfahrungs- und Wissenshorizont, der sich auf das System der bisherigen Erfahrungen, Erwartungen und Interpretationen bezieht.

Denn, wer das Klavierspielen erlernt, verändert nicht nur die motorische Fertigkeit, sondern zugleich das Selbstbild. Jede gelungene Interpretation, jeder kleine Fehler prägt die Wahrnehmung der eigenen Fähigkeiten und das Verhältnis zur Musik. Das Ich formt sich also im Prozess des Handelns und Reflektierens.

Menschen konstituieren ihre Identität aus erzählten Erfahrungen. Die Geschichten, die wir über uns selbst erzählen, strukturieren Wahrnehmung und Handlung gleichermaßen. In diesem Sinne ist das Ich weniger eine feststehende Einheit als ein energetisches Zentrum, das emotionale Ströme bündelt, sie in Handlung übersetzt und mit symbolischen, sozialen und kulturellen Ordnungen in Resonanz bringt. Es entfaltet seine schöpferische Kraft nicht durch Stabilität, sondern durch die Fähigkeit, Bedeutungen zu verknüpfen, Neues zu erzeugen und sich selbst fortwährend neu zu gestalten. Ich und Identität sind keine Fixpunkte, sondern ein bewegliches Geflecht, das Horizonte eröffnet und sich im Prozess des Erfahrens immer wieder neu herausbildet.

### 2.5.2 Das Ich als Verstandeseinheit – Identität in der Reflexion

Während das Ich als Erfahrungseinheit in der Dynamik des Erlebens entsteht, tritt es in der Reflexion als Verstandeseinheit in eine andere Form. Hier wird Identität nicht unmittelbar gelebt, sondern gedacht, nicht affektiv vollzogen, sondern symbolisch fixiert. Das Ich erscheint als Einheit, als Begriff, als Konstruktion, also als etwas, das sich im Rückblick stabilisiert. So, wenn Menschen ihre Lebensgeschichte in einem Tagebuch oder in Gesprächen mit anderen rekonstruieren. Sie ordnen Ereignisse, deuten Erfahrungen und verleihen ihnen eine erkennbare Kontinuität, die das Ich als beständige Einheit erscheinen lässt.

Hegel beschreibt dies, wenn er feststellt, dass das Selbstbewusstsein sich „als Gegenstand“ erfassen muss, um sich zu begreifen. Oder, wie Paul Ricoeur [73] verdeutlicht: „Das Ich existiert in Geschichten, die es über sich selbst erzählt.“ Jede Erzählung transformiert flüchtige Erlebnisse in stabile Bedeutungen. Reflexion schafft eine Distanz zum Erleben und erlaubt, das Ich zu betrachten, zu beschreiben, zu deuten und zu bewerten. In dieser Bewegung der Distanz wird Identität zu einer Zustandseinheit, die aus der fließenden Bewegung des Erlebens herausgelöst und in Sprache, Erzählung oder Symbolik fixiert wird.

Diese Fixierung ermöglicht Orientierung und schafft Kontinuität, indem disparate Erfahrungen in eine zusammenhängende Narration überführt werden. Wer beispielsweise regelmäßig Reflexion über eigene Projekte betreibt, kann Erfolge, Misserfolge und Lernprozesse in eine kohärente Geschichte einfügen, die das eigene Handeln erklärt und zukünftige Entscheidungen leitet. Diese Reflexion verleiht Stabilität, weil sie Identität in ein Muster bringt, das über den Augenblick hinaus Bestand hat. Dies zeigt, wie Menschen ihr Ich in Geschichten konstruieren, die Vergangenheit, Gegenwart und Erwartungen aufeinander beziehen. Paul Ricoeur benennt dies als „narrative Identität“,

Doch diese Stabilität ist ambivalent. Was im lebendigen Erleben dynamisch und fließend ist, wird in der Reflexion stillgestellt. Der Verstand kann das Ich nur erfassen, indem er es auf abstrakte Strukturen reduziert. Friedrich Nietzsche [74] kritisiert diesen Vorgang, wenn er feststellt: „Es denkt, aber es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, dass es ein „Ich“ sei, welches denkt.“ Reflexion erfindet eine Gestalt, die als Träger der Gedanken fungiert, ein Artefakt, das

[73] Paul Ricoeur; Soi-même comme un autre (1990).
[74] Friedrich Nietzsche; Jenseits von Gut und Böse. (1886).

aus der Operation des Denkens selbst hervorgeht. Im Alltag zeigt sich dies, wenn Menschen Entscheidungen analysieren und rational erklären, obwohl das intuitive Handeln im Moment selbst komplexer und emotionaler war.

Meine Position hebt hervor: Identität in der Reflexion ist notwendig, doch sie bleibt unvollständig. Sie darf nicht mit dem lebendigen Ich verwechselt werden, sondern muss als symbolische Übersetzung begriffen werden.

**Das Ich erscheint nicht als substantielle Einheit, sondern als Stil der Selbstdeutung, als Weise, in der das Denken Erfahrungen in Form bringt und ihnen Bedeutung verleiht. Die Reflexion ordnet und stabilisiert, sie transformiert flüchtige Erlebnisse in eine kohärente Erzählung, die Orientierung bietet.**

So verstanden ist das Ich als Verstandeseinheit kein Fundament, sondern eine kulturelle und symbolische Konstruktion. Es verleiht Orientierung, aber nur, solange es in Resonanz mit den affektiven Energien des Erlebens bleibt. Identität in der Reflexion ist nicht die unmittelbare Wahrheit des Ich, sondern ihre stilisierte Gestalt. Sie gibt Sinn, erlaubt Planung und Bewertung und ergänzt das dynamische, lebendige Ich, das in der Erfahrung selbst entsteht.

### 2.5.3 Beziehung zwischen Erfahrung und Ich – Selbstverstehen

Das Selbstverstehen entsteht in der Spannung zwischen Erfahrung und Ich. Erfahrung liefert die emotionale Energie, die unmittelbaren Resonanzen und das Chaos der Eindrücke. Das Ich verdichtet diese Ströme zu einer Gestalt, die sich über die Zeit behauptet. Selbstverstehen bedeutet daher nicht, auf ein festes Inneres zuzugreifen, sondern das dynamische Verhältnis zwischen Erleben und Identität zu gestalten. Dies zeigt sich beim Erlernen eines Instruments. Die vielfältigen Sinneseindrücke, Frustrationen und Erfolgserlebnisse werden im Prozess des Übens und Reflektierens in ein kohärentes Muster integriert, das dem Spieler ein Gefühl von Identität und Kompetenz vermittelt.

In diesem Prozess wirken zwei Bewegungen zusammen. Einerseits formt die Erfahrung das Ich, indem sie Resonanzen hervorruft, die in Erinnerung und Gewohnheit ihren Niederschlag finden. Andererseits strukturiert das Ich die Erfahrung, indem es Aufmerksamkeit lenkt, Erwartungen vorgibt und Bedeutungen stabilisiert. Edmund Husserl[75] beschreibt dies als Horizontstruktur des Bewusstseins, in der jedes Erleben in einem Geflecht von Vergangenheit, Gegenwart und Antizipation steht. Ähnlich wie William James[76] das Selbst als „stream of consciousness“ beschreibt, zeigt sich, dass Identität nicht statisch ist, sondern fortwährend in einem Fluss von Erleben und Interpretation entsteht.

Selbstverstehen ist somit kein Abbild, sondern eine Form der Selbstorganisation. Es operiert in operativer Geschlossenheit, da das Ich sich nur durch seine eigenen Unterscheidungen versteht. Es erzeugt ein Bild von sich selbst, das es als Grundlage seiner Identität nimmt. Niklas Luhmann[77] hebt hervor, dass Selbstreferenz nicht bedeutet, sich auf eine Substanz zu beziehen, sondern auf den Prozess, in dem ein System sich selbst beschreibt. Dies zeigt sich auch im Alltag: Wenn jemand in einem Bewerbungsgespräch von sich erzählt, greift er auf eine Auswahl seiner Erfahrungen zurück, interpretiert sie und ordnet sie so, dass sie zu einem

[75] Edmund Husserl; Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins (1928).
[76] William James; The Principles of Psychology, Volume I (1890)
[77] Niklas Luhmann; Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie (1984).

konsistenten Selbstbild passen. Diese Darstellung ist keine objektive Wahrheit über die Person, sondern eine symbolische Selbstbeschreibung, die auf frühere Erfahrungen zurückgreift und zugleich zukünftige Möglichkeiten entwirft. Das Ich bezieht sich in diesem Prozess auf die eigene Beschreibung und stabilisiert darüber seine Identität, nicht als feste Substanz, sondern als fortlaufend erzeugte Form.

Daraus folgt, dass das Ich nicht gegeben, sondern gemacht ist. Das Ich existiert in den Geschichten, die es über sich selbst erzählt[78]. Diese Geschichten sind keine bloßen Fiktionen, sondern symbolische Formen, in denen affektive Erfahrungen in Gestalt überführt werden. Sie schaffen Stabilität, ohne die Dynamik des Lebens vollständig einzufangen. Sie ordnen Erlebnisse, geben ihnen Bedeutungen und verbinden Vergangenheit, Gegenwart und Erwartungen zu einer kohärenten Erzählung, die Orientierung und ein Gefühl von Kontinuität vermittelt.

Wahrheit zeigt sich im Selbstverstehen nicht als substantielle Eigenschaft des Ichs, sondern als stilbildende Ordnung. Sie bestimmt, wie das Ich seine Erfahrungen integriert und formt. Wahrheit ist die Formkraft, die das Chaos der Eindrücke in einen Sinnzusammenhang überführt. Sie bleibt jedoch nicht endgültig, sondern entsteht immer wieder neu. Nietzsche[79] beschreibt diese Vorläufigkeit des Selbst, indem er betont, dass wir stets nur werdend und nie seiend sind. Das Ich ist damit kein Fundament, sondern die produktive Verdichtung von Erfahrung, die im Prozess des Verstehens unaufhörlich verwandelt wird. Selbstverstehen bedeutet daher, sich nicht auf ein festes Wesen zu berufen, sondern das eigene Werden schöpferisch zu bejahen.

Theoretisch lässt sich diese Spannung auch bei Frege beobachten, der Sinn und Bedeutung eines Ausdrucks unterscheidet. Die Bedeutung entspricht dem Referenten, also der konkreten Existenz oder dem gelebten Ich, während der Sinn die Art und Weise beschreibt, wie dieses Ich verstanden, geordnet oder vermittelt wird. Anders gesagt: Die Bedeutung verweist auf das „Was“ des Selbst, die Erfahrungen und Handlungen, während der Sinn das „Wie“ bestimmt, also die narrative und reflexive Form, in der das Ich sich als kohärente Einheit zeigt. Erst durch die Vermittlung von Sinn wird das Ich als zusammenhängende Gestalt erfahrbar; ohne Sinn blieben die vielfältigen Eindrücke und Erlebnisse fragmentarisch. Narrative Identität und Reflexion schaffen so die Einheit des Ichs, indem sie flüchtige Erfahrungen strukturieren, interpretieren und in kohärente Erzählungen einbinden.

Die Vermittlung von Sinn schafft jedoch keine absolute Stabilität des Ichs. Während Sinn die Einheit des Selbst konstruiert, bleibt diese Einheit dynamisch und relational. Dies zeigt sich u.a. in biografischen Reflexionen: Wer über sein Leben nachdenkt, ordnet vergangene Erfahrungen, interpretiert Handlungen neu und verknüpft sie zu einer kohärenten Geschichte. Diese narrative Struktur vermittelt dem Ich Kontinuität, doch sie verändert sich mit jedem neuen Erlebnis.

Auch Luhmanns[80] Theorie der Selbstreferenz zeigt, dass ein System sich nur durch seine eigenen Operationen versteht. Auf das Ich übertragen bedeutet dies: Identität entsteht durch die fortlaufende Organisation von Erfahrungen, Reflexionen und Erzählungen, die das Ich über sich selbst hervorbringt. Sie ist nicht vorgegeben, sondern selbst erzeugt, ähnlich wie Frege den Sinn als vermittelnde Struktur zwischen Sprache und Bedeutung beschreibt. In dieser Perspektive ist das Ich keine feste Einheit, sondern ein Prozess. Es ist eine kohärente Prozesseinheit, die aus der ständigen Integration von Erfahrungen und deren symbolischer Formung hervorgeht.

[78] Paul Ricoeur spricht in diesem Zusammenhang von narrativer Identität.
[79] Friedrich Nietzsche; Die fröhliche Wissenschaft, Buch IV, § 270 (1887).
[80] Niklas Luhmann; Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie (1984).

Doch das Ich ist nicht nur durch narrative und reflexive Strukturen bestimmt, sondern immer auch relational eingebunden. Ähnlich wie bei Spinoza jedes einzelne Ding Ausdruck der einen Substanz, „Gott oder Natur“, ist und zugleich in konkrete Relationen zu anderen Dingen eingebunden bleibt, entsteht Identität immer im Zusammenspiel mit der Umwelt. Freude, Trauer und Handlungsmöglichkeiten zeigen sich genau an dieser Schnittstelle, an der die eigene Potenz durch Begegnungen mit anderen gesteigert oder vermindert wird.

**„Wenn wir uns eine äußere Ursache vorstellen, durch die unsere Handlungskraft vermehrt oder vermindert, gefördert oder gehemmt wird, so werden wir von Lust oder Unlust affiziert, und diese Affektion nennen wir Liebe oder Hass, je nachdem sie die Ursache dieser Affektion begleitet.“** Baruch de Spinoza, Ethik, Teil III, Proposition 6, Scholion (1677)

Spinoza beschreibt genau dieses Verhältnis zwischen dem Individuum (seiner „Potenz zu handeln“) und den äußeren Dingen, die diese Potenz steigern oder mindern.

Wie auch Marx betont, ist das Individuum zugleich in die gesellschaftliche Totalität eingebunden: „Das Individuum ist das gesellschaftliche Wesen. Seine Lebensäußerung, auch wenn sie nicht in der unmittelbaren Form einer gemeinschaftlichen Lebensäußerung vollzogen wird, ist daher eine Bestätigung und Bewirklichung des gesellschaftlichen Lebens.“[81] Dieses doppelte Verhältnis zeigt, dass das Ich weder isoliert noch autonom existiert. Es ist Ausdruck des übergeordneten Systems und zugleich Teil eines Netzwerks wechselseitiger Beziehungen, in dem seine Handlungen, Rollen und Bedeutungen erst Gestalt gewinnen.

Selbstverstehen ist daher immer relational und kontextgebunden.

**Das Ich entsteht und formt sich in einem Spannungsfeld zwischen einem übergeordneten Ganzen und den konkreten Beziehungen zu anderen.**

Sinn und Bedeutung wirken hier zusammen. Sinn vermittelt die kohärente narrative Einheit des Selbst, während Bedeutung die reale Erfahrung und die relationalen Bezüge einschließt. Selbstverstehen ist ein dynamischer Prozess, in dem das Ich seine eigene Ordnung bildet, während es gleichzeitig die Ordnungen und Bedingungen seines relationalen Umfeldes integriert.

Erfahrungen bilden ein System, das nicht isoliert wirkt, sondern dem Ich Möglichkeiten, Bedeutung und Orientierung für die Selbststrukturierung bietet. Das Ziel dieses Erfahrungssystems ist die Selbstorganisation. Es ordnet Eindrücke, integriert sie in narrative Strukturen und ermöglicht so die Bildung einer kohärenten Identität. Zugleich liefert es Orientierung für zukünftiges Handeln, indem es Resonanzen, Erwartungen und Antizipation bereitstellt. So werden beispielsweise Entscheidungen über Ausbildung, Beruf und Lebensstil sowohl von den eigenen Erfahrungen als auch von gesellschaftlichen Strukturen, Normen und Erwartungen geprägt. In diesem Zusammenspiel formt das Ich seine Identität und ordnet gleichzeitig das Erfahrungssystem.

Wie bei Spinoza jedes einzelne Ding Ausdruck der Substanz und zugleich relational zu anderen Dingen ist, und wie bei Marx der Mensch durch gesellschaftliche Organisation und soziale Interaktionen geprägt wird, zeigt sich:

**Das Ich ist weder isoliert noch autonom.**

Es formt sich aus Erfahrungen, die einerseits persönlich erlebt werden, andererseits das übergeordnete System widerspiegeln und dessen Ordnungs- und Sinnstruktur verkörpern. Das „Ziel“ des Erfahrungssystems existiert dabei nicht objektiv; seine Orientierung hängt von der

[81] Karl Marx; Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie (1857)

Intention des Beobachters ab. In diesem Zusammenhang kann der Sinn-Horizont als der Rahmen verstanden werden, in dem Erfahrungen wahrgenommen, interpretiert und geordnet werden.

**Die Transzendenz zeigt sich darin, dass dieser Sinn-Horizont über das einzelne Ich hinausweist.**

Ob in der Philosophie Spinozas die Natur, bei Marx das Kapital, in Religionen eine Gottheit, in Ideologien abstrakte Prinzipien wie der Kommunismus oder in der Quantenphysik die Konzepte von Bewusstsein oder Information[82] – all diese Orientierungen stellen transzendente Bezugspunkte dar. Sie sind fiktive, axiomatische Vorgaben, die das Individuum nutzen kann, um seinen Sinn-Horizont zu strukturieren, Ordnung zu schaffen und die eigenen Erfahrungen in ein größeres Ganzes einzubetten. Ohne diese transzendenten Orientierungen blieben Erleben und Erfahrung fragmentarisch und ungerichtet.

Damit wird deutlich, dass das Ich weder isoliert noch statisch ist. Es entsteht und formt sich in einem relationalen Geflecht, das individuelle Erfahrungen, narrative Strukturen und systemische Bezüge miteinander verbindet. Sinn und Bedeutung wirken zusammen. Sinn strukturiert die Erfahrungen zu einer kohärenten narrativen Einheit, während Bedeutung die gelebten Erlebnisse, Beziehungen und sozialen Kontexte umfasst, in denen das Ich sich bewegt. Beide Dimensionen bedingen einander. Ohne Sinn blieben die Erfahrungen formlos, ohne Bedeutung verlöre der Sinn seine Wirklichkeit. Das Selbst gewinnt seine Gestalt erst in der Wechselwirkung von innerer Deutung und äußerer Verankerung. In diesem Zusammenspiel wird Identität zu einer lebendigen, prozesshaften Einheit, die sich fortwährend aus der Spannung zwischen Erleben, Denken und Beziehung erneuert.

## 2.6 Emotionen – Grundlage des Weltverständnisses

Emotionen sind die elementaren Energiemuster des Lebens. Sie verwandeln reine Wahrnehmung in Orientierung, lenken unsere Aufmerksamkeit, bündeln Handlungsbereitschaft und prägen die Bedeutung dessen, was uns begegnet. Ohne Emotionen gäbe es keine Bedeutung, keine Unterscheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem, keine lebendige Welt. Emotionen sind nicht bloß Begleiterscheinungen oder Verzerrungen des Denkens, sondern die ursprüngliche Matrix des Verstehens. Sie bestimmen, was in der Flut der Eindrücke hervorgehoben wird, und verleihen diesen Hervorhebungen eine energetische Qualität. Wenn wir etwa Angst empfinden, wird ein Geräusch in der Dunkelheit plötzlich zu einem möglichen Zeichen der Gefahr. Die Emotion verleiht diesem Sinneseindruck die emotionale Färbung und gibt ihm Richtung und Gewicht. Bereits Baruch de Spinoza[83] sah in den Affekten die Grundbewegungen des Lebens, Kräfte, die das Streben des Menschen nach Selbsterhaltung und Entfaltung ausdrücken. Ähnlich versteht Max Scheler[84] Emotionen als Akte des Wertfühlens: Sie eröffnen die Welt als einen Raum von Bedeutungen, noch bevor Denken und Urteil einsetzen.

[82] Information und Bewusstsein werden von einigen Physikern auf eine ähnliche Ebene wie transzendente Bezugspunkte erhoben. Aus meiner Sicht stellt dies eine Form der Mystifizierung mathematischer Strukturen dar, da abstrakte Konzepte in eine quasi-metaphysische Funktion überhöht werden, die über ihre ursprüngliche physikalische Bedeutung hinausgeht.

[83] Baruch de Spinoza; Ethica, ordine geometrico demonstrata. (1677).

[84] Max Scheler; Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik (1916)

**In diesem Sinne sind Emotionen die schöpferischen Kräfte, die Wahrnehmung in Welt verwandeln.**

Erfahrung und Emotionen sind keine inneren Zustände, sondern Bewegungen im Zusammenspiel von Ich und Welt. Sie entstehen in dem Moment, in dem Wahrnehmung auf Wirklichkeit trifft. Freude, Angst, Wut oder Trauer sind nicht einfach Gefühle in uns, sondern Weisen, in denen wir zur Welt stehen, Formen der Bezogenheit, die uns öffnen oder verschließen, verbinden oder abgrenzen. Wenn uns Freude erfüllt, scheint die Welt weiter, heller und zugänglicher; in der Angst hingegen zieht sie sich zusammen, wird eng, drohend und unüberschaubar. Maurice Merleau-Ponty[85] hat hervorgehoben, dass Emotionen nicht im Inneren des Subjekts entstehen, sondern als leibliche Haltungen zur Welt verstanden werden müssen. Die Körperhaltung der Angst, der offene Atem der Freude oder der starre Blick der Wut sind Ausdrucksformen dieser wechselseitigen Bewegung.

Martha Nussbaum[86] zeigt, dass Emotionen Urteile über Wert enthalten. Sie sind nicht blindes Erleben, sondern Reaktionen auf das, was uns etwas bedeutet. Wenn wir Trauer empfinden, dann nicht einfach, weil wir Schmerz spüren, sondern weil wir den Verlust eines Gutes begreifen, das uns wichtig war. Emotionen zeigen, wie sich uns die Welt erschließt, noch bevor wir sie begrifflich, in Einheiten, erfassen.

**So verstanden sind Emotionen keine persönlichen Regungen wie z.B. die Gefühle, sondern Resonanzfelder zwischen Ich und Welt. Sie tragen und formen unsere Existenz und machen das, was uns begegnet, erfahrbar.**

In ihnen vollzieht sich der Übergang vom bloßen Eindruck zur lebendigen Bedeutung.

**Emotionen lassen sich als Aktivitätseinheiten verstehen. Sie sind Kräfte, die das Ich tragen und die Welt erschließen.**

In ihnen verbinden sich Erfahrung und Handlung, denn sie übersetzen Resonanz in Bewegung. Freude etwa drängt nach Ausdruck, sie sucht Gemeinschaft und Teilhabe; Wut verdichtet Energie zu Handlung, sie will eingreifen, verändern, widerstehen. Auf diese Weise bringen Emotionen ungerichtete Eindrücke und Affekte in eine geordnete Abfolge von Bewegungen, die miteinander in Beziehung treten und so eine innere Struktur bilden. Alfred North Whitehead[87] hat das Leben als einen Prozess des „Fühlens“ beschrieben, in dem jedes Erleben eine Form von Tätigkeit ist.

**Emotionen sind die dynamischen Formen, durch die das Ich und die Erfahrungen Gestalt gewinnen. Sie sind Aktivitätsmuster und Energiefelder, die sich in der körperlichen Innenwirkung als Gefühle ausdrücken können.**

## 2.6.1 Emotionen als Aktivitätseinheiten – Energiemuster

Emotionen bündeln Energie und bilden Muster, durch die Wahrnehmungen Bedeutung erhalten. Sie strukturieren Erfahrung, indem sie sowohl innere als auch äußere Handlungsrichtungen vorgeben. Gefühle repräsentieren die leiblich-innerliche Seite dieser Energie, während Handlung und Ausdruck ihre äußere Manifestation zeigen. Freude etwa motiviert zu sozialer

[85] Maurice Merleau-Ponty; Phänomenologie der Wahrnehmung. Übersetzt von Hans-Walter Schmuhl. (1945).
[86] Martha Nussbaum; Emotions as Judgments of Value and Importance“. In: Solomon, Robert C. (Hrsg.): Thinking About Feeling: Contemporary Philosophers on Emotions (2004)
[87] Alfred North Whitehead; Prozess und Realität. (1987).

Beteiligung, Angst lenkt Aufmerksamkeit und schützt, Wut mobilisiert zur Veränderung. Diese Aktivitätseinheiten entstehen nicht isoliert, sondern prozesshaft in der Resonanz zwischen Körper, Ich und Welt. Sie bilden die Grundlage kohärenten Handelns, weil sie Wahrnehmung, Entscheidung und Bewegung miteinander verbinden. Gleichzeitig verwandeln sie bloße Eindrücke in erlebbare Bedeutung, indem sie Aufmerksamkeit fokussieren, Energie kanalisieren und Resonanzen erzeugen.

Alfred North Whitehead beschreibt das Leben folglich als einen Prozess des Fühlens, in dem jedes Erleben eine aktive Form von Tätigkeit ist. In diesem Sinne gestalten Emotionen das Ich, ordnen Erfahrungen und ermöglichen ein Verstehen, das dynamisch und affektiv geprägt ist.

Als Energiemuster bilden Emotionen die Grundlage des Weltverhältnisses. Sie sind keine passiven Begleiter des Denkens, sondern aktive Kräfte, die Wahrnehmung ordnen, Handeln steuern und die Welt als bedeutsam erfahrbar machen. Unterschiedliche Emotionen strukturieren das Gegebene auf unterschiedliche Weise.

### 2.6.2 Emotionen als Grundlage der Unterscheidung – Relevanz und Sinn

Emotionen bilden die Grundlage aller Unterscheidungen. Ohne sie gäbe es kein Kriterium, um Wichtiges von Unwichtigem, Bedrohliches von Harmlosen oder Bedeutungsvolles von Belanglosem zu trennen. Sie sind das energetische Fundament, auf dem Sinnbildung ruht. Dass Orientierung und Sinngebung auch ohne Denken möglich sind, zeigt sich bereits bei Einzellern, die auf Reize reagieren, ohne reflektierend zu urteilen. Selbst hier steuern Emotionen die Wahrnehmung und lenken das Verhalten, indem sie unterscheiden, was relevant ist und was nicht.

Die Rolle der Emotionen wird im alltäglichen Erleben besonders deutlich. Angst richtet die Aufmerksamkeit auf mögliche Gefahren und schützt vor Schaden, Freude öffnet den Blick für neue Möglichkeiten und fördert soziale Beteiligung, Trauer vertieft die Wahrnehmung von Verlusten und lehrt uns, was uns wertvoll ist.

**Emotionen strukturieren Erfahrung, indem sie Situationen mit Wert versehen.**

Martha Nussbaum[88] beschreibt sie als „Urteile über Wert“, die uns zeigen, was in der Welt für uns Bedeutung hat. So ist die Trauer um einen verstorbenen Freund nicht nur ein körperliches Schmerzgefühl, sondern zugleich ein Urteil über die Bedeutung dieser Beziehung und den Verlust eines für das eigene Leben wertvollen Gutes.

Damit wird klar, dass Emotionen keine bloßen Begleiterscheinungen sind, sondern grundlegende Selektionsmechanismen. Sie filtern die Überfülle der Eindrücke und verdichten sie zu relevanten Mustern. Niklas Luhmann[89] beschreibt Unterscheidung als die Grundoperation jedes Sinnsystems. Sinn entsteht, indem etwas von etwas anderem unterschieden wird. Welche Unterscheidungen gezogen werden, hängt wesentlich von affektiven Markierungen ab, denn Emotionen fungieren als Filter und Wegweiser, die bestimmen, welche Unterschiede wir in unserer Umwelt wahrnehmen und wie wir darauf reagieren. Emotionen liefern den energetischen

[88] Martha Nussbaum; Emotions as Judgments of Value and Importance“. In: Solomon, Robert C. (Hrsg.): Thinking About Feeling: Contemporary Philosophers on Emotions (2004)
[89] Niklas Luhmann; Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie (1984)

Impuls, der diese Differenzen trägt und machen die Welt und ihre Dinge überhaupt erst unterscheidbar.

Friedrich Nietzsche[90] hat diese Affektlogik zugespitzt formuliert, als er schrieb, dass es keine rein geistigen Phänomene gebe und alles auf Affekte zurückzuführen sei. Verstehen ist demnach immer affektiv grundiert.

**Ohne Emotionen gibt es keine Unterscheidung, ohne affektive Resonanz keine Bedeutung.**

Emotionen eröffnen Horizonte, indem sie aus dem Chaos des Unbestimmten Ordnung schaffen. In ihnen wird die Spannung von Energie und Form, Chaos und Ordnung, Erfahrung und Verstand auf schöpferische Weise gestaltet.

## 2.6.3 Emotionen und Sinnordnungen

Emotionale Ordnung zeigt sich in diesem Zusammenhang als gestaltende Kraft, die in den Mustern emotionaler Unterscheidung wirkt. Angst, Hoffnung, Liebe oder Ärger sind keine zufälligen Stimmungen, sondern Ausdrucksformen, in denen persönlicher Sinn und individuelle Ordnung als gelebter Stil Gestalt annehmen.

Emotionen tragen normative Kraft. Sie erzeugen Ordnungen, in denen wir leben und handeln, und drücken sich unter anderem in Form von Gefühlen aus. Auf diese Weise schaffen Emotionen unterschiedliche Weisen der Weltgestaltung. Was hier entsteht, ist eine gelebte Sinnordnung, eine Struktur, in der affektive Resonanzen in stabile und zugleich offene Formen überführt werden.

Emotionale Sinn-Ordnung ist dynamisch und zeigt sich in den Erfahrungen als Gestalt affektiver Energie. In jedem Erlebnis wird spürbar, wie Emotionen Wahrnehmungen und Eindrücke strukturieren. Als Muster ordnen sie diese Wahrnehmungen und Erlebnisse und schaffen so Orientierung. Auf diese Weise werden rohe Eindrücke zu bedeutsamen Erfahrungen, die uns Handlungs- und Deutungsmöglichkeiten eröffnen.

Auf diese Weise wird deutlich, dass das, was wir wahrnehmen, nicht als neutrale Abbildung der Welt existiert, sondern durch die affektive Strukturierung unserer Erfahrungen geformt wird. Aus der abstrakten Wahrheit an sich entsteht eine Systemwahrheit, die in den Mustern emotionaler Ordnung und durch die selektive Hervorhebung von Bedeutung Gestalt annimmt.

Doch diese Ordnung ist stets vorläufig. Sie entsteht im Prozess, verändert sich mit neuen Erfahrungen und wird immer wieder überarbeitet. Nietzsche[91] formulierte es pointiert: „Es gibt keine Tatsachen, nur Interpretationen." Wahrheit ist demnach nicht der Besitz absoluter Erkenntnis, sondern die Kraft einer Interpretation, die sich im Leben immer wieder neu bewährt.

Emotionen sind die Schöpferinnen von Systemwahrheit. Sie eröffnen Ordnungen, die nicht nur einschränken, sondern auch befreien, indem sie die Welt als gestaltbar erscheinen lassen. Wahrheit ist hier keine äußere Instanz, sondern eine Lebensform, in der Energie, Affekt und Symbol zusammenwirken, um Sinn zu erzeugen.

So verstanden ist Verstehen nicht die Entdeckung einer objektiven Realität, sondern die schöpferische Transformation affektiver Muster in stilbildende Ordnungen. Wahrheit wird dabei nicht gefunden, sondern hervorgebracht und bleibt lebendig, solange sie Horizonte eröffnet.

[90] Friedrich Nietzsche; Götzen-Dämmerung. 1889.
[91] Friedrich Nietzsche; Nachgelassene Fragmente (1886).

Wenn beispielsweise jemand Trauer erlebt, eröffnet die emotionale Struktur dieses Erlebens die Möglichkeit, die Bedeutung der verlorenen Beziehung zu reflektieren, neue Prioritäten zu setzen oder Verhaltensweisen zu verändern. Die „Horizonte“ sind hier die neuen Sinnräume, die sich im emotionalen Erleben und im daraus resultierenden Verstehen auftun.

## 2.7 Das Ich als Erfahrung

Das Ich ist nicht eine Instanz hinter den Erfahrungen, sondern die Verdichtung der Erfahrung selbst. „Meine Erfahrung ist mein Ich.“ Diese Einsicht bringt zum Ausdruck, dass das Individuum nicht jenseits des Erlebens existiert, sondern in der fortlaufenden Organisation von Resonanzen, Unterscheidungen und Bedeutungen. Das Ich ist kein fester Kern, sondern ein fortwährendes Verknüpfen von Erfahrungen, die sich zu einem lebendigen Ganzen verdichten.

William James[92] beschreibt das Selbst als „stream of consciousness“, als einen ununterbrochenen Bewusstseinsstrom, in dem Identität nicht gegeben, sondern fortwährend hervorgebracht wird. Identität ist daher keine Substanz, sondern Bewegung. Sie entsteht in dem Moment, in dem Erfahrungen in einen Zusammenhang gebracht und als „mein Leben“ verstanden werden. Wenn man auf sein meine Kindheit zurückblickt, erkenne man sich selbst nicht in einem unveränderlichen Wesenskern wieder, sondern in vielen Momenten und Erzählungen, die die Erlebnisse miteinander verknüpft. Es ist eine Geschichte, die immer wieder neu erzählt und verändert wird.

Diese prozessuale Natur des Ichs zeigt sich auch in seiner zeitlichen Struktur. Edmund Husserl[93] hat in seiner Analyse des Zeitbewusstseins hervorgehoben, dass jede Gegenwart von Vergangenheit und Zukunft durchdrungen ist. Jede Wahrnehmung enthält Spuren dessen, was gewesen ist (Retention), und Vorwegnahmen dessen, was kommen wird (Protention). Das Ich existiert in dieser Spannung.

**Das Ich erinnert Vergangenes, erlebt Gegenwärtiges und erwartet Zukünftiges,**

nicht als statische Einheit, sondern als dynamische Erfahrungseinheit, die sich in der Zeit entfaltet. Maurice Merleau-Ponty hat diese zeitliche und leibliche Dimension des Ichs weiter vertieft, indem er betonte, dass das Selbst nicht außerhalb der Welt steht, sondern immer schon in ihr verkörpert ist. Das Ich ist kein distanzierter Beobachter, sondern ein leiblich handelndes Zentrum, das durch Bewegung, Wahrnehmung und Affekt mit der Welt verwoben ist. Wenn ich etwa meine Hand ausstrecke, um einen Gegenstand zu berühren, wird das Bewusstsein meiner selbst im Tun erzeugt; es ist eine Erfahrung, die sich in der Bewegung und im Empfinden selbst vollzieht.

Die Ich-Perspektive spielt dabei eine zentrale Rolle, weil sie die ursprüngliche Stelle markiert, von der aus Welt überhaupt erfahrbar wird. Für Merleau-Ponty ist das Ich nicht ein theoretischer Standpunkt, sondern die leiblich verankerte Perspektive des Erlebens, die stets an einen konkreten Moment gebunden ist. Jede Wahrnehmung entspringt einer bestimmten Situation, einem gegenwärtigen Jetzt, in dem sich Vergangenheit und Zukunft überlagern. Diese Momentbezogenheit bedeutet jedoch keine statische Fixierung. Der Moment selbst ist kein Punkt, sondern ein zeitlich gedehnter Strom, in dem Spuren des Vergangenen nachhallen und Erwartungen des Kommenden sich andeuten.

[92] William James: The Principles of Psychology, Vol. 1 (1890).
[93] Edmund Husserl: Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins. (1928).

Die Ich-Perspektive ist im Moment unbeweglich, zugleich aber über die Zeit variabel.

**Im Hier und Jetzt erscheint das Gegebene zunächst als statisch, doch diese beobachtete Statik ist stets durch Bewegung und zeitlichen Fluss durchdrungen. Entscheidend ist dabei die Differenz zwischen Ich und Ich-Perspektive. Das Ich ist eine prozessuale Einheit, die sich mit jeder Handlung, jeder Empfindung und jedem Blick verschiebt, während die Ich-Perspektive das Erleben im Moment erfasst und festhält.[94] Durch das Zusammenspiel von Ich und Ich-Perspektive wird jeder Moment nicht nur lebendig erlebt, sondern ist zugleich Ausgangspunkt für neue Erfahrung.**

Maurice Merleau-Ponty[95] hat diese zeitliche und leibliche Dimension des Ichs weiter vertieft, indem er betonte, dass das Selbst nicht außerhalb der Welt steht, sondern immer schon in ihr verkörpert ist. Das Ich ist kein distanzierter Beobachter, sondern ein leiblich handelndes Zentrum, das durch Bewegung, Wahrnehmung und Affekt mit der Welt verwoben ist. Wenn ich etwa meine Hand ausstrecke, um einen Gegenstand zu berühren, verstehe ich das selbst als mein Tun; es ist eine Erfahrung, die sich in der Bewegung und im Empfinden selbst vollzieht. Die Ich-Perspektive ist somit keine individuelle Einengung, sondern ein leibliches und über die Zeit variables In-der-Welt-sein, durch das Persönlichkeit und Welt wechselseitig hervorgebracht werden. In Gesten, Blicken, Sprache und Bewegung zeigt sich das Ich als die Mitte einer Erfahrung, die zugleich offen auf anderes hin orientiert ist.

**Das Ich ist nicht nur zeitlich organisiert, sondern zugleich ein energetisches Zentrum.**

Es bündelt affektive Ströme, übersetzt sie in Handlungen und bringt sie mit symbolischen Ordnungen in Resonanz. Emotionen sind dabei nicht bloße Anhängsel, sondern bilden die Grundmatrix, in der Identität entsteht. Sie liefern die energetische Basis, auf der Differenzen markiert, Bedeutung erzeugt und Welt strukturiert wird. Wenn etwa Wut, Freude oder Angst in mir aufsteigen, zeigen sie nicht einfach innere Zustände an, sondern eröffnen Möglichkeiten des Handelns und Deutens.

Wir verstehen uns selbst, indem wir Geschichten über uns erzählen[96].

**Diese Geschichten sind keine bloßen Fiktionen, sondern symbolische Verdichtungen von Erfahrung.**

Das Erzählen selbst schafft Kontinuität, wo in Wahrheit Brüche, Übergänge und Widersprüche liegen. Robert Musil hat diese erzählerische Dimension des Lebens auf eindringliche Weise gefasst, wenn er schreibt:

> Und als einer jener scheinbar abseitigen und abstrakten Gedanken, die in seinem Leben oft so unmittelbare Bedeutung gewannen, fiel ihm ein, dass das Gesetz dieses

[94] Hier ergibt sich eine interessante Analogie zur Quantentheorie. Auch in ihr ist der Zustand eines Systems zu einem bestimmten Zeitpunkt bestimmt, etwa durch einen Zustandsvektor, der wie die Ich-Perspektive eine „statistische Beschreibung" des Augenblicks liefert. Gleichzeitig enthält dieser Zustand die Möglichkeit dynamischer Entwicklungen, die erst durch Wechselwirkung oder Messung aktualisiert werden. Ähnlich verhält es sich beim Ich selbst, das über die Zeit prozessual bleibt und Erfahrung fortlaufend organisiert. So wie die Quantenphysik Momente mathematisch fixiert, obwohl sie dynamisch vernetzt sind, beschreibt die Ich-Perspektive das Gegebene im Moment, während das Ich selbst die kontinuierliche Bewegung der Erfahrung trägt.
Auch die klassische Physik können wir verstehen, weil sie sich auf Einheiten gründet. Die Quantenphysik dagegen entzieht sich einem solchen Verständnis, weil sie Prozesseinheiten beschreibt, die sich nicht in feste Formen übersetzen lassen. Ähnlich verhalten sich Erfahrung und Emotionen: Sie sind nicht statisch gegeben, sondern bilden sich fortwährend neu. Das, was sich unserem Verstehen entzieht, ist nicht unverständlich, sondern Ausdruck einer tieferen Prozessordnung, in der Sein selbst Bewegung ist.

[95] Maurice Merleau-Ponty: Phénoménologie de la perception. (1945).

[96] Paul Ricoeur: Zeit und Erzählung (1983)

> Lebens, nach dem man sich, überlastet und von Einfalt träumend, sehnt, kein anderes sei als das der erzählerischen Ordnung! Jener einfachen Ordnung, die darin besteht, dass man sagen kann: „Als das geschehen war, hat sich jenes ereignet!" Es ist die einfache Reihenfolge, die Abbildung der überwältigenden Mannigfaltigkeit des Lebens in einer eindimensionalen, wie ein Mathematiker sagen würde, was uns beruhigt; die Aufreihung alles dessen, was in Raum und Zeit geschehen ist, auf einen Faden, eben jenen berühmten „Faden der Erzählung", aus dem nun also auch der Lebensfaden besteht. Robert Musil; Der Mann ohne Eigenschaften (1930)

Friedrich Nietzsche[97] hat diese Prozesshaftigkeit des Ichs in radikaler Zuspitzung formuliert: „Es gibt kein Sein hinter dem Tun, Wirken, Werden; das Tuende ist zum Tun bloß hinzugedichtet." Das Ich ist nichts Eigenständiges, sondern die stabilisierte Wirkung von Prozessen. Gerade darin liegt seine schöpferische Kraft. Es ist der Ort, an dem Erfahrung zu Identität wird, immer vorläufig, immer transformierbar.

**So verstanden ist das Ich Erfahrung.**

Es ist ein lebendiger Prozess, der sich in der Spannung von Emotion und Symbol, Energie und Form, Chaos und Ordnung konstituiert. Es ist nicht das Fundament des Verstehens, sondern sein fortwährender Vollzug. Identität ist nicht etwas, das man als Einheit festhalten kann, sondern etwas, das man in jedem Blick, jedem Gefühl, jeder Erinnerung, jeder Handlung tut. Das Ich ist Bewegung, Resonanz und Erzählung zugleich.

## 2.7.1 Das Ich als Prozess der Selbstreferenz

Das Ich ist keine feste Einheit, sondern ein fortlaufender Prozess der Selbstreferenz. Es entsteht, weil Erleben und Deuten aufeinander wirken. Ich erfahre mich selbst, indem ich meine Erfahrungen miteinander vergleiche, Unterschiede erkenne, sie benenne und in Beziehung zueinander setze. So bildet sich das Ich nicht als vorgegebene Substanz, sondern als lebendige Ordnung, die aus den eigenen Bezugnahmen zwischen Erfahrung und Gegebenem hervorgeht.

Diese Selbstreferenzialität ist keine Schwäche, sondern die Bedingung von Identität. Niklas Luhmann[98] betont, dass Systeme operativ geschlossen sind und sich nur durch ihre eigenen Operationen reproduzieren. Ebenso konstituiert sich das Ich, indem es seine Erfahrungen in Unterscheidungen verwandelt und diese Unterscheidungen wiederum als „sein Eigenes" deutet.

Das Ich wird so zu einem Zentrum der Zuschreibung. Es ist nicht Die Person hinter den Handlungen, sondern der Ort, an dem Handlungen, Gedanken und Gefühle als „meine" zusammengefasst werden. In der Reflexion entsteht ein Narrativ, das die verschiedenen Erfahrungen integriert. Paul Ricoeur[99] spricht hier von „narrativer Identität". Das Ich ist die Geschichte, die es sich über sich selbst erzählt.

Doch Selbstreferenz ist kein geschlossener Kreis, der zur Erstarrung führt. Sie ist ein dynamischer Prozess, der in jedem Augenblick neue Gestalten hervorbringt. Husserl[100] hat gezeigt, dass jede Erfahrung durch Zeitlichkeit strukturiert ist. Das Jetzt ist immer mit Vergangenheit

[97] Friedrich Nietzsche; Jenseits von Gut und Böse, (1886)
[98] Niklas Luhmann: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie (1984)
[99] Paul Ricoeur: Zeit und Erzählung. (1988)
[100] Edmund Husserl: Vorlesungen zur Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins. (1928)

und Zukunft verflochten. So ist auch das Ich immer in Bewegung. Es reflektiert sich selbst, indem es sich über Zeit hinweg erneuert.

Dabei wird deutlich, dass das Ich die energetische Verdichtung seiner Selbstreferenz ist. Emotionen liefern die Energie, die das Selbstverhältnis antreibt, Symbole die Formen, in denen es verstandesmäßig stabilisiert wird. Wahrheit erscheint hier nicht als fertiges Ergebnis, sondern als stilbildende Ordnung, die bestimmt, wie das Ich seine eigene Geschichte erzählt.

Nietzsche[101] hat dies in zugespitzter Form ausgedrückt: „Das Subjekt ist nur eine Fiktion: ein Wort für die Zusammenfassung vieler Handlungen." Das Ich ist die Fiktion, die uns Orientierung gibt. Dies nicht im Sinne einer Täuschung, sondern als notwendige Ordnung, die Chaos in Gestalt verwandelt.

So verstanden, ist das Ich als Prozess der Selbstreferenz kein abgeschlossenes Gebilde, sondern ein lebendiges Werden. Es konstituiert sich immer wieder neu, indem es sich selbst in der Bewegung des Verstehens hervorbringt.

## 2.7.2 Das Ich als Ort der Wahrheit – Stil der Selbstdeutung

Das Ich ist keine feste Existenz, sondern ein lebendiger Raum, in dem Bedeutung als Selbstdeutung entsteht. Sie zeigt sich darin, wie das Ich seine Erfahrungen ordnet, Unterschiede erkennt, sie miteinander verknüpft und sich so in Beziehung zu sich selbst setzt. Bedeutung entsteht nicht durch Übereinstimmung mit einer äußeren Realität, sondern durch das aktive Gestalten der eigenen Erfahrungswelt.

Diese Form der Selbstdeutung ist notwendigerweise vorläufig und interpretativ. Das Ich entwirft sich, indem es seine Erlebnisse symbolisch fixiert, in Geschichten übersetzt und in kulturelle Muster einbindet. Paul Ricoeur[102] beschreibt dies als „narrative Identität". Wir verstehen uns nicht unmittelbar, sondern im Medium der Erzählung. Sinn entsteht dabei nicht als Abbild eines wahren Selbst, sondern als Ergebnis, in dem diese Erzählung Gestalt gewinnt. Das Ich wird so zum Ort der Selbstdeutung. Es integriert Erfahrungen, indem es Resonanzen und Emotionen mit Symbolen verknüpft. In diesem Prozess entstehen Ordnungen, die Orientierung geben, doch sie sind nicht endgültig. Sie können korrigiert, erweitert oder überschrieben werden. Es ist daher eine prozessuale Stimmigkeit, die zeigt, wie das Ich seine eigene Geschichte gestaltet.

Bedeutsamkeit ist eine Systemgröße, die nicht außerhalb, sondern im Selbstverhältnis entsteht. Sie ist nicht die Entdeckung einer objektiven Ordnung, sondern die schöpferische Transformation der eigenen Erfahrungen in Sinnfiguren. Das Ich ist der Ort, an dem diese Transformation stattfindet, nicht passiv, sondern aktiv, als fortwährender Vollzug.

Nietzsche[103] hat diesen schöpferischen Charakter der Selbstdeutung betont: „Wir haben die Kunst, damit wir nicht an der Wahrheit zugrunde gehen." Kunst ist für ihn eine Weise der Selbstdeutung. Sie ordnet Erfahrungen, ohne sie zu fixieren, und formt sie, ohne ihre Lebendigkeit zu zerstören. In ähnlicher Weise ist das Ich der Ort, an dem Bedeutsamkeit, Sinn und Stimmigkeit hervorgebracht werden.

[101] Friedrich Nietzsche: Jenseits von Gut und Böse. (1886)
[102] Paul Ricœur; Oneself as Another. (1992)
[103] Friedrich Nietzsche: Die Geburt der Tragödie. (1872)

So verstanden ist das Ich nicht der Hüter einer unveränderlichen Wahrheit, sondern das Medium ihrer Entstehung. Es erzeugt jene Ordnungen, die uns Orientierung geben, indem es Emotionen und Symbole in einem je eigenen Stil verbindet. Sinn wird im Selbstverstehen als Form geboren, die das Chaos der Erfahrung in stimmige Bedeutsamkeit verwandelt.

**Das Ich ist eine symbolische Einheit, die aus den Emotionen des Moments Ordnungen bildet und sich dadurch selbst konstituiert.**

**Das Du ist eine symbolische Einheit, die durch die Ordnung meiner Emotionen geformt wird und sich dadurch für mich erschließt.**

**Auf diese Weise werden Ich und Du zu Symbolen, durch die sich die Welt in der Gegenwart aus meiner Innenperspektive entfaltet.**

Dabei bleibt das Du nicht bloß ein Spiegel meiner inneren Bewegungen, sondern begegnet mir als eigenständige Instanz. Es entfaltet in meinem Erleben eine eigene Präsenz und wird wie die ganze Welt zu einem lebendigen Bezugspunkt, der meine Symbolisierungen fortwährend herausfordert, transformiert und verändert. Ich und Du sind damit statische Symbole mit dynamischem Inhalt, Räume, in denen Resonanz entsteht und in denen sich meine Erfahrung unaufhörlich neu gestaltet, entfaltet, verfeinert und vertieft.

In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass Systemwahrheit die Form von Wahrheit ist, die innerhalb dieses operativ geschlossenen Systems des Ichs entsteht. Sie ist das Ergebnis der symbolischen Ordnungen, die das Ich aus seinen Emotionen und Erfahrungen bildet, und wird fortlaufend transformiert durch die Resonanz des Du und die Auseinandersetzung mit neuen Momenten der Gegenwart. Wahrheit zeigt sich nicht als fertiges, universelles Ergebnis, sondern als dynamische Ordnung, die das Ich befähigt, seine Erfahrungen zu strukturieren, zu interpretieren und neue Horizonte zu erschließen. Jeder Moment auf der Gegenwartsebene trägt so zu einer Verschiebung oder Erweiterung der Systemwahrheit bei.

## 2.8 Verstehen als Spannung zwischen Erfahrung und Denken

Verstehen entsteht nicht durch die Aufhebung der Differenz zwischen Erfahrung und Denken, sondern durch die Spannung zwischen beiden. Erfahrung ist affektiv, energetisch und situativ; Denken ist symbolisch, abstrakt und distanzierend. Erst im Zusammenspiel dieser beiden inkompatiblen Modi entsteht das, was wir „Verstehen“ nennen.

Diese Spannung ist keine Schwäche, sondern die Produktionsbedingung von Sinn. Erfahrung liefert die Resonanz, die unmittelbare Bedeutung im Moment. Denken schafft Distanz, stabilisiert, ermöglicht Vergleich und Kommunikation. Husserl[104] betonte, dass alles Bewusstsein intentional ist. Es ist auf etwas gerichtet. Erst durch das Denken wird diese Intentionalität in Einheiten gefasst, die sich nachvollziehen, vergleichen und fortführen lassen.

Verstehen entsteht nur aus dem Zusammenspiel von Sinneserfahrung und symbolischer Einordnung. Kant[105] fasst dies so zusammen: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind.“ Ohne diese Verbindung bleiben Gedanken inhaltsleer, und Wahrnehmungen sind für das Denken unzugänglich.

[104] Edmund Husserl: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. (1913)
[105] Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft. (1781)

Verstehen ist ein selbstreferenzielles Geschehen, das auf der Spannung zwischen Erfahrung und Denken beruht. Es operiert geschlossen, erzeugt Sinn nur in seinen eigenen Unterscheidungen und bleibt zugleich in Resonanz mit den affektiven Energien, die die Erfahrung bereitstellt. Sinn zeigt sich in diesem Prozess nicht als endgültige Lösung, sondern als stilbildende Ordnung, die diese Spannung erzeugt. Er ist kein starres Maß, sondern ein Muster, das es erlaubt, Chaos in Form und Form in Bewegung zu übersetzen. Nietzsche[106] sah in diesem Spannungsverhältnis den Grundzug menschlicher Existenz: „Man muss noch Chaos in sich haben, um einen tanzenden Stern gebären zu können."

So verstanden ist Verstehen kein Abbild der Realität, sondern eine lebendige Vermittlung. Es schöpft Freiheit aus der Differenz von Erfahrung und Denken und gewinnt seine Legitimation aus der schöpferischen Bewährung. Verstehen bedeutet nicht, die Realität zu durchschauen, sondern die Welt immer wieder neu zu entwerfen, in einer Spannung, die niemals aufgehoben, sondern stets produktiv gestaltet werden kann.

### 2.8.1 Erfahrung als Resonanz – Denken als Form

**Erfahrung zeigt sich im Modus der Resonanz**: Sie ist ein Mitschwingen mit der Welt, ein affektives Antworten auf das, was uns begegnet. Resonanz ist kein passives Aufnehmen, sondern ein aktives Hervorbringen von Bedeutung durch Affekte, Aufmerksamkeit und leibliche Beteiligung. So kann beispielsweise das Staunen über ein Musikstück, die Freude an einem Gespräch oder das Erschrecken über ein unerwartetes Ereignis als Resonanzmomente verstanden werden, die uns unmittelbar mit der Welt verbinden. Hartmut Rosa[107] beschreibt Resonanz als „Weltbeziehung, in der Subjekt und Welt einander antworten". Verstehen beginnt in dieser Schwingung, die uns mit Energie erfüllt und Sinn hervorbringt.

**Denken zeigt sich im Modus der Form**. Es stabilisiert, abstrahiert und trennt. Während Resonanz Bewegung und Offenheit bedeutet, schafft das Denken Struktur. Es ordnet flüchtige Eindrücke, hebt sie aus dem Chaos heraus und gibt ihnen eine greifbare Gestalt in Symbolen oder Begriffen. Dies geschieht, wenn man eine intensive Erfahrung, etwa die Freude bei einem Wiedersehen mit einem alten Freund, in Worte fasst oder aufschreibt. Die ursprüngliche Lebendigkeit der Empfindung bleibt spürbar, wird aber zugleich geordnet, verständlich gemacht und mit anderen teilbar. Hegel[108] spricht in diesem Zusammenhang von der „Arbeit des Begriffs", die die Vielzahl der Erlebnisse in eine kohärente Einheit bringt.

Diese beiden Modi stehen nicht in Konkurrenz, sondern in einer produktiven Spannung. Resonanz ohne Form bliebe ungerichtet und vergänglich, während Form ohne Resonanz leblos und leer wäre. Kant[109] hat dies in die Formel gefasst: „Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind." Erfahrung liefert die Energie, Denken die Struktur, und Verstehen lebt aus beiden. So liefern Experimente und Beobachtungen die lebendige Erfahrung, die durch die theoretische Einordnung in Modelle und Konzepte strukturiert wird.

In dieser Position wird deutlich, dass Resonanz und Form die Pole eines selbstreferenziellen Prozesses sind. Verstehen operiert in der Spannung von Emotion und Symbol, Energie und

[106] Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. (1883–1885)
[107] Hartmut Rosa; Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung. (2016)
[108] dargestellt in: Andreas Arndts; Begriff der Arbeit und Arbeit des Begriffs (2001)
[109] Immanuel Kant; Kritik der reinen Vernunft. (1781)

Ordnung. Nietzsche[110] beschreibt diese Polarität am Beispiel der Kunst: „Das Apollinische will Form, das Dionysische will Rausch." In der Malerei etwa verbindet ein Künstler die gestische, spontane Ausdruckskraft mit einer strukturierten Komposition. Beide Elemente bedingen und beflügeln sich gegenseitig.

So verstanden ist Verstehen keine einseitige Fähigkeit, sondern eine Wechselwirkung zwischen Resonanz und Form. Es bewahrt die Lebendigkeit der Erfahrung und die Klarheit des Denkens, indem es beide in einem Stil zusammenführt, der Horizonte eröffnet. Jede neue Erfahrung, die wir sinnlich aufnehmen, wird durch Form erschlossen, interpretiert und in die bestehende Ordnung unseres Verständnisses eingebettet. So entsteht ein kontinuierlicher Prozess, in dem Sinn, Bedeutung und neue Perspektiven zugleich hervorgebracht und strukturiert werden.

Resonanz steht für das lebendige, affektive Mitschwingen mit der Welt, das unsere Erfahrungen energetisch belebt und Sinn ermöglicht. Form steht für die strukturierende, ordnende Kraft des Denkens, die flüchtige Eindrücke greifbar macht und kommunizierbar gestaltet. Erst im Zusammenspiel von Resonanz und Form entsteht ein dynamisches Verstehen, das sowohl die Lebendigkeit der Erfahrung bewahrt als auch die Klarheit des Denkens sicherstellt. In diesem Sinne wird deutlich: Erfahrungen allein sind flüchtig, Gedanken allein leer, doch ihre Verbindung schafft die Möglichkeit, Horizonte zu erschließen und die Welt in ständiger Bewegung und Neubewertung zu verstehen.

### 2.8.2 Freiheit und Legitimation im Spannungsfeld

Verstehen gewinnt seine Freiheit gerade aus der Spannung zwischen Erfahrung und Denken. Erfahrung bindet uns an die Resonanzen des Moments, während Denken uns von dieser Bindung löst, indem es Distanz schafft. Freiheit bedeutet nicht, diese Pole aufzuheben, sondern das Spiel zwischen Nähe und Distanz zu gestalten. Wir sind frei, weil wir Resonanzen deuten, Formen entwerfen und zwischen ihnen oszillieren können.

Diese Freiheit ist nicht absolut, sondern relational. Sie gründet in der Fähigkeit, aus dem Chaos der Eindrücke neue Ordnungen hervorzubringen. Kierkegaard[111] beschreibt Freiheit als „Möglichkeit der Möglichkeit", als ein Offensein für immer neue Entwürfe. Gerade im Spannungsfeld von Erfahrung und Denken eröffnet sich diese Möglichkeit: Wir sind frei, weil wir die Welt nicht bloß passiv ertragen, sondern sie immer wieder aktiv gestalten.

Mit der Freiheit stellt sich zugleich die Frage nach der Legitimation der eigenen Ordnung. Was rechtfertigt die Prinzipien, nach denen wir persönlich handeln, wenn sie nicht aus einer objektiven Realität abgeleitet werden können? Anders als Wittgenstein[112] in der Kritik der Privatsprache betont, dass es dort kein universelles Richtig oder Falsch geben kann, wird in der individuellen Erfahrung dennoch Orientierung möglich. Versuch und Irrtum, Bewährung und Resonanz liefern Maßstäbe, sodass Plausibilität und persönlicher Glaube zu persönlichen Richtwerten werden. Legitimation erwächst aus der Bewährung im eigenen Vollzug, aus der Wechselwirkung von Resonanz und Form, aus dem Zusammenspiel von gelebter Erfahrung und strukturierendem Denken. Die Richtigkeit zeigt sich im eigenen Leben; William James[113] hat dies pragmatisch formuliert: „Wahr ist, was sich im Erleben bewährt." Jede Entscheidung, jede

[110] Friedrich Nietzsche; Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik (1872)
[111] Søren Kierkegaard: Der Begriff Angst. (1844)
[112] Wittgenstein, Ludwig: Philosophische Untersuchungen §258. (1953)
[113] William James: Pragmatism. A New Name for Some Old Ways of Thinking. (1907)

Handlung ist zugleich ein Test, ob die eigene Ordnung trägt, Sinn stiftet und das persönliche Leben ermöglicht. Legitimation ist kein einmaliger Akt, sondern ein fortwährender Prozess der Überprüfung, Anpassung und Bestätigung durch die eigene gelebte Erfahrung, in der Resonanz und Form untrennbar zusammenwirken und Verstehen als Fähigkeit lebendig wird.

Legitimation heißt also nicht, dass unsere Deutungen endgültig gesichert wären. Sie sind stets vorläufig, offen für Revision, abhängig von Resonanz und Form. Gadamer[114] spricht in diesem Zusammenhang von der „Bewährung im Gespräch". Wahrheit entsteht dort, wo sich Ordnungen im Dialog, in Erfahrung und im gemeinsamen Handeln behaupten. Nietzsche[115] hat diesen Gedanken radikalisiert: Wahrheit ist nicht etwas, das wir besitzen, sondern etwas, das wir gestalten. „Es gibt keine Tatsachen, nur Interpretationen." Freiheit und Legitimation liegen daher nicht im Zugriff auf ein Absolutes, sondern in der schöpferischen Kraft, Interpretationen hervorzubringen, die Orientierung stiften.

So verstanden ist Verstehen ein praktischer, dynamischer Prozess. Es legitimiert sich nicht durch Übereinstimmung mit einer transzendenten Ordnung, sondern durch seine Fähigkeit, lebendige Horizonte zu eröffnen. Freiheit entsteht aus der Differenz zwischen Erfahrung und Denken, Legitimation aus der Bewährung im eigenen Vollzug. Beide Kräfte wirken zusammen im Spannungsfeld, das Verstehen ermöglicht und unser Handeln sinnvoll strukturiert.

Damit sind Freiheit und Legitimation keine festen Eigenschaften, die unabhängig von uns existieren. Sie entstehen im dynamischen Verhältnis zwischen Resonanz und Form, Erfahrung und Denken. Freiheit zeigt sich darin, dass wir die Welt aktiv deuten und gestalten können; Legitimation darin, dass unsere Ordnungen sich im eigenen Vollzug bewähren. Verstehen wird so zu einem fortwährenden Prozess, in dem Freiheit und Legitimation stets neu ausgehandelt, überprüft und bestätigt werden.

## 2.9 Horizonte eröffnen – Verstehen als Weltentwurf

Verstehen bedeutet nicht, die Realität an sich zu durchschauen, sondern die Welt immer wieder neu zu entwerfen. Es erschließt Horizonte, die nicht schon vorgegeben sind, sondern im Prozess des Erlebens und Denkens entstehen. Horizonte sind Grenzen und Möglichkeiten zugleich: Sie begrenzen unseren Blick und eröffnen ihn darüber hinaus.

Diese Bewegung ist schöpferisch. Verstehen operiert in der Spannung von Erfahrung und Denken, Resonanz und Form, Affekt und Symbol. Aus dieser Spannung entsteht ein Weltentwurf, der niemals abgeschlossen ist. Gadamer[116] spricht davon, dass Verstehen stets ein „Horizontverschmelzen" ist. Es ist ein Prozess, in dem sich das Eigene und das Fremde begegnen und neue Bedeutungen hervorbringen. Horizonte sind jedoch nicht bloße Erweiterungen, sondern Transformationen. Mit jeder neuen Erfahrung, mit jedem neuen Symbol verschiebt sich die Ordnung, in der wir die Welt sehen. Husserl[117] betont, dass das Bewusstsein immer intentional ist Es richtet sich auf etwas, doch dieses Etwas verändert sich mit jeder neuen Perspektive. Verstehen ist daher ein ständiges Über-sich-hinaus-Sein.

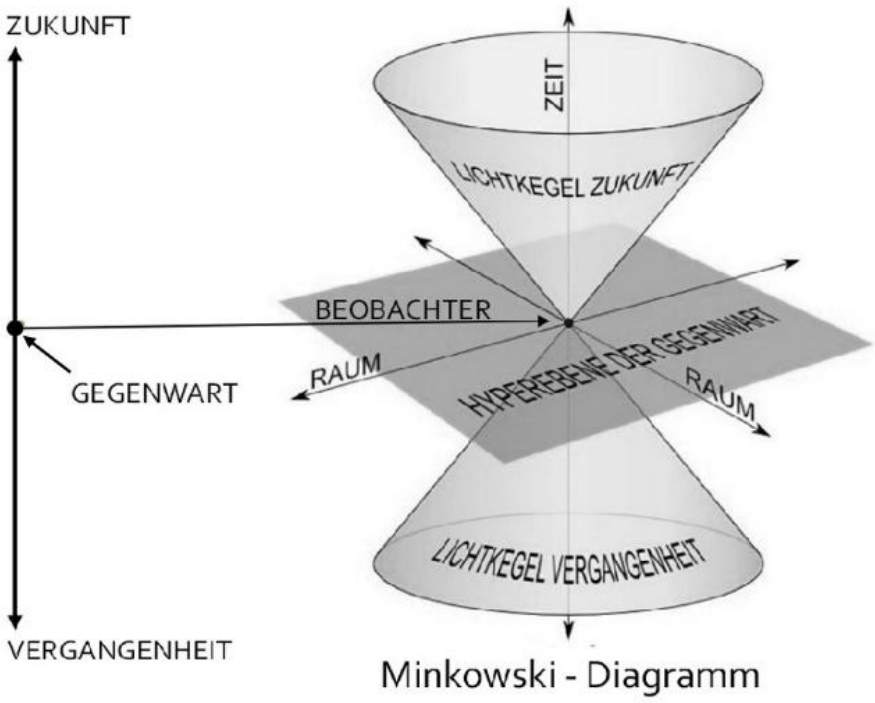
Horizonte eröffnen heißt, eine lebendige Ordnung zu schaffen, die sowohl begrenzt als auch überschreitend bleibt. Wahrheit erscheint hier als stilbildende Kraft, die diese Ordnung trägt.

[114] Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode. (1960)
[115] Friedrich Nietzsche; Die fröhliche Wissenschaft (1882)
[116] Hans-Georg Gadamer: Wahrheit und Methode. (1960)
[117] Edmund Husserl; Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. (1913)

Sie ist nicht das Ziel, sondern die Form, in der neue Horizonte möglich werden. Nietzsche[118] hat diese schöpferische Dimension des Verstehens hervorgehoben: Werde, der du bist. Es ist eine Aufforderung, Identität nicht als Fixpunkt, sondern als fortwährende Selbstgestaltung zu begreifen. Ebenso ist Verstehen kein Zustand, sondern ein Werden. Es entwirft Welt, indem es Ordnungen bildet, die sich zugleich immer überschreiten. So verstanden ist Verstehen eine unendliche Aufgabe. Es gründet in der Spannung von Chaos und Ordnung, Energie und Form, Nähe und Distanz. Es eröffnet Horizonte, indem es die Welt verwandelt, nicht weil es sie durchschaut, sondern weil es sie schöpferisch gestaltet.

Eine weitere Perspektive auf das Weltverstehen ergibt sich über das Verständnis von Ebenen und Dimensionen. Hilfreich für dieses Verständnis der Erfahrungen ist das Minkowski Diagramm.

Das Minkowski Diagramm ist eine grafische Darstellung von Raum und Zeit in der Relativitätstheorie. Es zeigt, wie Raum und Zeit miteinander verknüpft sind und zusammen die sogenannte Raumzeit bilden. Wenn man das Minkowski Diagramm als Symbol für unser Erleben deutet, kann man die Gegenwartsebene metaphorisch als eine Art Moment des Erkennens verstehen. Sie stellt eine eindimensionale Perspektive dar, in der keine zeitliche Veränderung empfunden wird und die den Punkt der Einheit im Erleben repräsentiert, also das, was man als Einheitsebene unseres Vorstellungsvermögens bezeichnen könnte[119].



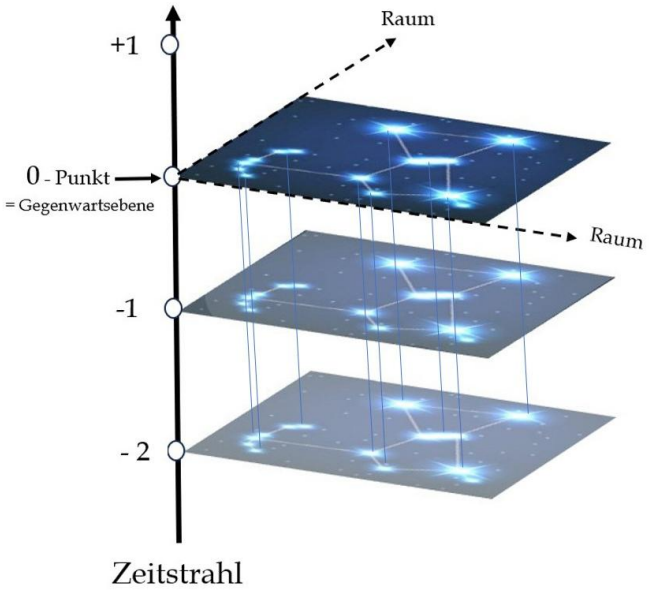
Minkowski - Diagramm

Zugleich markiert diese Ebene die Grenze unseres Vorstellungsvermögens. Sie bildet unser persönliches Vorstellungssystem, das es uns ermöglicht, Eindrücke und Erfahrungen in überschaubaren Einheiten zu erfassen. Schon der Übergang in eine weitere Dimension, etwa durch die Einbeziehung der Zeit, übersteigt unser unmittelbares Anschauungsvermögen. Um dies zu verstehen, müssen wir uns abstrakter Denkformen oder mathematischer Modelle bedienen. Zeit

[118] Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. (1883–1885)

[119] Einheitsebene, weil wir die Welt zunächst unter feststehenden Einheiten und standardisierten Beziehungen verstehen. Sie bildet die Grundlage, um komplexe Zusammenhänge zu ordnen, zu vergleichen und schließlich in ein kohärentes Weltverständnis einzubetten.

können wir in diesem Sinn nur als ein Nacheinander von Einheitsebenen begreifen, weil wir einzelne Momente zunächst als abgeschlossene, in sich geschlossene Einheiten erfassen.




Erst durch den Vergleich dieser Momente entsteht der Eindruck einer fortlaufenden Abfolge und damit die wahrgenommene Struktur der Zeit. So erscheint die Zeit nicht als etwas, das unabhängig von uns fließt, sondern als Struktur des Erlebens selbst, als Ordnung, die es uns in jedem Moment ermöglicht, uns selbst und die Welt zu erkennen.

Wenn die Gegenwart als Moment des Erkennens verstanden wird, dann bildet sie den elementaren Baustein jeder Erfahrung. Erfahrung entsteht nicht in einem einzelnen Bewusstseinsmoment, sondern in der Beziehung zwischen solchen Momenten. Erst durch den Vergleich und die Verknüpfung dieser Einheitsebenen entfaltet sich zeitliche Struktur und mit ihr die Möglichkeit, Bedeutungen zu bilden. Erfahrungsbildung ist somit ein Prozess, in dem Emotionen die einzelnen Momente des Erlebens in Beziehung setzen, ordnen und deuten. Zeit wird dabei zur inneren Form dieser Beziehung, zur Dimension, in der Sinn und Erkenntnis überhaupt erst möglich werden.

Danach entsteht das Weltverständnis aus der Art und Weise, wie Emotionen die einzelnen Momente des Erlebens in Beziehung setzen. Zeit bildet dabei die innere Struktur, durch die wir Zusammenhänge erkennen und Sinn erzeugen. Die Welt zeigt sich somit nicht als objektive Gegebenheit, sondern als dynamisches Geflecht von Erfahrungen, in denen die persönliche Wahrnehmung, die emotional gefärbte Bewertung und die zeitliche Ordnung untrennbar miteinander verwoben sind.

Damit wird deutlich, dass der tiefste Hintergrund unseres Weltverständnisses nicht in physischer Energie liegt, sondern in einer noch abstrakteren Dimension: der Information und deren Verarbeitung in den individuellen Erfahrungen. Erfahrungen bilden ein Medium, das über das persönliche Leben hinaus wirkt, doch ihre Wirksamkeit entsteht erst durch die individuelle Verarbeitung. Auf dieser Ebene werden Erleben, Wahrnehmung und Interpretation zu Trägern von Information, die die Struktur unserer persönlichen Weltvorstellung formen und erhalten.

Horizonte eröffnen bedeutet, dass die Gegenwartsebene, verstanden als Moment des Erkennens, die grundlegenden Bausteine unserer Erfahrung bereitstellt. Durch die Verarbeitung und den Vergleich dieser Momente verschieben sich die Grenzen des Vorstellbaren und Erkennbaren, eröffnen neue Möglichkeiten und gestalten so die Struktur unseres Weltverständnisses. Die

Gegenwartsebene bildet dabei den Ausgangspunkt, auf dem Sinn, Bedeutung und neue Horizonte entstehen. Jeder neue Moment bewirkt eine Veränderung des Horizonts.

## 2.10 Abschließende Zusammenfassung – Erfahrung als Grundlage des Verstehens

Erfahrung ist nicht bloß passives Aufnehmen von Eindrücken, sondern ein aktiver, von Energie und Affekten getragener Prozess der Gestaltung. Sie verwandelt das Ungeordnete in eine vorläufige Ordnung, die jedoch niemals endgültig gesichert ist.

**1. Erfahrung als Energie und Affekt**
Der Mensch ist zunächst als Träger energetischer Dispositionen zu begreifen. Emotionen konstituieren die elementaren Affektmuster, durch welche Resonanz möglich, Aufmerksamkeit gelenkt und Handlungen strukturiert werden. Ohne Emotionen wären weder Relevanz noch Unterscheidung gegeben. Sie bilden die transzendentale Matrix, innerhalb derer Sinn konstituiert wird. Bedeutung erscheint in diesem Zusammenhang als spezifischer Stil der Affektorganisation, das heißt als die Form, in der Energie zur Gestalt gelangt.

**2. Erfahrung und Verstand in Spannung**
Erfahrung allein bleibt flüchtig, Verstand allein starr. Erst in ihrer Spannung entfaltet sich Verstehen. Erfahrung bringt Resonanz, Denken Form. Verstehen operiert selbstreferenziell und operativ geschlossen. Es erzeugt Sinn aus eigenen Unterscheidungen. Wahrheit ist nicht die Entdeckung einer äußeren Realität, sondern eine stilbildende Ordnung, die Resonanz und Symbol miteinander vermittelt.

**3. Das Ich als Erfahrungsprozess**
Das Ich ist keine Substanz, sondern eine prozessuale Erfahrungseinheit, deren affektive Grundschicht die Emotionen bilden. Es existiert in Form von Selbstreferenz, als fortlaufender Prozess der Selbsterzählung und Selbstdeutung. Sinn erscheint in diesem Kontext nicht als übergeordnete Instanz, sondern als immanente Kraft der Selbstgestaltung, die Identität im Werden jeweils situativ stabilisiert.

**4. Horizonte eröffnen**
Verstehen vollzieht sich innerhalb eines Weltentwurfs. Es erschöpft sich nicht im Durchschauen des Gegebenen, sondern im ständigen Eröffnen neuer Horizonte. Diese Horizonte wirken zugleich begrenzend und überschreitend: Sie geben Form, bleiben aber offen für Transformation. Sinn erscheint hier als der Stil, in dem neue Horizonte möglich werden.

**5. Erfahrung als schöpferischer Vollzug**
Erfahrung ist nicht bloß passiv, sondern ein schöpferischer Vollzug, in dem Affekte, Symbole und Unterscheidungen zusammenwirken. Sie ist die produktive Spannung von Chaos und Ordnung, Resonanz und Form, Nähe und Distanz. In diesem Vollzug verwandelt sich Welt nicht als Abbild einer gegebenen Realität, sondern als lebendiger Entwurf.

Erfahrung ist die Grundlage des Verstehens. Sie verleiht dem Ich Halt und Ausdruck, ermöglicht Unterscheidungen und bildet den Resonanzboden, auf dem Gestalt als vorläufige Ordnung entsteht. Verstehen bedeutet, diese Erfahrungen nicht zu fixieren, sondern sie fortwährend neu zu gestalten.

So verstanden, ist Gestalt keine statische Erfindung, sondern eine lebendige Praxis. Sie geht hervor aus der Energie der Emotionen, der Form des Denkens und der Selbstreferenz des Ich.

Verstehen heißt daher nicht, Realität im Sinne eines endgültigen Durchschauens festzulegen, sondern die Welt als Erfahrung immer wieder neu zu entwerfen.

In diesem Prozess zeigt sich die doppelte Natur der Erkenntnis. Aus einer Perspektive eröffnet Erkenntnis Freude, weil sie schöpferisches Gestalten ermöglicht und die Freiheit des Ich erweitert. Gleichzeitig erfordert Erkenntnis Anstrengung und Engagement, da sie uns zwingt, uns der Kontingenz und Unabweisbarkeit der Realität zu stellen und unsere Entscheidungen zu reflektieren. Beide Dimensionen verweisen jedoch auf dasselbe: Erkenntnis ist ein lebendiger Prozess, der das Ich transformiert. Freude und Anstrengung erweisen sich dabei als komplementäre Aspekte derselben Praxis, in der sich die Welt als gestaltete Erfahrung erschließt.

In diesem Spannungsfeld wird deutlich, dass Erkenntnis nicht als stabiles Ergebnis, sondern als fortlaufender Prozess zu verstehen ist. Sie entsteht im Zusammenspiel von aktiver Gestaltung und reflexiver Ordnung, aus der Offenheit gegenüber der Welt und der Auseinandersetzung mit ihren Kontingenzen. Viele Aspekte unseres Verstehens entziehen sich dabei einer festen, unmittelbar greifbaren Form. Sie sind flüchtig, verändern sich mit jeder neuen Perspektive und lassen sich nur in ihren Wirkungen erahnen.

Dies lässt sich mit einer Metapher von Werner Heisenberg veranschaulichen, der in Bezug auf das Atommodell bemerkte:

**„Die Bahn eines Elektrons im Atom ist ebenso wenig eine Realität wie die Bahn eines Gespenstes im Geisterhaus."**

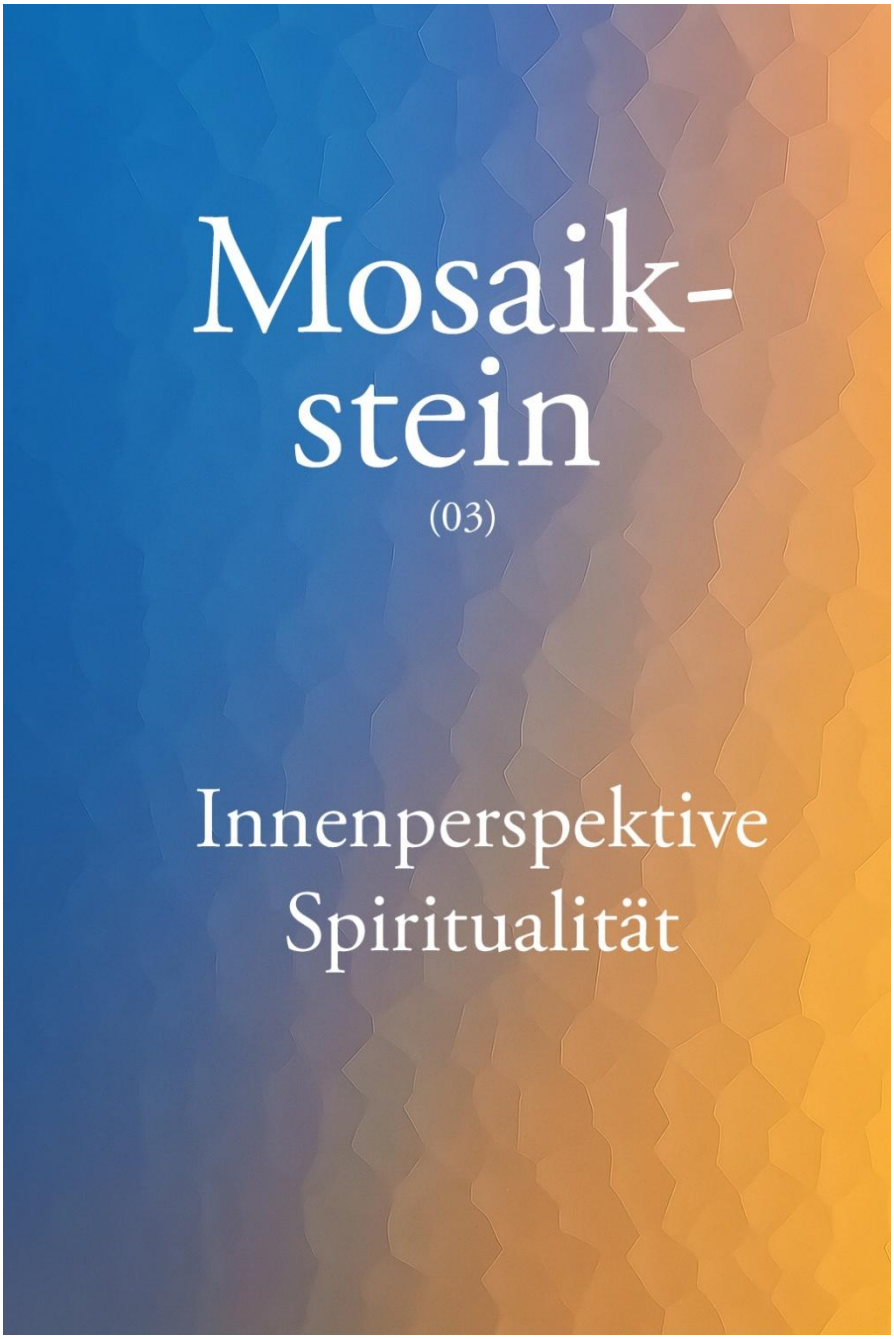
Unsere Erfahrungen und Emotionen gleichen solchen Gespensterbahnen. Sie sind real in ihrer Wirkung, aber nicht festzuhalten. Wir spüren ihre Präsenz, doch sobald wir sie fixieren wollen, entziehen sie sich. Vielleicht liegt gerade in dieser Unbestimmtheit, in dieser flüchtigen Bewegung, das eigentliche Wesen des Verstehens.

Das Mosaik unserer Gedanken endet daher nicht in Gewissheit, sondern in einer stillen Bewegung des Ahnens. Mit dem Versuch, diese Ahnung zu begreifen, betreten wir einen fiktiven Raum, einen symbolischen Zwischenraum, in dem Wahrnehmung, Erfahrung und Deutung zusammenwirken. Dieser Raum ist keine Illusion, sondern die operative Basis unseres Verstehens: In ihm strukturieren wir die Welt, geben Sinn, schaffen Orientierung und halten die Spannung zwischen dem, was wir erleben, und dem, was wir begreifen können, lebendig.

**Der fiktive Raum ist keine Illusion, sondern die operative Basis unseres Verstehens.**

In ihm wirken Intuition und Verstand zusammen; beide entfalten ihre Bedeutung erst in ihrem Wechselverhältnis.

# 3. Mosaikstein - Innenperspektive Spiritualität




Dieses Essay ist Teil eines umfassenderen Projekts, das auf dem Gedankenmosaik basiert (https://archive.org/Gedankenmosaik). Im Zentrum des Gedankenmosaiks standen für mich die Fragen nach dem „Verstehen des Verstehens“ sowie nach der Bedeutung des „Ich“ und des „Du“.
Während der Arbeit an diesem Essay entstanden verschiedene vertiefende Überlegungen, die ich als Nebenprodukte verstand und „Mosaikstein“ nannte (https://archive.org/Mosaikstein). Bisher sind dabei die Mosaiksteine „Verstehen“, „Erfahrung“, „Innenperspektive Spiritualität“, „Erkennen“ und „Emotionen Gefühle“ entstanden.
Der hier vorgestellte Mosaikstein trägt den Titel „Innenperspektive Spiritualität“.

# Kurzfassung

Das Essay untersucht, wie unser Weltverstehen stets von einer Innenperspektive geprägt ist. Wir deuten Eindrücke und Erfahrungen aktiv, anstatt sie nur passiv aufzunehmen. Dadurch entsteht ein Möglichkeitsraum, in dem Abstraktion, Symbolik und Emotion zusammenwirken, um Sinn zu stiften und Orientierung zu geben. In diesem Rahmen lässt sich auch Spiritualität verstehen, nämlich als persönliche Praxis, die den Möglichkeitsraum nutzt, um über das unmittelbar Wahrnehmbare hinauszugehen und zugleich die eigene konkrete Lebensführung zu prägen. Sie ist leiblich verankert, symbolisch vermittelt und kulturell durch das Individuum eingebettet. Spiritualität verbindet persönliche Erfahrungen und die Deutung dieser Erfahrungen mit konkretem Handeln im Alltag.

**3. Mosaikstein - Innenperspektive Spiritualität ..... 64**

*3.1 Die Innenperspektive als Weltdeutung ..... 66*

*3.2 Abstraktion und Möglichkeitsraum ..... 68*

*3.3 Quantentheorie und Möglichkeitsraum ..... 74*

*3.4 Zusammenfassende Darstellung: Möglichkeitsraum ..... 75*

*3.5 Abstraktion und Symbol ..... 75*

*3.6 Spiritualität und leibliche Erfahrung ..... 79*

*3.7 Denken und Fühlen als leiblich verankerte Spiritualität ..... 82*

*3.8 Spiritualität und Mythologisierung ..... 83*

*3.9 Spiritualität, Religion und Innenperspektive ..... 86*

*3.10 Glauben, Emotion und Intuition ..... 88*

*3.11 Einheiten, Relationen und Emotionen ..... 92*

## 3.1 Die Innenperspektive als Weltdeutung

Alle Vorstellungen, die wir uns von der Welt machen, beruhen auf Deutung. Wir nehmen Wirkungen, Eindrücke und Ereignisse nicht einfach hin, sondern stellen sie in einen Bedeutungszusammenhang. Ein Gegebenes wie ein Zeichen, ein Text, ein Verhalten, ein Traum oder eine Geste erschöpft sich nicht in seiner bloßen Erscheinung, sondern wird mit einem Sinn versehen. Damit Sinn entstehen kann, braucht es Kontexte, Codes und Ordnungen, die das Wahrgenommene strukturieren, und es braucht jemanden, der aktiv Sinn zuschreibt. In diesem Zuschreiben wirken Perspektive, Vorverständnis, Erwartungen und Interessen stets mit. Deutung ist deshalb der Prozess, durch den Eindrücke, Wirkungen oder Gegebenheiten mithilfe von Vorwissen, Kontext und Perspektive mit Bedeutung versehen werden. Man kann sie sich als Brücke vorstellen, die den rohen Eindruck mit der vorgeformten Bedeutung verbindet.

Wenn wir etwa eine Ampel sehen, nehmen wir nicht nur rote, gelbe oder grüne Farben wahr. Wir deuten sie sofort im Zusammenhang von Verkehrsgesetzen, persönlichen Erfahrungen und Erwartungen. Rot bedeutet „Halt“, Grün „Fahren“. Dass wir diese Farbwahrnehmung als Regel umsetzen, zeigt, dass wir Eindrücke aktiv in Bedeutung setzen und Entscheidungen auf Grundlage unserer Innenperspektive treffen. Ohne diese Deutung wäre selbst ein einfaches Gegebenes wie eine Ampel nutzlos.

Unsere Welterfahrung ist grundsätzlich durch eine Innenperspektive geprägt. Mit Innenperspektive ist die Ich-Perspektive gemeint, also die Weise, in der uns die Welt unmittelbar erscheint und erlebt wird. Eine gänzlich voraussetzungslose „dritte-Person-Perspektive“ existiert nicht. Auch wer beansprucht, objektiv oder neutral zu beschreiben, etwa im wissenschaftlichen Kontext, bleibt an eigene Voraussetzungen gebunden. Schon die Wahl einer Methode impliziert Vertrauen in ihre Gültigkeit und setzt einen bestimmten theoretischen Horizont voraus. Jede Vorstellung ist damit intentional. Sie ist stets Vorstellung von etwas, eingebettet in einen Sinnhorizont, ein System. Bedeutungsgebung erfolgt daher immer aus einer Ich-Perspektive und ist unvermeidlich durch deren Intentionalität strukturiert.

So hören wir in einem Gespräch Worte und Gesten, doch ihre Bedeutung entsteht erst durch Interpretation. Wenn jemand sagt „Alles klar!“, kann dies Zustimmung, Ironie oder Unbehagen bedeuten. Das ist abhängig von Tonfall, Kontext und unserer Erfahrung. Wir verstehen die Äußerung also nie als bloße Daten, sondern immer durch die Linse unserer Innenperspektive inclusive der kulturellen Codes, die wir teilen.

Zu sagen, dass wir die Welt aus der Innenperspektive in einem System deuten, bedeutet, dass wir niemals unbeteiligte Beobachter sind. Alles, was uns begegnet, erfahren wir als Person, die bereits in einer bestimmten Bedeutungsordnungen lebt. Unser Erleben ist immer gebunden an ein System persönlicher Erfahrung, das auf persönlichen Eindrücken, Sprache, kulturellen Mustern, wissenschaftlichen Erkenntnissen usw. beruht und reagiert. Diese Ordnungen verleihen unseren Eindrücken Gestalt und machen sie überhaupt erst verständlich. Die Innenperspektive verweist darauf, dass jedes Deuten ein persönliches Erleben bleibt. Das eigene System[120] gibt den Rahmen vor, in dem Bedeutung entsteht. Das System legt den Horizont unseres Verstehens fest. Die Welt erscheint uns daher nicht in ihrer Eigentlichkeit, sondern so, wie sie durch unser Erleben und durch die Strukturen unserer Erfahrungen, in denen wir uns bewegen, Sinn erhält.

[120] sowohl im Erfahrungs- als auch im Denksystem

Ähnlich stellt Edmund Husserl stellt fest, dass wir die Welt nicht als bloße Ansammlung von Daten wahrnehmen, sondern dass unsere Wahrnehmung stets von einem inneren Horizont begleitet wird. Er spricht von der „Abschattung“ eines Gegenstandes.[121]

Merleau-Ponty ergänzt diese Sichtweise, indem er die Körperlichkeit des Individuums in den Mittelpunkt stellt. Er sieht es so, dass der Mensch sich nicht nur in der Welt befindet, sondern sich durch seine Wahrnehmung und Handlung in ihr konstituiert. Er formuliert: „Die Wahrheit bewohnt nicht bloß den inneren Menschen, vielmehr es gibt keinen inneren Menschen: der Mensch ist zur Welt, er kennt sich allein in der Welt.“[122] Das heißt: Der Mensch versteht sich nicht, indem er nur in sich hineinschaut, sondern indem er lebt, handelt und mit der Welt in Beziehung steht.

Meine Grundthese lautet: Wir verstehen die Welt durch Vorstellungen, die aus Einheiten bestehen, deren Bedeutung sich erst in ihren Beziehungen zueinander entfaltet. Dieses Netzwerk bildet ein dynamisches, selbstreferentielles System, das sich ständig auf sich selbst bezieht. Sinn entsteht dabei nicht isoliert, sondern fortlaufend im Wechselverhältnis der inneren Ordnung mit den (energetischen) Eindrücken aus der Welt. Das heißt:

**Wir benötigen Einheiten und Beziehungen,**
**um Sinn zu erzeugen und die Welt als zusammenhängendes Ganzes zu verstehen.**

Die Realität an sich bleibt uns verborgen; wir erkennen nur die Erscheinungen, die durch unsere Anschauungsformen und die Einheiten des Verstandes strukturiert werden. Ihre zugrunde liegende Dimension entzieht sich unserem direkten Zugriff, auch wenn ihre Wirkungen in den Phänomenen sichtbar werden.

**Auf Grundlage unserer Eindrücke und Erlebnisse konstruieren wir daher stets eine eigene Ordnung, um die Welt verstehend zu erfassen.**

Wie Immanuel Kant in der Kritik der reinen Vernunft betont, bleibt das „Ding an sich“ für uns verschlossen. Unser Weltverstehen ist demnach immer vermittelt und konstruiert, niemals unmittelbar gegeben.

Dabei steht uns nicht nur das konkret Wahrnehmbare zur Verfügung, sondern auch das Abstrakte, das über das Denken konstruierte Einheiten bereitstellt. Diese dienen als Instrumentarium und werden in Relationen zueinander gesetzt, ohne dass ein Unterschied in ihrer Funktion gemacht wird. Auf diese Weise entsteht eine phänomenologische Ordnung aus der persönlichen Deutung der Erscheinungen, die es uns ermöglicht, die Welt erfahrbar und verstehbar zu machen, ohne das dahinterliegende Ganze unmittelbar zu erfassen.

Ein Architekt betrachtet ein leeres Grundstück nicht nur als Fläche, sondern als Raum voller Möglichkeiten. Wo könnten Wege, Gebäude oder Plätze entstehen? Welche Funktionen könnten sie erfüllen? Diese Abstraktion über das konkret Wahrnehmbare hinaus schafft einen Möglichkeitsraum, der später in konkrete Planung umgesetzt wird. Erst durch Umsetzung im realen Bauprozess wird die abstrakte Vision handlungsleitend und erfahrbar.

---

[121] Edmund Husserl, Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Allerdings unterscheide ich mich auch von Husserl. Der Unterschied liegt darin, dass ich die Entstehung von Sinn an konkrete Beeindruckungen binde, die sich in Form von Emotionen niederschlagen, während Husserl nach den universalen, transzendentalen Strukturen des Bewusstseins fragt, die jede mögliche Erfahrung überhaupt erst ermöglichen.

[122] Mehrere deutschsprachige Sekundärtexte zitieren genau diesen Wortlaut und nennen Merleau-Ponty, u.a. im Rahmen von Einführungen zu seiner „Phänomenologie der Wahrnehmung“ und allgemein zur Leiblichkeit.

Unser Weltverstehen ist untrennbar mit der Innenperspektive verbunden. Wir erleben und deuten die Welt stets aus der Ich-Perspektive, eingebettet in persönliche, kulturelle und sprachliche Ordnungen. Sinn entsteht nicht isoliert, sondern in einem dynamischen Zusammenspiel von Eindrücken, Erfahrungen und abstrakten Vorstellungen, die wir in Beziehung zueinander setzen. Die Realität selbst bleibt uns verborgen; wir konstruieren stattdessen eine phänomenologische Ordnung, die unsere Erfahrungen strukturiert und verständlich macht. So wird deutlich: Weltverstehen ist immer ein aktiver, persönlicher Prozess, in dem wir die Eindrücke der Welt nicht nur passiv empfangen, sondern aktiv in Bedeutung übersetzen. Die Innenperspektive zeigt, dass es keinen neutralen Standpunkt gibt, sondern dass jede Erkenntnis untrennbar mit unserem Erleben und dem eigenen zugrunde liegenden System verbunden ist.

## 3.2 Abstraktion und Möglichkeitsraum

Das menschliche Denken beschränkt sich nicht auf das unmittelbar Wahrnehmbare. Schon unsere alltägliche Wahrnehmung ist durch Interpretation, Deutung und persönliche Erfahrung geprägt. Über das Konkrete hinaus eröffnet die Abstraktion einen gedanklichen Möglichkeitsraum, in dem wir Einheiten, Zusammenhänge und Szenarien entwerfen können, die über das unmittelbare Erleben hinausgehen. In diesem Raum lassen sich hypothetische Alternativen prüfen, Relationen herstellen und neue Strukturen entwickeln. So gewinnt die phänomenologische Ordnung an Flexibilität, Kreativität und Erweiterbarkeit. Die Innenperspektive nutzt diesen konstruierten Möglichkeitsraum aktiv und verbindet praktische Orientierung mit spekulativer Freiheit.

Gleichzeitig zeigt sich, dass der Möglichkeitsraum nicht nur individuell erschlossen wird, sondern in einem wechselseitigen Prozess von kulturellen, sozialen und symbolischen Systemen geprägt wird. Sprache, Normen und geteilte Vorstellungen bilden die Rahmenbedingungen, innerhalb derer spekulatives Denken strukturiert wird. Gleichzeitig wirken diese Systeme auf das Individuum zurück. Aus den kulturellen und sozialen Strukturen werden individuelle Abstraktionen geformt, die im Denken, Urteilen und Handeln des Einzelnen ihren Niederschlag finden. Auf diese Weise entstehen gemeinsame Verständnisse, die sowohl das Individuum prägen als auch durch das Individuum weitergetragen und interpretiert werden.

Dies gilt nicht nur für wissenschaftliche Erkenntnis, sondern ebenso für alltägliche Kommunikation. Durch Sprache, gemeinsame Begriffe und konventionelle Bedeutungen werden individuelle Systeme miteinander verknüpft, sodass Gedanken, Erfahrungen und Einsichten über persönliche Perspektiven hinaus verständlich und teilbar werden. Wahrheit zeigt sich dabei nicht als absolut, sondern als etwas, das innerhalb bestimmter Systeme gilt, sei es im individuellen Denken, in wissenschaftlich geordneten Verfahren oder in intersubjektiv geteilten Alltagspraxen.

**Wahrheit zeigt sich nicht als absolut, sondern entsteht und vermittelt sich innerhalb individueller, wissenschaftlicher oder alltagsweltlich geteilter Systeme.**

Dies gilt folglich nicht nur für wissenschaftliche Erkenntnis, sondern ebenso für alltägliche Kommunikation. Durch Sprache, gemeinsame Begriffe und konventionelle Bedeutungen werden individuelle Systeme miteinander verknüpft, sodass Gedanken, Erfahrungen und Einsichten über persönliche Perspektiven hinaus verständlich und teilbar werden. Wahrheit zeigt sich dabei nicht als absolut, sondern entsteht und vermittelt sich innerhalb individueller, wissenschaftlicher oder alltagsweltlich geteilter Systeme. Aus dieser Einsicht folgt, dass

intersubjektive Stabilität, also die Übereinstimmung zwischen Denksystemen, für die gesellschaftliche Koordination von Handlungen wesentlich ist. Ohne gemeinsame Bezugssysteme bliebe jede Abstraktion isoliert und könnte selbst bei theoretischer Kohärenz keine Wirkung entfalten.

In diesem Sinne knüpft auch Jürgen Habermas in seiner Theorie des kommunikativen Handelns an. Wahrheit und Geltungsansprüche entstehen nicht als absolute Größen, sondern im Prozess der Verständigung zwischen Subjekten. Durch Sprache und Kommunikation bilden sich intersubjektiv geteilte Horizonte, die den Möglichkeitsraum strukturieren und kollektives Handeln koordinierbar machen.

Auf Grundlage dieser Überlegungen lässt sich Folgendes festhalten:

**Unser gesamtes Denken spielt sich in einem spekulativen, abstrakten Raum ab.**

Wir strukturieren Eindrücke, Erfahrungen und Wahrnehmungen, um sie als zusammenhängende Welt zu begreifen. Der Raum, den wir über Wahrnehmung und Beobachtung erfassen, erscheint uns als das Gegebene, als konkrete Welt, ist jedoch bereits Ergebnis eines abstrahierenden Prozesses. Selbst das, was wir als konkret wahrnehmen, ist vermittelt, abstrahiert und letztlich spekulativ. Wenn wir etwa einen Baum sehen, nehmen wir nicht einfach eine zufällige Ansammlung von Farben, Schatten und Formen wahr, sondern ordnen diese Eindrücke sofort einer Kategorie zu, nämlich Baum. Das vermeintlich Konkrete ist also bereits Ergebnis eines abstrahierenden Prozesses und gehört selbst zum Möglichkeitsraum. Alles Denken, von der unmittelbaren Wahrnehmung bis zu komplexen Hypothesen, bewegt sich in einem Möglichkeitsraum, dessen Strukturen durch die Fähigkeiten unseres Verstandes geformt werden und dessen Wirklichkeit stets von den Rahmenbedingungen unseres Denkens abhängt.

Wie Nelson Goodman in „Weisen der Welterzeugung beschreibt, erschaffen wir nicht bloß Abbilder einer vorgegebenen Realität, sondern konstruieren „Welten“, indem wir unsere Wahrnehmungen durch Symbole, Kategorien und Deutungen ordnen.

**Auch das scheinbar Konkrete ist damit bereits Ergebnis eines aktiven Konstruktionsprozesses und gehört selbst zum Möglichkeitsraum.**

Dabei wird deutlich, dass Spekulation innerhalb des Möglichkeitsraums eine notwendige Grundlage für Erkenntnisgewinn und kreative Problemlösung darstellt. Abstrakte Modelle, Hypothesen und symbolische Konzepte bieten Orientierungsrahmen, die es ermöglichen, die Welt gezielt zu analysieren und zu gestalten, selbst wenn sie nicht direkt beobachtbar oder fiktional sind.

Trotz dieser spekulativen Natur bleibt das Konkrete die entscheidende Ebene für unsere Vorstellungen und unser Verständnis der Welt. Wahrnehmungen, konkrete Eindrücke und Empfindungen liefern die Rohdaten, auf deren Basis unser Denken operiert, und geben Hypothesen, Kategorien und Szenarien die notwendige Orientierung.

**Abstrakte Konstruktionen bleiben für das Individuum so lange spekulativ, bis sie mit dem Konkreten verbunden werden und dadurch überprüfbar, nachvollziehbar und wirksam werden.**

Letztlich sind es die Emotionen in konkreten Situationen, die Wahrnehmungen und Eindrücken ihre Bedeutung verleihen und bestimmen, welche Erfahrungen als relevant empfunden werden. Wahrnehmung ist stets intentional und leiblich eingebettet, wobei Emotionen die Ausrichtung und Gewichtung der Erfahrung prägen. Das konkret Erfahrene stabilisiert unsere Abstraktionen, denn wiederkehrende Merkmale, Gesetzmäßigkeiten und emotionale Bewertungen im

Gegebenen strukturieren das Denken. Auf dieser Grundlage entsteht ein Fundament, auf dem spekulative Abstraktionen aufgebaut, gefestigt und zugleich flexibel genutzt werden können.

Gleichzeitig eröffnet die Abstraktion die Möglichkeit, über die Grenzen des Bekannten hinaus zu denken und neue Handlungsperspektiven zu entwickeln. Ohne spekulativen Möglichkeitsraum blieben Innovation, strategisches Planen und bewertende Reflexion stark eingeschränkt. Während der fiktive Möglichkeitsraum theoretisch unendlich viele Ideen zulässt, schränkt Erich Fromm mit seinem Konzept der „realen Utopie" diesen Raum auf das Praktisch-Mögliche ein[123]. Nur Visionen, die mit den menschlichen Fähigkeiten und gesellschaftlichen Bedingungen vereinbar sind, gelten als sinnvoll. Fromm reduziert die unendlichen Möglichkeiten auf einen hypothetischen Pfad, in dem nur realisierbare und tragfähige Einheiten berücksichtigt werden, und unterwirft den beliebigen Möglichkeitsraum klaren Begrenzungen.

Innerhalb dieses Rahmens lässt sich auch das Verhältnis von abstraktem Denken zu normativer Orientierung verdeutlichen.

**Der fiktive Möglichkeitsraum erlaubt theoretisch unbegrenzt viele Ideen, doch die reale Utopie verwandelt diese spekulative Freiheit in einen orientierbaren und umsetzbaren Handlungsraum.**

Sie existiert nicht als bereits gegebene Wirklichkeit, sondern als praktikable Vision, die innerhalb menschlicher Fähigkeiten und gesellschaftlicher Rahmenbedingungen realisierbar ist. Insofern kann jedes Abstraktum sowohl Fiktion als auch praktikable Lösung sein. Es existiert zunächst als gedankliches Konstrukt, indem wir Einheiten und Beziehungen über das konkret Gegebene hinaus bilden. Insofern ist es fiktiv, ein Entwurf oder eine Vorstellung, deren Bestand von unserer Konstruktion abhängt und die nicht unmittelbar in der Realität existiert. Gleichzeitig wird es zur praktikablen Lösung, sobald es so gestaltet ist, dass es innerhalb eines persönlichen Systems umgesetzt werden kann. Mit anderen Worten verweist ein Abstraktum stets auf eine mögliche Einheit, die hypothetisch in unserer Welt verwirklicht werden könnte, ohne dass sie bereits Realität ist.

**Unter diesem Gesichtspunkt kann jedes Abstraktum Teil der persönlichen Realität werden, wenn es in konkrete Erfahrung, Handlung oder soziale Praxis übertragen wird.**

Erst durch diese Umsetzung wird es wirksam und bedeutungsvoll, da es dann nicht mehr nur als gedankliche Konstruktion besteht, sondern in einem persönlichen oder gemeinschaftlichen Kontext Realität erfährt. Auf diese Weise verbindet das Abstraktum das Spekulative mit dem Konkreten. Es bleibt flexibel genug, um neue Ideen zu ermöglichen, gewinnt aber gleichzeitig Stabilität und Relevanz, sobald es innerhalb eines Systems der Erfahrung und Handlung verankert ist. So kann der Baum, das Gespenst oder Zeus zu Gegenständen der eigenen Realität werden.

[123] Während der fiktive Möglichkeitsraum theoretisch unendlich viele Ideen zulässt, schränkt Erich Fromm mit seinem Konzept der „realen Utopie" diesen Raum auf das Praktisch-Mögliche ein. Nur Visionen, die mit den menschlichen Fähigkeiten und gesellschaftlichen Bedingungen vereinbar sind, gelten als sinnvoll. In analoger Weise begrenzt jede Wellenfunktion in der Quantenphysik das Spektrum möglicher Zustände eines Systems: Zwar existieren viele potenzielle Zustände, doch die physikalischen Gesetze setzen klare Grenzen, welche Möglichkeiten überhaupt realisiert werden können. So reduziert Fromm die unendlichen gesellschaftlichen Möglichkeiten auf einen hypothetischen Pfad, in dem nur realisierbare und tragfähige Einheiten berücksichtigt werden, und unterwirft den theoretisch unendlichen Möglichkeitsraum klaren, praxisbezogenen Begrenzungen. Die Analogie zeigt: Sowohl in der Physik als auch in der sozialen Vision werden theoretische Möglichkeiten durch spezifische Bedingungen eingeschränkt, wodurch das Potenzial realisierbarer Zustände oder Ideen greifbar und handhabbar wird.

Dies verdeutlicht, dass die Bewertung von Möglichkeiten stets an praktischen Kriterien orientiert ist. Der Möglichkeitsraum bleibt spekulativ, gewinnt aber Relevanz, sobald Handlungsfähigkeit, Anschlussfähigkeit oder emotionale Bindung hinzukommen. Die Realität an sich bleibt davon unberührt. Erst durch unsere Deutung, Planung und Umsetzung erlangt das Abstraktum eine wirksame Funktion in der Welt. Auf diese Weise verbindet sich spekulative Freiheit mit praktischer Orientierung. Es existiert als Denkraum und Möglichkeit und wird erst im Bezug auf den persönlichen und gesellschaftlichen Rahmen zu einer handlungsleitenden Vision, nicht zu einer Realität an sich.

Trotz der spekulativen Natur unseres Denkens nimmt der Mensch seine Umwelt in zwei unterschiedlichen Bereichen wahr. Zum einen gibt es die konkret wahrgenommene Welt, die uns unmittelbar erfahrbar ist und auf Sinneswahrnehmungen, Handlungen und Beobachtungen beruht. Sie bildet die Grundlage unserer Orientierung und unseres Verständnisses des Gegebenen. Zum anderen existiert eine abstrakte Welt, die unserem direkten Erleben entzogen ist und nur über gedankliche Konstruktionen erschlossen werden kann. Diese abstrakte Welt lässt sich in verschiedene Abstraktionsebenen unterteilen, die wir nicht unmittelbar verstehen können, da sie über konkrete Wahrnehmungen hinausgehen und nur hypothetisch, theoretisch oder symbolisch erfasst werden können, uns aber ein differenzierteres und flexibleres Denken ermöglichen.

Die Fähigkeit, zwischen diesen beiden Ebenen zu balancieren, ist zentral für Erkenntnis, Planung und bewertende Reflexion. Sie ermöglicht es, Risiken abzuschätzen, kreative Lösungen zu entwickeln und die eigene Handlungsfähigkeit zu erweitern.

Die Abstraktion im Möglichkeitsraum lässt sich gut am Beispiel Wotans, des höchsten Gottes der Asen in der germanischen Mythologie, verdeutlichen. An ihm zeigt sich, dass der Möglichkeitsraum nicht allein aus unmittelbarer Erfahrung entsteht, sondern aus der Fähigkeit des Menschen, abstrakt zu denken, zu verallgemeinern, Szenarien zu entwerfen, Hypothesen zu bilden und Ideen miteinander zu verbinden, kurz gesagt, ein System oder Narrativ zu erschaffen. In der Fiktion Wotan überschreiten wir die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmung. Er ist nicht bloß eine erfundene Gestalt, sondern eine emotionale und mythische Verdichtung. In ihm verschmelzen existenzielle Erfahrungen wie die Sehnsucht nach Führung, die Angst vor Opfer und Verlust, das Streben nach Wissen und die Konfrontation mit dem Tod mit gedanklichen Erweiterungen wie den Visionen anderer Welten, den symbolischen Ordnungen der Runen oder den apokalyptischen Bildern des Ragnarök. Auf diese Weise wird deutlich, wie der Mensch seine emotionalen Erfahrungen nicht nur im Konkreten auslebt, sondern sie in mythischen Kategorien, Strukturen und Szenarien projiziert, die über das Unmittelbare hinausreichen und den Möglichkeitsraum des Denkens eröffnen.

Für einen Gläubigen bedeutet dies mehr als bloße Abstraktion. Wotan wird in der Innenperspektive als persönlich real erfahren, da er im eigenen Deutungshorizont Bedeutung und Wirkkraft erlangt. Wirkungen werden als Hinweis auf die Existenz Wotans gedeutet. Emotionen begründen diese persönliche Realität und manifestieren den Abstraktum-Möglichkeitsraum als handlungsleitend für das Individuum.

Gerade an dieser Stelle zeigt sich jedoch, dass der Möglichkeitsraum nicht völlig grenzenlos bleibt. Auch wenn Emotionen mythische Figuren in die persönliche Realität heben können, bedarf es einer Begrenzung, damit Abstraktionen nicht ins Beliebige oder rein Fantastische zerfallen. Hier setzt Erich Fromm mit seinem Konzept der „realen Utopie“ an. Er reduziert die unendlichen Optionen auf praktikable und realisierbare Visionen. So bewegt sich die reale

Utopie an der Schnittstelle von Imagination und Machbarkeit, verwandelt spekulative Freiheit in einen orientierbaren Handlungsraum und verleiht ihr konkrete Relevanz.

Diese Begrenzung lässt sich nicht nur im religiösen, sondern auch im skeptischen Zugang beobachten. Ein anschauliches Beispiel liefert die Haltung des Agnostikers. Indem er weder die Existenz noch die Nichtexistenz eines göttlichen Wesens endgültig behauptet, operiert er in einem fiktiven, aber dennoch strukturierenden Möglichkeitsraum. Hypothesen werden abgewogen, Konsequenzen durchdacht und Szenarien miteinander in Beziehung gesetzt. Auch abstraktes Denken über das Konkrete hinaus folgt damit einem systematischen Vorgehen, das sich auf vorhandene Eindrücke, Deutungen und Regeln stützt.

#Für den Möglichkeitsraum bedeutet dies insgesamt: Er ist kein absolut offener Bereich unbegrenzter Abstraktion, sondern lebt von der Spannung zwischen Imagination und Realisierbarkeit. Mythische Figuren wie Wotan zeigen die schöpferische Kraft der Abstraktion und können durch die emotionale Bindung der Gläubigen sogar eine real empfundene Gegenwart entfalten, selbst wenn ihre objektive Existenz fiktional ist. Fromms Konzept der realen Utopie erinnert jedoch daran, dass solche Erweiterungen für die Gestaltung der Wirklichkeit relevant bleiben und stets innerhalb der Bedingungen des Möglichen verankert sein müssen.

**Der entscheidende Schritt des Gläubigen besteht in einer doppelten Bewegung: Erfahrungen werden als interpretativer Anstoß aufgenommen und zugleich als konkrete Wirkungen einer transzendenten Instanz (z. B. Wotan) verstanden.**

Spiritualität lässt sich als Praxis des Möglichkeitsraums verstehen, in der Menschen Bedeutungen und Erfahrungen jenseits des unmittelbar Wahrnehmbaren erzeugen. Am Beispiel Wotans zeigt sich, wie mythische Figuren emotionale und symbolische Räume eröffnen, die von Gläubigen persönlich real erlebt und emotional bedeutsam sein können, selbst wenn ihre objektive Existenz fiktional ist. Rituale, Symbole oder Visionen werden so zu Mitteln, um innere Erfahrung, Sinn und Orientierung zu gestalten. Fromms Konzept der ‚realen Utopie' ergänzt dies, indem es betont, dass solche spirituellen Vorstellungen nicht nur innerliche Fiktionen bleiben, sondern Handeln, Werte und die Gestaltung der Wirklichkeit beeinflussen können. Spiritualität nutzt den Möglichkeitsraum, um die Innenperspektive zu erweitern und gleichzeitig reale Wirkung im Leben der Gläubigen zu entfalten.

**Jedes Denken, auch die Beschreibung des Spirituellen, bewegt sich innerhalb von Systemen.**

Individuelle Denksysteme beruhen auf persönlichen Erfahrungen und Deutungen, lassen sich jedoch durch gemeinsame Methoden und Regeln annähern. Auf diese Weise entsteht intersubjektive Stabilität, die persönliche Systeme vergleichbar und kommunizierbar macht und sie in einen kollektiven Zusammenhang einbindet. Damit wird zugleich deutlich, dass Wahrheit nicht als absolutes, universelles Prinzip existiert, sondern ihre Geltung stets innerhalb bestimmter Systeme entfaltet.

Der Möglichkeitsraum erfüllt damit eine vermittelnde Funktion. Er schlägt die Brücke zwischen innerer Erfahrung, abstraktem Denken und den Ereignissen, sodass persönliche Deutungen in einen größeren kulturellen und sozialen Zusammenhang eingehen können. Gleichwohl bleibt zwischen individuellem und kollektivem Verständnis eine Differenz bestehen, die sich nicht endgültig aufheben lässt, sondern in einem fortlaufenden Prozess des Vergleichs und der Verständigung immer wieder neu bearbeitet werden muss.

**Die Gültigkeit abstrakt-fiktiver Konstruktionen zeigt sich in ihrer praktischen Erprobung. Wird eine Hypothese, ein gedankliches Modell oder eine Vision innerhalb der eigenen Innenperspektive als erfolgreich erachtet oder in der Erfahrung bestätigt, erhält sie eine Art Richtigkeit und Plausibilität.**

Die positive Erprobung zeigt, dass abstrakte Konstruktionen nicht beliebig sind, sondern im Einklang mit der eigenen Realität und den Fähigkeiten des Einzelnen funktionieren. So entsteht eine Wechselwirkung zwischen der konkret erfahrbaren Welt und der abstrakten Welt: Die konkrete Welt liefert Orientierung und Validierung, während die abstrakte Welt den Möglichkeitsraum für Hypothesen, Ideen und theoretische Konstruktionen eröffnet. Beide Bereiche sind eng miteinander verknüpft, und erst die praktische Erprobung macht spekulative Konstruktionen handlungsleitend und wirksam für die Innenperspektive.

**Die Innenperspektive selbst entspringt diesem Möglichkeitsraum, einem konstruktiven Feld aller denkbaren Optionen, Ideen und Hypothesen. Aus ihm werden bestimmte Möglichkeiten ausgewählt und zu konkreten Gedanken, Plänen oder Handlungsabsichten geformt. Ob diese Optionen realistisch und handlungsleitend sind, entscheidet sich durch ihre praktische Erprobung.**

Das verdeutlicht, dass unsere Gedanken, Ideen und Pläne aus einem bereits vorhandenen bzw. noch zu schaffenden Raum von Optionen schöpfen.

**Abstraktes Denken eröffnet Optionen,**
**Innenperspektive wählt daraus,**
**und Erfahrung validiert sie.**

Erst die Verbindung mit Erfahrung und praktischer Umsetzung verleiht diesen Möglichkeiten Relevanz und Wirksamkeit.

Unsere Wahrnehmung und unser Denken vollziehen sich stets in einem dynamischen Wechselspiel von Abstraktion, Auswahl und Validierung. Abstraktion ist dabei nicht losgelöst von der Realität, sondern erweitert den Handlungsspielraum, macht das Denken kreativer und ermöglicht es, die Welt sowohl theoretisch zu erfassen als auch praktisch zu gestalten.

Spiritualität lässt sich als gezielte Nutzung dieses gedanklichen Möglichkeitsraums verstehen. Sie formt Erfahrungen, Bedeutungen und Sinnzusammenhänge, die über das unmittelbar Wahrnehmbare hinausgehen, und schafft symbolische Ordnungen, Rituale, Visionen und narrative Konstruktionen. In der Innenperspektive werden diese abstrakten Elemente real erlebt und emotional bedeutsam, selbst wenn ihre objektive Existenz fiktional ist. Dadurch wird deutlich, dass Spiritualität nicht nur spekulative Freiheit ist, sondern aktiv die Wahrnehmung, Deutung und Handlung des Individuums prägt.

**Jede Person aktiviert Elemente aus dem Möglichkeitsraum nach eigenem Ermessen.**

Auf diese Weise entstehen persönliche Bedeutungen, die für Orientierung, Entscheidungen und Handlungsfähigkeit zentral bleiben. Spiritualität zeigt exemplarisch, wie abstraktes Denken, symbolische Konstruktionen und emotionale Bindung zusammenwirken, um konkrete Lebenspraxis zu gestalten. Sie macht den Möglichkeitsraum handlungsleitend und wirksam, indem sie Innenperspektive, individuelle Erfahrung und kollektive Sinnstiftung miteinander verbindet.

Durch diese Verbindung von Abstraktion, emotionaler Resonanz, individueller Interpretation und praktischer Umsetzung wird der Möglichkeitsraum zu einem Instrument, das Denken erweitert, Orientierung stiftet, Handlungsfähigkeit sichert und Sinn erzeugt. Spiritualität illustriert, wie symbolische und abstrakte Konstruktionen in die konkrete Lebenspraxis

zurückwirken und die Innenperspektive als gestaltbaren, wirksamen Erfahrungsraum verankern, der sowohl kollektiv geteilt als auch individuell gefüllt und erlebt werden kann.

## 3.3 Quantentheorie und Möglichkeitsraum

Der abstrakte Möglichkeitsraum des Denkens und der physikalische Möglichkeitsraum der Quantenmechanik folgen einem ähnlichen Prinzip.

In der Quantenmechanik beschreibt die Wellenfunktion (oder Wahrscheinlichkeitswelle) den Zustand eines Systems vor einer Störung nicht als einen festen, bestimmten Wert, sondern als Superposition aller möglichen Zustände, die das System einnehmen könnte. Erst durch eine Störung kollabiert die Wellenfunktion in einen konkreten, beobachtbaren Zustand. Ähnlich entfaltet sich auch der menschliche Möglichkeitsraum als ein Feld potenzieller Ideen, Deutungen und Handlungsoptionen. Erst durch konkrete Erfahrung, Entscheidung oder Handlung werden einzelne Möglichkeiten aktiviert und für das Individuum wirksam. Auf diese Weise zeigt sich, dass sowohl in der physikalischen Welt als auch in der Innenperspektive Realität nicht als fixe Gegebenheit existiert, sondern erst durch Interaktion, Auswahl und Handlung konkret wird.[124]

Die Superposition in der Quantenmechanik lässt sich als physikalischer Möglichkeitsraum verstehen, in dem alle potenziellen Ergebnisse gleichzeitig existieren. Entsprechend bildet der gedankliche Möglichkeitsraum einen Raum, in dem Optionen, Hypothesen oder Visionen koexistieren, bis eine konkrete Entscheidung sie realisiert.

Beispielsweise stehen bei der Planung eines Projekts zunächst verschiedene Strategien offen. Erst die Auswahl einer Strategie und deren Umsetzung machen eine konkrete Handlung sichtbar.

Sowohl in der Quantenmechanik als auch im menschlichen Denken benötigen wir abstrakte Modelle, um die Vielzahl möglicher Zustände oder Ideen zu strukturieren. In der Physik übernehmen Formeln oder Wahrscheinlichkeitsverteilungen diese Funktion, im Denken Hypothesen, Kategorien oder Symbole. Ohne solche Modelle bleiben Potenziale unbestimmt und spekulativ, ähnlich wie Möglichkeiten im inneren Möglichkeitsraum ohne konkrete Orientierung vage bleiben. Erst durch positive Validierung, sei es durch Erfahrung, Anwendung oder Handlung, werden sie konkret, wirksam und handlungsleitend. So trägt abstraktes Denken dazu bei, dass der Mensch seine Innenperspektive ordnet und in praktische Entscheidungen überführt.

Erich Fromms Konzept der realen Utopie verdeutlicht, wie der theoretisch unbegrenzte Möglichkeitsraum begrenzt wird. Während theoretisch unendliche Optionen bestehen, reduziert die reale Utopie den Raum auf praktisch realisierbare und gesellschaftlich umsetzbare Visionen. Auf diese Weise werden abstrakte Ideen zu handlungsleitenden Visionen, die durch Praxis, Erfahrung und soziale Verständigung Stabilität gewinnen. Auch im Denken existiert ein ähnliches Wechselspiel zwischen unendlichem Potenzial und konkreter Realisierung: Auf der Ebene des Konkreten stützen wir uns auf standardisierte Einheiten, logische Zusammenhänge und kausale Bezüge, die Orientierung geben, während abstrakte Konstruktionen wie Modelle, Symbole oder theoretische Konzepte diesen Rahmen erweitern, neue Hypothesen ermöglichen und Handlungsoptionen über das unmittelbar Wahrnehmbare hinaus eröffnen.

[124] Ähnlich Aristoteles Potentialität versus Aktualität

In diesem Zusammenhang wird die Relevanz von Hannah Arendts Handlungskonzept[125] deutlich. Ideen, Visionen und Möglichkeiten entfalten ihre Wirksamkeit erst im aktiven Tun. Gleichzeitig betont Jürgen Habermas die soziale Dimension[126]. Abstrakte Konzepte und Visionen gewinnen nach seinen Vorstellungen ihre Handlungsrelevanz durch kommunikative Validierung, also durch Verständigung und Bestätigung innerhalb intersubjektiver Zusammenhänge. Erst das Zusammenspiel von individuellem Handeln und sozialer Anerkennung macht den Möglichkeitsraum für Orientierung, Sinnstiftung und praktische Umsetzung nutzbar.

Dieses dynamische Wechselspiel zwischen Möglichkeit und Realisierung zeigt sich auch in der Spiritualität. Symbole, Rituale und Visionen existieren zunächst im abstrakten Möglichkeitsraum und entfalten ihre Wirkkraft erst durch emotionale Bindung und konkrete Erfahrung. Auf diese Weise verbindet Spiritualität imaginative Freiheit mit praktischer Orientierung und schafft Räume, in denen individuelle Erfahrung, Sinnstiftung und Lebensgestaltung miteinander verschränkt werden.

## 3.4 Zusammenfassende Darstellung: Möglichkeitsraum

Sowohl im abstrakten Denken als auch in der Quantenmechanik existiert zunächst ein unendlicher Raum potenzieller Möglichkeiten. In der Physik konkretisiert sich Realität durch Störung und Wahrscheinlichkeitsverteilungen, im Denken durch Auswahl, Validierung und praktische Umsetzung. Realität ist somit kein fertiges Gegebenes, sondern das Ergebnis fortwährender Prozesse des Auswählens, Deutens und Erfahrens. Beide Bereiche bewegen sich im Spannungsfeld zwischen offener Möglichkeit und strukturierender Begrenzung, wobei die Freiheit der Bestimmung stets an die Rahmenbedingungen des jeweiligen Systems gebunden ist.

Dieses Wechselspiel von Abstraktion und Realisierung ist zugleich die Grundlage für Orientierung, Kreativität und Sinn. Erfahrung und Konkretheit bilden den stabilisierenden Rahmen, während abstrakte Konzepte, Hypothesen oder Visionen neue Handlungsoptionen eröffnen. Erst die Verbindung mit der konkreten Welt verleiht Möglichkeiten Bedeutung und Handlungsrelevanz; alles darüber hinaus bleibt theoretisch oder fiktional.

Damit wird sichtbar: Sowohl in der Physik als auch im Denken und in spirituellen Feldern eröffnet der Möglichkeitsraum eine prinzipiell unbegrenzte Vielfalt an Optionen, deren konkrete Bedeutung jedoch erst durch Handlung, Erfahrung und soziale Validierung hervorgebracht wird. Das Zusammenspiel von Freiheit, Struktur und sozialer Einbettung erweist sich dabei als zentral für das Verständnis von Realität, Sinn und Handlungskompetenz.

## 3.5 Abstraktion und Symbol

Dieses Wechselspiel von Möglichkeit und Verwirklichung zeigt sich nicht nur in unserem Naturverständnis, im Denken oder in spirituellen Erfahrungen, sondern auch in der sprachlichen Erfassung der Welt. Sprache arbeitet mit abstrakten Einheiten. Wörter und Begriffe sind keine Abbilder der Dinge selbst, sondern verweisen auf gedanklich gefasste Repräsentationen von Eigenschaften, Relationen oder Einheiten. Wenn wir vom „Baum“ sprechen, meinen wir nicht

[125] Hannah Arendt; Vita activa oder Vom tätigen Leben.
[126] Jürgen Habermas; Theorie des kommunikativen Handelns“, Band 1: Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung

die konkrete Buche oder Eiche, sondern eine abstrahierte Kategorie, die typische Merkmale vieler Einzelerfahrungen zu einer neuen, generalisierten Einheit zusammenführt. Damit wird deutlich, dass Sprache im Bereich der Abstraktion operiert. Sie eröffnet uns die Möglichkeit, aus der Vielfalt individueller Phänomene ein geordnetes Bild der Welt zu gewinnen. Diese Auffassung entspricht auch Platons[127] Vorstellungen, wenn er feststellt:

**„Denn was wir sehen, ist nicht das wahre Wesen der Dinge, sondern nur ein Abbild ihrer Formen."**

Auch Ernst Cassirer versteht den Menschen in seiner Symboltheorie als „animal symbolicum", also als ein Wesen, das die Welt nicht unmittelbar, sondern durch Symbole, Zeichen und kulturelle Formen interpretiert und strukturiert. Oder: Der Mensch ist kein reines Wahrnehmungswesen, sondern ein symbolisch konstituierendes Wesen, das seine Erfahrungen, Beziehungen und Wirklichkeiten durch symbolische Formen strukturiert und damit Bedeutung erzeugt.

Gerade in dieser Abstraktionsleistung offenbart sich die besondere Kraft der Sprache. Über sie wird es möglich, die unendliche Vielfalt konkreter Erscheinungen zu ordnen, vergleichbar zu machen und in größere Zusammenhänge einzubetten. Gleichzeitig ist Sprache nie neutral: Sie transportiert bereits kulturelle und normative Vorausannahmen, wodurch Vorurteile und Wertungen systematisch in die Strukturierung von Erfahrung einfließen. Auf diese Weise eröffnet Sprache einen Möglichkeitsraum, in dem abstrakte Konzepte, Hypothesen oder Symbole konstruiert und miteinander in Beziehung gesetzt werden können.

Dieser Möglichkeitsraum ist nicht losgelöst von der Realität, sondern wird durch konkrete Wahrnehmung, Erfahrung und emotionale Resonanz geerdet. Die Zuweisung von Bedeutung ist stets eine interpretierende Leistung des Individuums, die fehleranfällig sein kann. Abstrakte Konstruktionen bleiben vage und spekulativ, bis sie in der Praxis überprüft, in Erfahrung bestätigt oder durch Handlung erprobt werden. Jede Interpretation kann von der intendierten Bedeutung abweichen, so wie unsere Vorstellung vom Atom nur eine Annäherung, aber keine exakte Abbildung ist.

Das Zitat „Unsere Vorstellung vom Atom ist die sicherste Form, wie ein Atom nicht aussieht" wird Werner Heisenberg zugeschrieben. Es verdeutlicht, dass klassische Bilder und Modelle nicht ausreichen, um quantenmechanische Phänomene adäquat zu beschreiben. Erst durch erfolgreiche Validierung gewinnen solche Konstruktionen Handlungsrelevanz, ermöglichen Orientierung, Sinnstiftung und strategische Planung. Die klassische Vorstellung vom Atom als kleinstem Elementarteilchen musste im Lichte der Quantenphysik revidiert werden, was zeigt, dass abstrakte Modelle nur durch Erfahrung und theoretische Überprüfung wirksam werden.

Jede Zuordnung von Bedeutung bleibt potentiell fehlerhaft, unvollständig oder perspektivisch eingeschränkt. Auch nach erfolgreicher Validierung können neue Beobachtungen, Theorien oder Erfahrungen bestehende Konstruktionen infrage stellen oder erweitern. Dies unterstreicht, dass abstrakte Modelle und Hypothesen immer vorläufige Instrumente sind. Sie strukturieren den Möglichkeitsraum, erleichtern Orientierung und Handeln, bleiben jedoch offen für Revision, Anpassung und Neubewertung. Auf diese Weise bleibt das menschliche Verstehen dynamisch, interpretativ und lernfähig, stets zwischen dem Streben nach Kohärenz und der Unverfügbarkeit des vollständigen Wissens balancierend.

Durch die Bildung von Begriffen entsteht eine Distanz zum Einzelfall, die uns erlaubt, Erfahrungen zu verallgemeinern und systematisch zu strukturieren. Sprache wirkt damit nicht als

[127] Platon Phaidon, 100b

neutrales Medium, sondern als aktives Ordnungsinstrument. Sie prägt, welche Unterschiede wir wahrnehmen, welche Gemeinsamkeiten wir hervorheben und wie wir die Welt interpretieren.

Jeder sprachliche Ausdruck vermittelt zwischen der Offenheit möglicher Bedeutungen und der konkreten Situation, in der er verwendet wird. Ein Wort trägt stets ein Feld von Bedeutungsoptionen in sich, doch erst im Gebrauch, im konkreten Kontext, entfaltet es seinen präzisen Sinn.

**Sprache ist daher nicht nur Repräsentation von Wirklichkeit, sondern zugleich deren Konstitution.**

Sie bringt Wirklichkeit im Akt des Sprechens erst hervor. Heidegger und Gadamer unterstreichen, dass Bedeutung nicht statisch existiert, sondern sich jeweils im Vollzug von Verstehen und Auslegung ereignet. Wirklichkeit erscheint auf diese Weise als ein fortlaufender Prozess der Vermittlung, der sich erst durch sprachliche Praxis entfaltet.

Die sprachlichen Einheiten sind nicht unmittelbar an Wahrnehmung gebunden. Ihre Bedeutung entsteht erst in Relation zu anderen Einheiten, im Zusammenspiel von Kontext, Interpretation und Gebrauch. Sprache eröffnet damit einen eigenen Möglichkeitsraum: Sie erlaubt die Kombination einzelner Elemente, die Abstraktion über das Gegebene hinaus und die Konstruktion neuer Strukturen und Zusammenhänge. Dennoch bleibt jede sprachliche Darstellung eine Konstruktion; sie ist niemals die Welt selbst. Wirklichkeit wird so immer vermittelt, als ein System sprachlich-gedanklicher Abstraktionen, das perspektivisch, prozesshaft und vorläufig bleibt.

Ein anschauliches Beispiel für ein sprachliches Abstraktum ist der Begriff „Seele“. Er bezeichnet kein unmittelbar wahrnehmbares Objekt, sondern eine gedanklich gebildete Einheit, in der unterschiedliche Vorstellungen, Eigenschaften und Funktionen der inneren Erfahrung zusammengeführt werden. Die „Seele“ existiert zunächst als offenes Feld von Bedeutungsmöglichkeiten. Erst durch Reflexion, Deutung und persönliche Erfahrung gewinnt sie konkrete Gestalt und Wirksamkeit im Leben. Sprache macht es möglich, dieses hypothetisch Fassbare zu benennen, zu strukturieren und in Beziehung zu anderen Systemen zu setzen. Dadurch entsteht eine erfahrbare Wirklichkeit innerhalb eines interpretativen Möglichkeitsraums. So stellt Nietzsche fest:

„Es gibt vielerlei Wahrheiten von den Dingen, jede Art macht sich die Dinge so zurecht, daß sie seinem Leben dienen, macht sich die ihm nützlichsten Fiktionen vom Sein und Wesen der Dinge.“ Nietzsche, Der Wille zur Macht, § 481

Dieses Zitat illustriert Nietzsches Auffassung, dass der Mensch die Welt nicht objektiv wiedergibt, sondern sie durch seine Wahrnehmung und Interpretation konstruiert, wobei er sich nützliche Fiktionen schafft, die ihm helfen, die Welt zu verstehen und zu gestalten.

Jede Aussage über die „Seele“ bleibt notwendig perspektivisch und spekulativ. Ihre Wirksamkeit entfaltet sie nicht durch empirische Nachweisbarkeit, sondern durch ihre Rolle in Reflexion, ethischer Orientierung und praktischer Anwendung im Denken und Handeln. Der Begriff verbindet damit spekulative Offenheit mit einer konkreten, lebensweltlichen Funktion. Er strukturiert unser inneres Erleben und gibt ihm Richtung.

**Die „Seele“ existiert nicht als objektive Realität, sondern wird im individuellen, inneren Gebrauch zu einer persönlich geprägten Einheit von Sinn und Deutung.**

In dieser Hinsicht lässt sich an Cassirers Symbolphilosophie anknüpfen: Begriffe wie „Seele“ sind keine Abbilder der Wirklichkeit, sondern symbolische Formen, die menschliches Leben orientieren und gestalten.

Für die Kommunikation nach außen greifen wir auf Symbole zurück, die als verallgemeinernde Abstraktionen dienen. Sie schaffen eine überindividuelle Verständigungsebene, auf der unterschiedliche Intentionen in gemeinsamer Sprache ausgedrückt und gegenseitig erkannt werden können. Gleichwohl bleibt jedes Symbol auf die individuelle Interpretation angewiesen, die seinen Sinn konkretisiert. Damit verbinden Symbole das Persönliche mit dem Kollektiven. Sie eröffnen Räume gemeinsamer Verständigung, ohne die individuelle Perspektive aufzulösen. Diese Funktion verweist erneut auf Cassirers Symbolphilosophie, die den Menschen als Wesen beschreibt, das in symbolischen Formen lebt und durch sie eine gemeinsame Welt konstituiert.

Abstrakta und Symbole benennen keine unmittelbar gegebenen Gegenstände, sondern wirken als sprachlich-symbolische Ordnungsformen und Instrumente der Vermittlung.

**Die Wirklichkeit von Abstrakta und Symbolen liegt nicht in einem Abbildcharakter, sondern in ihrer Funktion, Gedanken zu strukturieren, zu deuten und handlungsleitend verfügbar zu machen.**

Sie eröffnen einen vermittelten Zugang zu einer Realität, die uns nicht unmittelbar zugänglich ist. Persönliche Wirklichkeit wirkt wie eine Folie, auf der das interpretierte Gegebene erfahrbar wird und auf der individuelle Erfahrungen und Bedeutungen geordnet werden. Abstrakta und Symbole dienen dabei als Werkzeuge, die den Zugang zu Erscheinungen ermöglichen, nicht aber zu einer objektiven, unvermittelten Realität.

Aus dieser Perspektive entsteht die Erfahrung einer zweigeteilten Welt. Der erste Bereich erscheint als konkret und unmittelbar gegeben. Doch selbst das, was wir als gegeben wahrnehmen, ist nicht unabhängig von Auswahl und Interpretation. Wahrnehmung, Aufmerksamkeit und Deutung bestimmen, welche Aspekte des Gegebenen für uns relevant werden. Auch das „Konkrete“ ist demnach bereits vermittelt und konstruiert, da es erst durch unsere Perspektive erfahrbar wird. Der zweite Bereich umfasst das, was sich direkter Wahrnehmung entzieht und nur innerhalb individueller Bedeutungssysteme Sinn entfaltet. Sowohl das unmittelbar Erfahrbare als auch das Abstrakte existiert demnach stets vermittelt und interpretativ.

**Wahrnehmung ist immer intentional, immer durch den interpretativen Rahmen des Individuums strukturiert.**

Im zweiten, nicht unmittelbar erfahrbaren Bereich nimmt Spiritualität eine zentrale Rolle ein. Sie eröffnet methodische und erfahrungsbezogene Zugänge zu Aspekten der Wirklichkeit, die sinnlich nicht direkt zugänglich sind, und transformiert persönliche Wahrnehmungen in geordnete Sinnzusammenhänge. Spirituelle Praktiken, Reflexion und symbolische Repräsentationen machen Inhalte des nicht direkt Beobachtbaren handhabbar und interpretierbar. Auf diese Weise konstruiert Spiritualität eine erweiterte Wirklichkeit, in der individuelle Erfahrungen systematisch eingeordnet werden können. Sie vermittelt kohärente Sinnstrukturen, die über das unmittelbar Gegebene hinausreichen, und integriert transzendente oder hypothetisch kreative Erfahrungen in das persönliche Bedeutungs- und Handlungssystem. So können auch Religion und Mythos als symbolische Formen verstanden werden, die menschliche Erfahrung strukturieren und Sinn stiften.

**Spirituelle Praxis kann als Instrument für Perspektivwechsel verstanden werden.**

Sie eröffnet den Zugang zu Erfahrungen und Sinnzusammenhängen, die über das unmittelbar Gegebene hinausreichen, und ermöglicht so eine bewusste Veränderung der eigenen Wahrnehmungsperspektive. Rituale, Meditation, Reflexion oder symbolische Handlungen erweitern und ordnen die individuellen Bedeutungs- und Handlungssysteme, ohne die Kohärenz des persönlichen Sinnsystems zu gefährden. In diesem Sinne wirkt Spiritualität wie eine Methode der Selbsttransformation, die den Blick auf alternative Perspektiven lenkt und die Flexibilität des Denkens fördert.

**Die Fähigkeit, die Welt aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten, wird zentral für das Verstehen und für die Bildung eines erweiterten Sinnhorizonts.**

> **Die Geschichte von Kisa Gotami**
> Kisa Gotami war eine junge Frau aus Sravasti, die ihren einzigen Sohn verlor. In ihrer Verzweiflung suchte sie Hilfe beim Buddha und bat ihn, ihren Sohn wiederzubeleben. Der Buddha antwortete, dass er dies nur tun könne, wenn sie ein Senfkorn von einem Haushalt beschaffe, in dem niemand gestorben sei.
> Kisa Gotami zog von Haus zu Haus, doch überall erfuhr sie, dass auch dort Menschen gestorben waren. Schließlich erkannte sie, dass der Tod ein universelles menschliches Erlebnis ist. Diese Erkenntnis führte sie zur Akzeptanz des Verlustes und zur Einsicht in die Vergänglichkeit des Lebens.

Spirituelle Praxis eröffnet die Möglichkeit, die eigene Realität aus alternativen Blickwinkeln zu betrachten, die sonst nicht zugänglich wären. Sie dient als Methode, die Grenzen des konkreten Erfahrungsbereichs zu überschreiten und den interpretativen Bereich der Welt aktiv zu erkunden. Auf diese Weise lassen sich Wahrnehmungs- und Deutungsmuster relativieren, ohne die Integrität des persönlichen Sinnsystems zu gefährden. Spiritualität wirkt somit nicht nur als Quelle individueller Sinnproduktion, sondern auch als Instrument zur Förderung von Reflexionsfähigkeit und geistiger Flexibilität. Spirituelle Praktiken erweitern und ordnen das eigene Bedeutungsfeld neu.

In diesem Sinne ist Spiritualität mehr als eine individuelle Sinnquelle. Sie eröffnet die Möglichkeit, zwischen unterschiedlichen Wahrnehmungs- und Deutungsperspektiven zu wechseln, wodurch interpretative Wirklichkeit nicht nur erfahrbar und handlungsleitend wird, sondern zugleich in einem Zustand produktiver Offenheit für neue Bedeutungszuschreibungen gehalten bleibt. Spiritualität wird so zu einem Feld, das wesentlich durch die Bereitschaft und Fähigkeit zum Perspektivwechsel gekennzeichnet ist. Das Verstehen ist stets situativ, reflexiv und offen für neue Deutungen.

## 3.6 Spiritualität und leibliche Erfahrung

Vor diesem Hintergrund eröffnet sich ein Zugang zur Spiritualität, die als spezifische Ausprägung  Welterschließung verstanden werden soll. Während Symbole primär der Ordnung, Verständigung und Orientierung dienen, entfalten sie im spirituellen Feld eine zusätzliche Dimension. Sie intensivieren und erweitern ihre Bedeutung, indem sie sich um eine Dimension des als transzendent Erfahrenen öffnen. Spiritualität ist demnach keine Abkehr von der symbolischen Konstruktion von Wirklichkeit, sondern eine Erweiterung bzw. Transformation der persönlichen Sinn-Welt durch die Deutung leiblicher Erfahrung. In diesem Sinne ist auch Maurice Merleau-Ponty zu verstehen, der in seiner Phänomenologie der Wahrnehmung betont, dass jede Sinnbildung grundlegend in der Leiblichkeit des Subjekts verankert ist. Spiritualität erscheint

so nicht als abstrakter Überbau, sondern als leiblich vermittelte Weise, Welt zu erschließen. Praktisch wird dies etwa in kontemplativen Traditionen deutlich, in denen einfache Körperhaltungen (wie im Zen-Sitzen) zur Öffnung einer spirituellen Dimension führen.

Diese Auffassung lässt sich durch die Überlegungen von Ernst Cassirer und Mircea Eliade stützen. Cassirer hat in seiner Philosophie der symbolischen Formen betont, dass der Mensch nicht in einer rein gegebenen Realität lebt, sondern in einer symbolisch vermittelten Welt, die er durch Sprache, Mythos, Kunst und Religion erschließt. Eliade wiederum hebt hervor, dass religiöse Symbole und Mythen nicht nur Ausdruck kultureller Ordnung sind, sondern das Heilige erfahrbar machen und eine Verbindung zum Transzendenten eröffnen[128].

Anders als Cassirer und Eliade, die Symbole sowohl als konstitutiv für die Konstruktion der Wirklichkeit als auch als Mittel zur Erfahrung des Transzendenten verstehen, vertrete ich aus analytischer Perspektive die Auffassung, dass spirituelle Erfahrung integraler Bestandteil der persönlichen Gesamterfahrung ist. Sie weist weder im intuitiven noch im konstruktiven Verstehen über die individuelle Sinngebung hinaus, sondern wird als Bestandteil der persönlichen Verstandeswelt verstanden. Grenzsituationen wie Leid, Tod oder Schuld werden als Momente verstanden, in denen das Individuum zu existenzieller Selbstdeutung gezwungen wird.[129] Spiritualität zeigt sich hier nicht als „Überbau“, sondern als eine Form der individuellen Sinnarbeit im Angesicht existenzieller Herausforderungen. Praktisch wird dies etwa in der psychotherapeutischen Arbeit mit Menschen in Krisensituationen deutlich, bei denen spirituelle Erfahrungen häufig nicht als Bruch mit der rationalen Weltauffassung erscheinen, sondern als Erweiterung der persönlichen Deutungshorizonte innerhalb der bestehenden Sinn-Welt.

**Spirituelle Erfahrung ist im Kern leibliche Erfahrung.**

Jede Form spiritueller Erfahrung manifestiert sich über Wirkungen des physischen Körpers. Diese Wirkungen unterliegen sowohl der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung als auch der nachträglichen Deutung durch den Verstand. Der Mensch ist zugleich in seiner Leiblichkeit verankert und fähig, diese leibliche Verankerung reflexiv zu überschreiten und zu deuten. Gerade darin zeigt sich, warum spirituelle Erfahrung nicht ohne leibliche Grundlage verstanden werden kann, zugleich aber stets über diese Grundlage hinaus gedeutet wird. Praktisch wird dies etwa in der christlichen Eucharistiefeier deutlich: Brot und Wein sind materielle, leiblich erfahrbare Elemente, die durch symbolische Deutung eine spirituelle Dimension eröffnen und so Körper, Sinneswahrnehmung und Transzendenzerfahrung miteinander verbinden. Diese Wirkungen unterliegen sowohl der unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung als auch der nachträglichen Deutung durch den Verstand.

Die folgenden Beispiele verdeutlichen, wie eng Körperlichkeit und Spiritualität miteinander verflochten sind.

**1. Trancezustände**

In Trance verändern sich Atmung, Muskelspannung und Puls. Schamanische Rituale oder ekstatische Tanzformen zeigen, dass körperlich spürbare Veränderungen unmittelbar mit veränderten Wahrnehmungen verbunden sind. Der Körper ist hier nicht nur Medium, sondern integraler Bestandteil der Erfahrung.

**2. Meditation und Achtsamkeit**

Meditative Praktiken wie Vipassana oder Zen-Zazen richten die Aufmerksamkeit bewusst auf Atem, Haltung und Körperempfindungen. Dadurch wird die spirituelle

[128] vgl. Eliade 1957
[129] Ähnlich Karl Jaspers

Erfahrung körperlich verankert. Neurowissenschaftliche Studien belegen zudem messbare Veränderungen im autonomen Nervensystem und im Gehirn.

**3. Träume und luzides Träumen**

Träume stellen eine eigenständige Form von Spiritualität dar, insofern sie Erfahrungen ermöglichen, die nicht durch den bewussten Verstand gesteuert werden. Sie eröffnen symbolische und oft transzendente Erlebnisräume, in denen Sinnzusammenhänge jenseits verstandesmäßiger Kontrolle erfahrbar werden. Zugleich sind Träume leiblich verankert, da sie mit physiologischen Prozessen wie REM-Phasen, Muskelzuckungen oder Herzrhythmusveränderungen einhergehen. In vielen kulturellen Kontexten, etwa bei indianischen Vision Quests oder in der antiken Oneiromantie, gelten Träume deshalb nicht nur als Begleiterscheinungen des Körpers, sondern als Tor zu spirituellen Wirklichkeiten. Damit wird deutlich: Träume sind nicht bloß passive Bilder des Unterbewusstseins, sondern eine innere, nicht verstandesmäßig kontrollierte Form spirituellen Erlebens.

**4. Ritualisierte Körperhandlungen**

Pilgerwanderungen, Fasten, Atemtechniken, Prostrationen oder bestimmte Tanzrituale zeigen, dass körperliche Anstrengung oder gezielte Übung untrennbar mit spirituellem Erleben verbunden sind. Die körperliche Dimension ist hier nicht Beiwerk, sondern Grundlage des spirituellen Prozesses.

**5. Körperliche Reaktionen auf ekstatische Erfahrungen**

Gänsehaut, Zittern, Herzrasen oder Wärmeempfindungen begleiten religiöse oder musikalische Ekstase. Psychologische Studien bestätigen, dass solche körperlichen Reaktionen eng mit emotionalen und transzendierenden Erfahrungen verknüpft sind.

**6. Sensorische Praktiken zur Verstärkung spiritueller Erfahrung**

Klangschalen, Trommeln, Gesänge oder Düfte in Ritualen wirken über unmittelbare körperliche Resonanz. Sie binden die Sinne in symbolische Prozesse ein und verankern das Spirituelle im leiblichen Empfinden.

**7. Krankheitserfahrungen als spirituelle Dimension**

Auch körperliche und psychische Krankheiten können zu spirituellen Erfahrungen führen.

Psychische Erkrankungen wie Schizophrenie (Stimmenhören, Visionen) wurden in vielen Kulturen mit spirituellen Fähigkeiten in Verbindung gebracht, während Depression oft als „Nacht der Seele“ gedeutet wird.

Körperliche Krankheiten, etwa chronische Schmerzen oder lebensbedrohliche Diagnosen, führen zu existenziellen Grenzerfahrungen. Diese eröffnen oft neue Perspektiven auf Endlichkeit, Sinn und Transzendenz.

In beiden Fällen zeigt sich: Spiritualität erwächst nicht nur aus bewusst gewählten Praktiken, sondern auch aus Grenzsituationen des Leibes.

**8. Nahtoderfahrungen**

Nahtoderfahrungen treten häufig in lebensbedrohlichen Situationen auf, etwa bei Herzstillstand, schwerem Unfall oder intensiver Operation. Betroffene berichten von außerkörperlichen Wahrnehmungen, Tunnelvisionen, Lichtgestalten oder dem Erleben tiefer Verbundenheit und Transzendenz. Auch wenn die neurobiologischen Ursachen (z. B. Sauerstoffmangel im Gehirn) wissenschaftlich diskutiert werden, erleben viele Menschen diese Erfahrungen als zutiefst spirituell bedeutsam. Damit wird deutlich, dass Spiritualität gerade an der Grenze zwischen Leben und Tod in unmittelbarer Verbindung mit körperlichen Prozessen steht.

Diese Phänomene verdeutlichen, dass die Deutung spiritueller Erfahrung in der Körpererfahrung verankert ist. Ihre Wirkungen werden zu einem integralen Bestandteil von Wahrnehmung, Erleben und Interpretation, wodurch Spiritualität leiblich erfahrbar wird und anschließend im Verstand reflektiert und gedeutet werden kann. Auch der Denkprozess selbst ist dabei ein leiblicher Vorgang[130], da Denken untrennbar an neuronale, sensorische und körperlich-affektive Prozesse gebunden ist. In Anlehnung an Merleau-Ponty lässt sich sagen, dass der Leib nicht nur Träger von Erfahrungen ist, sondern das Medium, durch das Welt überhaupt erst erschlossen wird. Damit ist Spiritualität nicht als von der Leiblichkeit abgehobene Sphäre zu verstehen, sondern als eine Dimension der Welt- und Selbsterschließung, die den ganzen Menschen betrifft. Praktisch zeigt sich dies in der Vielfalt spiritueller Praktiken, von meditativen Körperhaltungen über gemeinschaftliche Rituale bis hin zu Grenzerfahrungen wie Krankheit oder Nahtoderfahrungen. In all diesen Ausdrucksformen verkörpert sich die untrennbare Verbindung von Leib und Sinngebung. Jede spirituelle Erfahrung ist somit Teil des individuellen Bewertungs- und Deutungsprozesses, in dem das eigene Leben, seine Grenzen und seine Möglichkeiten verhandelt werden.

## 3.7 Denken und Fühlen als leiblich verankerte Spiritualität

Unter einer weiten Auslegung des Begriffs Spiritualität lassen sich selbst Denken und Fühlen als Ausdruck spiritueller Erfahrung verstehen. Beide sind untrennbar mit leiblichen Prozessen verbunden, etwa neuronaler Aktivität, hormoneller Regulation oder vegetativen Reaktionen. Gefühle manifestieren sich unmittelbar im Körper, etwa durch Herzklopfen, Muskelspannung oder veränderten Atemrhythmus, während auch Denkprozesse auf körperliche Grundlagen angewiesen sind. Spiritualität erscheint in diesem Verständnis nicht als außergewöhnliches Erlebnis, sondern als grundlegende Dimension menschlicher Existenz, die im alltäglichen Denken, Fühlen und Wahrnehmen verkörpert ist. Der Körper fungiert als Medium aller Welt- und Selbsterfahrung. Praktisch zeigt sich dies besonders in Achtsamkeits- und Meditationstechniken, bei denen die bewusste Wahrnehmung körperlicher Zustände den Zugang zu innerer Reflexion und spiritueller Erfahrung eröffnet.

Damit grenzt sich meine Position von Auffassungen des Geistigen ab, die dieses als überindividuelle oder transzendente Instanz verstehen. Spiritualität wird hier nicht als metaphysische Dimension, sondern als leiblich verankerte, individuelle Erfahrung begriffen, deren Ausdruck in symbolischen Formen wie Kunst, Mythos, Religion oder Wissenschaft sichtbar wird.

Eine ähnliche Perspektive findet sich bereits bei Ernst Cassirer. Auch er versteht das Geistige als Ausdruck menschlicher Welterschließung und betont, dass die verschiedenen Erzeugnisse geistiger Kultur, Sprache, wissenschaftliche Erkenntnis, Mythos, Kunst und Religion,

„bei all ihrer inneren Verschiedenheit, zu Gliedern eines einzigen großen Problemzusammenhangs, zu mannigfachen Ansätzen, die alle auf das eine Ziel bezogen sind, die passive Welt der

[130] Wenn spirituelle Erfahrung gedeutet oder reflektiert wird, dann ist auch dieser Deutungsprozess selbst wieder eine leibliche Vollzugsform. Körper und Verstand bilden keine Gegensätze, sondern eine untrennbare Einheit. Vorgänge des Verstandes sind nicht losgelöst vom Körper, sondern Ausdruck seiner Organisation und Funktionsweise. Das Denken ist somit keine abstrakte, körperfreie Aktivität, sondern eine spezifische Form leiblicher Erfahrung.

bloßen Eindrücke, in denen der Geist zunächst befangen scheint, zu einer Welt des reinen geistigen Ausdrucks umzubilden."[131]

In dieser Hinsicht ist meine Position Cassirers verwandt:

**Spiritualität wird nicht als Überstieg über die symbolische Ordnung verstanden, sondern als deren individuelle, leiblich verankerte Ausprägung.**

Während Cassirer die Transformation der Sinneswelt in geistige Ausdrucksformen betont, verweist er nicht explizit auf die leibliche Fundierung jeder Erfahrung. Hier setzt meine Argumentation an. Spiritualität ist eine körperlich verankerte Dimension individueller Erfahrung, deren Wirkungen über Symbole und Abstrakta in die persönliche Sinn-Welt integriert werden. Jede Erfahrung ist zugleich symbolisch vermittelt und intentional auf eine körperlich erfahrende Person bezogen. Praktisch zeigt sich dies in Ritualen wie Tanz, Musik oder Handwerk, bei denen körperliche Ausführung und symbolische Bedeutung untrennbar verbunden sind. Der Leib wird so zum Träger individueller Sinn- und Spiritualitätserfahrung.

Spiritualität umfasst bei mir sowohl kontemplative als auch kulturell geprägte Erfahrungen und wird als leiblich verankerte Dimension der individuellen Sinnbildung verstanden. Sie unterscheidet sich dadurch deutlich von Ansätzen, die das Geistige oder Transzendente als überindividuelle Instanz fassen.

**Alle spirituellen Erfahrungen werden als integraler Bestandteil des individuellen Bewertungs- und Verstehensprozesses betrachtet, eingebettet in die konkrete, körperlich erfahrbare Wirklichkeit.**

## 3.8 Spiritualität und Mythologisierung

Spiritualität ist individuell verankert und leiblich erfahrbar, benötigt jedoch symbolische und narrative Ausdrucksformen, um kommunizierbar und teilbar zu werden. Abstrakte Begriffe und Symbole eröffnen die Möglichkeit, persönliche Erfahrungen, die sich dem unmittelbaren Wahrnehmungsbereich entziehen, in interpretierbare Sinn- und Deutungseinheiten zu überführen. Wilhelm Dilthey[132] hat hervorgehoben, dass Erlebnis erst durch den Ausdruck in Sprache, Bild, Ritual oder Kunst für andere verständlich wird. Beispiele dafür finden sich im Buddhismus mit Mandalas und Visualisierungen, in der Orthodoxie mit Ikonen und Liturgie, ebenso wie in zeitgenössischen Praktiken wie Achtsamkeits- und Atemübungen, Schweige-Retreats oder ekstatischen Tanzformen. All diese Formen übersetzen leiblich erfahrene Zustände in Symbole, die kollektiv gedeutet und weitergegeben werden können.

Diese symbolischen Ausdrucksformen entfalten ihre volle Bedeutung, wenn sie in narrative Strukturen eingebettet werden. Mythen (Narrative) übernehmen hier die Funktion, individuelle Erlebnisse in kulturell anschlussfähige Geschichten und Rituale zu verwandeln. Sie sind nicht

[131] Ernst Cassirer; Philosophie der symbolischen Formen, erster Teil: Die Sprache, 1923, S. 12. Cassirer lehnt den klassischen Dualismus von Geist und Körper nicht ausdrücklich ab, ersetzt ihn aber durch ein dynamisches Modell symbolischer Vermittlung. Körperliche Wahrnehmung bildet für ihn die notwendige Basis, doch die eigentliche Eigenart des Menschen liegt in der verstandesmäßigen (geistigen) Formgebung der Welt durch symbolische Kultur.

[132] Wilhelm Dilthey; Gesammelte Schriften, Bd. 7

bloß literarische Erzählungen, sondern verdichten existenzielle Fragen nach Ursprung, Sinn und Ordnung und schaffen damit einen Rahmen, in dem Erfahrungen reflektiert und weitergegeben werden können. Paul Ricoeur[133] hat gezeigt, dass Narrative Identität stiften, indem sie Erfahrungen zeitlich und kausal miteinander verknüpfen. Auch die Ritualforschung, etwa bei Arnold van Gennep[134], macht deutlich, wie Übergangsrituale wie Initiationen, Hochzeiten oder Begräbnisse individuelles Erleben in feste kulturelle Formen überführen und so Stabilität erzeugen. Ein Beispiel dafür ist das jüdische Pessach-Fest: Die Erfahrungen von Leid und Befreiung werden durch die kollektive Erzählung des Exodus rituell vergegenwärtigt. Sie fließen in die Gemeinschaft ein, werden immer wieder neu interpretiert und können so nicht nur erinnert, sondern auch handlungsleitend gemacht werden, etwa in der Ideologie des Zionismus.

In ähnlicher Weise verbindet Spiritualität individuelle Erfahrungen mit kulturell etablierten Erzählungen und Ritualen. Persönliche Erlebnisse werden durch symbolische Formen in überindividuelle Sinnzusammenhänge eingebettet und dadurch sowohl interpretierbar als auch kommunizierbar. Clifford Geertz hat dies mit seiner Einsicht beschrieben, dass Religion als Kulturtext zu verstehen ist, in dem Symbole Handlungen Bedeutung verleihen[135]. Auch moderne Identität verortet sich in solchen Systemen des Bedeutenden, die dem Individuum Orientierung bieten. Praktiken wie Yoga oder Pilgerschaften verdeutlichen dies anschaulich. Yoga verbindet eine unmittelbar erfahrbare, leibliche Praxis mit jahrhundertealten Texten, Symbolen und Ritualen, während Pilgerfahrten wie der Camino de Santiago individuelle Sinnsuche mit liturgischen, sozialen und räumlichen Erzählungen verweben und so Bedeutungsbildung zugleich persönlich wie gemeinschaftlich ermöglichen.

**Der Mythos übersetzt individuelle Reflexionen in narrative Formen oder nimmt sie auf und ermöglicht dadurch Spiritualität, indem er persönliche Erfahrungen in einen Rahmen einbettet, der kulturell anschlussfähig und zugleich individuell bedeutsam bleibt.**

In diesem Sinne greifen alle Religionen und Weltanschauungen auf narrative Strukturen oder normative Systeme zurück, die in übergeordnete Sinnzusammenhänge eingebunden sind.

Die symbolische und mythologisierende Funktion von Begriffen zeigt sich nicht nur in kulturellen oder spirituellen Kontexten, sondern auch in der Wissenschaft. Begriffe wie Gott, Bewusstsein oder Liebe werden von Physikerinnen, Mathematikern und Philosophen oft metaphorisch verwendet, um hochkomplexe Zusammenhänge anschaulich zu machen, ohne dass damit notwendigerweise ein transzendenter Glaube gemeint ist. Ludwig Wittgenstein hat deutlich gemacht, dass Sprachbilder unsere Denkmöglichkeiten prägen[136]. Viele wissenschaftliche Begriffe sind in diesem Sinne Metaphern. Der Urknall oder Big Bang bezeichnet ein kosmologisches Modell, der genetische Code oder das Schwarze Loch sind bildhafte Ausdrücke, die komplexe Sachverhalte verständlich machen. Werden sie jedoch wörtlich genommen, entsteht leicht der Eindruck, es handle sich um konkrete Dinge und nicht um symbolische Bezeichnungen. Auch die Philosophie der Mathematik verdeutlicht, wie abstrakte Strukturen zu metaphysischen Projektionen führen können, wenn sie als Wahrheiten gedeutet werden, die über das Modell hinaus Gültigkeit beanspruchen.

Auch in den Naturwissenschaften finden sich Beispiele für die Verwendung religiöser oder spiritueller Sprachbilder. Albert Einstein sprach wiederholt von Gott, um die Ordnung und

[133] Paul Ricoeur, Das Selbst als ein Anderer
[134] Arnold van Gennep, Übergangsriten
[135] Clifford Geertz; Dichte Beschreibung,
[136] Ludwig Wittgenstein, Tractatus logico-philosophicus

Gesetzmäßigkeit des Universums zu beschreiben[137]. Solche Formulierungen werden von Nicht-Wissenschaftlern bisweilen als Bestätigung transzendenter Wahrheiten verstanden. In ähnlicher Weise griff der Quantenphysiker Hans-Peter Dürr auf religiös geprägte Begriffe zurück, wenn er in seinem Werk - Liebe, Urquelle des Kosmos - die Quantenphysik als Zugang zu einem neuen Wirklichkeitsverständnis deutete, in dem Beziehungen und Verbundenheit zentral sind[138]. Solche Deutungen zeigen, wie wissenschaftliche Erkenntnisse in ethische oder spirituelle Botschaften übersetzt werden können, etwa in Achtsamkeits- oder Resilienzprogrammen in Unternehmen oder in populärwissenschaftlichen Formaten, die ein Bild von Vernetzung und Ganzheitlichkeit zeichnen. Dabei werden zwei unterschiedliche Systeme, Wissenschaft und Spiritualität, begrifflich verknüpft, obwohl sie ursprünglich unterschiedliche Ziele und Methoden verfolgen.

Diese Entwicklungen können einerseits neue Einsichten eröffnen, andererseits aber auch zu einer Mythologisierung führen. Insbesondere in New-Age-Kontexten kommt es häufig zu Fehlinterpretationen, wenn Begriffe und Konzepte der Quantenphysik unreflektiert auf psychologische oder spirituelle Interventionen übertragen werden. Solche Beispiele zeigen, dass die kreative Nutzung von Metaphern produktiv sein kann, zugleich aber begriffliche Sorgfalt und diskursive Klarheit erfordert. Zugleich verlangt der verstandesmäßige Umgang mit Metaphern und Mythen eine reflektierte und präzise Auslegung. Da diese in der Regel individuell emotional festgelegt sind, bedeutet das, dass objektivierbare Interpretationen schwierig bleiben und stets von der persönlichen Wahrnehmung abhängen. Wissenschaftliche Präzision, Kontextbewusstsein und Sensibilität sind daher notwendig, um Missverständnisse oder Fehldeutungen zu vermeiden.

Damit wird sichtbar, dass wissenschaftliche Sprache ähnlich wie spirituelle Ausdrucksformen mythologische Strukturen aufgreifen kann, um individuelle oder kollektive Sinnkonstruktionen zu stützen. Beide Bereiche vermitteln komplexe, nicht unmittelbar erfahrbare Phänomene durch symbolische Formen und machen sie dadurch interpretierbar. Ernst Cassirer hat diese Perspektive zugespitzt, indem er Mythos, Religion, Wissenschaft und Kunst als unterschiedliche symbolische Formen derselben grundlegenden Tätigkeit verstand[139]. In der Praxis zeigt sich dies etwa in interreligiösen Ritualen oder öffentlichen Symbolhandlungen wie Friedensgebeten und Gedenkfeiern, in denen persönliche Erfahrungen wie Trauer, Dank oder Bitte in kulturell wirksame Narrative eingebettet und so kollektiv wirksam werden. Auch Architektur, Musik und Literatur fungieren in diesem Sinne als symbolische Vermittler, die individuelle Resonanz mit kollektiver Bedeutung verbinden.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Spiritualität und Mythologisierung untrennbar miteinander verbunden sind. Spiritualität nutzt symbolische und narrative Formen, um individuelle, leiblich erfahrene Erlebnisse in interpretierbare Sinn- und Deutungseinheiten zu überführen. Mythologisierung strukturiert diese Erfahrungen, verdichtet sie in kulturell anschlussfähige Erzählungen und Rituale und eröffnet damit einen erweiterten Deutungshorizont. So entstehen Möglichkeiten des Perspektivwechsels, der Reflexion und der Teilhabe an kollektiven Wirklichkeitskonstruktionen. Die Analogie zu wissenschaftlichen Begriffen wie Liebe, Bewusstsein oder Gott verdeutlicht, dass symbolische Ausdrucksformen Brücken schlagen zwischen erfahrener Realität, Abstrakta und kulturellen Sinnstrukturen.

[137] Albert Einstein, Ideas and Opinions
[138] Hans-Peter Dürr, Liebe, Urquelle des Kosmos
[139] Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen,

Werden Begriffe zwischen verschiedenen Ordnungen übertragen, sollte ihre Funktion als Modell oder Metapher klar benannt werden, um Missverständnisse zu vermeiden. Auf diese Weise kann Spiritualität ihre Wirkung entfalten, indem sie persönliche Erfahrung, Leiblichkeit und kulturelle Narrative miteinander verbindet und zugleich reflexiv bleibt: handlungsleitend, offen für neue Bedeutungen und sensibel für die Grenzen zwischen erfahrungs-, argumentations- und normativ getragenen Diskursen.

## 3.9 Spiritualität, Religion[140] und Innenperspektive

Spiritualität und Religion prägen das menschliche Leben auf unterschiedliche Weise. Während Spiritualität aus unmittelbarer Erfahrung und persönlicher Innenperspektive entsteht, vermitteln Religionen, esoterische Systeme und Weltanschauungen vorstrukturierte Deutungsrahmen mit kollektiver Geltung. Dabei lassen sich die Wechselwirkungen zwischen individueller Wahrnehmung, leiblicher Erfahrung und symbolischer Vermittlung in der Spiritualität einerseits und den institutionellen Strukturen von Religion andererseits analysieren.

Spiritualität eröffnet eine aus der Innenperspektive entwickelte Sichtweise, die in leiblicher Erfahrung gründet und über Symbole sowie Abstrakta in einen persönlichen Sinnhorizont integriert wird. Sie ermöglicht, unmittelbare Wahrnehmungen und Erlebnisse im interpretativen Bereich des Gegebenen zu reflektieren und handlungsleitend zu machen. Erst die Deutung in narrativen und symbolischen Formen macht diese Erfahrungen kommunizierbar und teilbar. Moderne Methoden wie achtsamkeitsbasierte Stressreduktion oder therapeutisches Schreiben nutzen diesen Mechanismus, um persönliche Erfahrungen zu reflektieren und in einen handlungsleitenden Sinnzusammenhang zu bringen.

Religionen, esoterische Systeme und andere Weltanschauungen stellen dagegen narrative und symbolische Ordnungen dar, die von außen vorgegeben sind. Sie beruhen auf tradierten Geschichten, Ritualen und Dogmen, beanspruchen kollektive Geltung und binden das Individuum in vorstrukturierte Deutungsrahmen ein. Während Spiritualität persönliche Sinn- und Deutungseinheiten hervorbringt, ordnen Religionen individuelle Erfahrungen in überindividuelle Formen ein. So verstand Kant die Religion als systematisches Moralsystem, das der Vernunft unterliegt und die kollektive Orientierung stiftet. Esoterische Systeme wie Astrologie oder spirituelle Lebensschulen können vorstrukturierte Deutungsangebote bereitstellen, die persönliche Erfahrungen in normierte Narrative einbetten, wodurch Sinnstiftung und soziale Kohärenz vermittelt werden.

**Während Spiritualität persönliche Sinn- und Deutungseinheiten hervorbringt, ordnen Religionen, Weltanschauungen und esoterische Systeme individuelle Erfahrungen in überindividuelle Formen ein.**

Die Verbindung von Spiritualität und Mythologisierung zeigt sich darin, dass Symbole und narrative Ausdrucksformen leiblich erfahrene Erlebnisse in interpretierbare Sinnzusammenhänge überführen. Mythologisierung verdichtet diese Erfahrungen in kulturell anschlussfähige Geschichten, Rituale und Symbole, die individuelle Reflexion ermöglichen und zugleich einen erweiterten Deutungshorizont eröffnen.

[140] Religion wird in diesem Zusammenhang als Repräsentant verschiedener Formen eines kollektiven Weltverständnisses gesehen.

Der zentrale Unterschied zwischen Spiritualität und Religion liegt darin, dass Spiritualität an das konkret Erfahrene gebunden bleibt. Ihre Plausibilität erwächst nicht aus äußerer Autorität, sondern aus der Deutung dessen, was im Körper und Denken real erlebt wird. Religionen vermitteln dagegen kollektive Deutungsrahmen. Symbole und Abstrakta fungieren in beiden Fällen als Brücken zwischen dem nicht unmittelbar Erfahrbaren und der vermittelten Wirklichkeit, doch die spirituelle Erfahrung behält durch ihre leibliche Verankerung den Charakter eines genuinen individuellen Zugangs. Persönliche religiöse oder spirituelle Erfahrungen halten sich nicht unmittelbare an dogmatische Vorgaben, sondern vermitteln persönliche Gewissheit. So differenziert Spinoza zwischen einer innerlich gelebten Frömmigkeit und einer institutionell geprägten Religion, wobei er die wahre Religion in der persönlichen Haltung des Menschen verortet, die sich in Liebe, Gerechtigkeit und vernünftigem Handeln manifestiert.[141]

Zwischen individueller Erfahrung und kollektiven Deutungsangeboten entsteht eine wechselseitige Beziehung. Das kulturell Vorgegebene beeinflusst die individuelle Interpretation, während persönliche Erfahrung die Aneignung und Transformation äußerer Narrative prägt. So stellte Hannah Arendt[142] fest, dass Menschen in ihren Handlungen und Interpretationen immer in kulturelle und soziale Kontexte eingebunden sind, diese aber auch kreativ transformieren können.

**Spiritualität gewinnt ihre Dynamik aus dieser fortlaufenden Abstimmung zwischen Innen- und Außenperspektive.**

Spinozas Religionsverständnis illustriert dieses Spannungsfeld. Er unterscheidet zwischen ursprünglicher, am Erleben orientierter Frömmigkeit und institutionell geprägten Formen von Religion. Für Spinoza gründet die „wahre Religion“ nicht in Riten, Dogmen oder Überlieferungen, sondern in der Haltung des Menschen selbst, in der Liebe zu Gott, die sich in Gerechtigkeit, Nächstenliebe und vernünftigem Handeln ausdrückt. Spiritualität, verstanden als leiblich erfahrene, individuell verarbeitete Praxis, entspricht dem, was Spinoza als das eigentliche göttliche Gesetz beschreibt. Philosophisch lässt sich diese Sichtweise an moderne Konzepte der Ethik und Spiritualität anschließen, die betonen, dass Religion und Spiritualität vor allem aus Erfahrung, innerer Praxis und moralischem Handeln erwachsen, wie es sich zum Beispiel in modernen spirituellen Bewegungen zeigt, die auf persönliche Praxis, achtsames Handeln und ethische Orientierung setzen, ohne sich auf institutionelle Dogmen zu stützen, etwa in Yoga-Schulen, Achtsamkeitsgemeinschaften oder individuell gestalteten Meditationsübungen.

Institutionelle Religionen erscheinen bei Spinoza als kulturelle Systeme, die aus menschlichen Bedürfnissen und politischen Erfordernissen hervorgehen. Sie stiften Ordnung, sichern Gemeinschaft und verankern individuelles Erleben in Symbolen, Mythen und Narrativen. Als Menschenwerk sind sie historisch entstanden, zweckgebunden und an konkrete gesellschaftliche Kontexte gebunden. Staatlich organisierte Kirchen, hierarchisch strukturierte religiösen Gemeinschaften und fest etablierte Rituale wie Hochzeiten, Beerdigungen oder Feiertage sichern soziale Kohärenz und betten individuelle Erfahrungen in normative Strukturen ein. Auch in esoterischen Gemeinschaften oder spirituellen Vereinen lassen sich diese Mechanismen beobachten, wenn bestimmte Praktiken, Symbole oder Regeln kollektiv festgelegt werden, um Orientierung, Stabilität und Identität zu vermitteln. In dieser Perspektive sind Religionen, esoterische Systeme und Weltanschauungen keine unmittelbaren Offenbarungen, sondern

[141] Baruch de Spinoza; Ethik, nach geometrischer Methode dargelegt, Teil 4, Proposition 37.
[142] Hannah Arendt; Vita activa oder Vom tätigen Leben

schlüssige Systeme, die menschliche Erfahrungen, Deutungen und Machtstrukturen ordnen und stabilisieren.

Der Nutzen solcher Systeme liegt darin, dass sie individuelle Erfahrungen kommunizierbar und handlungsleitend machen, sozialen Zusammenhalt fördern und bewertete (moralische) Orientierung vermitteln. Religion ist damit ein funktionales System, das soziale Kohärenz schafft und kollektive Werte stabilisiert. Sie schafft einen kollektive Sinnhorizonte, der individuelle Orientierung und Identitätsbildung unterstützet, wie es sich zum Beispiel in religiösen Feiertagen, Gedenk- oder Initiationsritualen verdeutlicht. Sie betten die persönlichen Erlebnisse in gemeinschaftliche Bedeutungsstrukturen ein, oder in ethisch ausgerichteten Lebensgemeinschaften, die Normen und Werte weitergeben. Dennoch bleibt der Kern der Frömmigkeit unabhängig von äußeren Formen: Spiritualität, verstanden als leiblich erfahrene, individuell verarbeitete Praxis stiftet auch außerhalb institutioneller Strukturen Sinn. Spinozas Denken bestätigt damit die Unterscheidung zwischen Innenperspektive und kulturell verfestigten Deutungssystemen, die zugleich soziale Kohärenz ermöglichen.

Abschließend zeigt sich, dass Spiritualität und Religion unterschiedliche Zugänge zu Sinn und Orientierung eröffnen. Spiritualität bewahrt eine genuin persönliche Dimension, während Religionen individuelle Erfahrungen in kulturelle Systeme einbetten, die soziale Kohärenz und kollektive Verständigung ermöglichen. Die Unterscheidung zwischen Innenperspektive und kollektiver Deutung bleibt zentral und zeigt, wie persönliche Erfahrung und kulturelle Systeme wechselseitig wirken, um sowohl individuelle als auch gemeinschaftliche Sinnstiftung zu ermöglichen. Verstehen findet immer in einem dialogischen Horizont zwischen dem Ich und der Gesellschaft statt. Auf diese Weise zeigt sich, dass Spiritualität und Religion komplementäre Perspektiven darstellen: Die eine eröffnet individuelle Reflexion und leiblich verankerte Erfahrung, die andere vermittelt kollektive Orientierung und kulturelle Stabilität, wobei beide sich wechselseitig beeinflussen und ergänzen.

## 3.10 Glauben, Emotion und Intuition

Die Frage, wie Menschen das Gegebene wahrnehmen und verstehen, lässt sich nicht allein auf sensitive Wahrnehmung reduzieren. Jede Erfahrung ist aus der Innenperspektive gefiltert und geprägt von Sinnes eindrücken, Emotionen und individuellen Deutungsmustern. Glaube, Vertrauen und Intuition strukturieren diese Wahrnehmungen und ermöglichen es, persönliche Erlebnisse in handlungsleitende Ordnungen einzubetten. Philosophen wie Nietzsche, Husserl, Spinoza und Wittgenstein haben gezeigt, dass Realität nicht unabhängig vom erkennenden Subjekt existiert, sondern als konstruiertes Geflecht aus Erfahrung und Deutung verstanden werden muss. Husserl stellt dazu fest, dass das Bewusstsein die Welt immer intentional erlebt wird, das heißt, jeder Wahrnehmungsakt ist auf ein Objekt gerichtet, das durch den Wahrnehmenden interpretiert wird. Spinoza hingegen sieht Realität als Ausdruck von Naturgesetzmäßigkeiten, die erst durch die aktive Vernunft und Reflexion des Menschen in Sinnzusammenhänge eingebettet werden.

**Die Welt... ist die zurechtgemachte Welt, die wir als real empfinden. Die „Realität“ liegt in dem beständigen Wiederkommen gleicher, bekannter, verwandter Dinge, in ihrem logisierten Charakter, im Glauben, dass wir hier rechnen, berechnen können.**

Nietzsche, Der Wille zur Macht

Unsere persönliche Wahrnehmung der Realität wird entscheidend durch Empfindungen und Glauben geprägt, weil wir die Welt nicht objektiv, sondern individuell erfahren und bewerten. Sinneseindrücke wie Sehen, Hören, Fühlen, Riechen und Schmecken bilden die Grundlage unserer Wahrnehmung. Sie werden jedoch nicht neutral aufgenommen, sondern durch Erfahrungen, Emotionen und kognitive Deutungsmuster interpretiert. Emotionen spielen dabei eine zentrale Rolle, da sie bestimmen, wie wir Eindrücke einordnen, bewerten und damit interpretieren. Ein Sonnenuntergang kann von einer Person als beruhigend, von einer anderen als melancholisch empfunden werden; ein lauter Hund wird von Ängstlichen als bedrohlich, von Unbefangenen als harmlos wahrgenommen.

**Persönliche Bewertung dieser Eindrücke hängt wesentlich von den Emotionen ab.**

Verstand und Gefühl sind untrennbar verbunden, da jede Erfahrung eine persönliche Qualität besitzt und Sinneseindrücke immer in der körperlichen Erfahrung eingebettet sind. Doch unsere Wahrnehmung wird nicht nur von unmittelbaren Sinneseindrücken und emotionalen Reaktionen geprägt. Ergänzend dazu prägen Glaube und Vertrauen in Gesetzmäßigkeiten und wiederkehrende Muster unser Erleben, indem sie persönliche Erfahrungen in größere Sinn- und Orientierungszusammenhänge einbinden.Während Sinneseindrücke direkt erfahrbar sind, eröffnet der Glaube ein Verständnis für Zusammenhänge, die sich der unmittelbaren Sinnlichkeit entziehen. Er ordnet Ereignisse in vertraute Muster ein und lässt die Welt berechenbar und plausibel erscheinen. So vertrauen wir beim Anblick eines fallenden Balls darauf, dass er der Schwerkraft folgt, und deuten unsere Wahrnehmung entsprechend. Emotionen wirken dabei entscheidend, da sie bestimmen, ob wir ein Muster als sicher, angenehm oder bedrohlich erleben. Gewohnheit und Vertrauen werden zur Grundlage unserer Orientierung und unseres Weltverständnisses und verleihen der Wahrnehmung eine interpretierende Struktur.

Unsere persönliche Realität entsteht aus der Verbindung von Eindrücken, emotionaler Bewertung und dem Glauben an Muster und Gesetzmäßigkeiten. Sie bildet ein individuell konstruiertes Bezugs- und Orientierungssystem, das sich durch Reflexion, Erfahrung und Lernen ständig weiterentwickelt. Kommunikation und Austausch mit anderen führen dazu, dass individuelle Wahrnehmungen und Bewertungen mit öffentlichen Mustern verglichen werden. Diskursive Einigungen und Rückmeldungen erhöhen die Akzeptanz von geteilten Bedeutungen und ermöglichen ein gemeinsames Verständnis, das als soziale Gewissheit erlebt wird. Dennoch bleibt zwischen individuellen Erfahrungen und generalisierten kommunikativen Festlegungen eine Kluft bestehen, da Sprache und Kategorisierung die Einzigartigkeit individueller Wahrnehmung auf andere Weise darstellen.

Gewissheit entsteht, wenn Erfahrungen, Reflexion und Interaktion Annahmen bestätigen, die wir aus der Innenperspektive treffen. Glaube liefert dabei den Rahmen, in dem Gewissheit wachsen kann, während Emotionen bestimmen, welche Deutungen wir als überzeugend empfinden. Die intuitive Methode manifestiert sich somit als persönliche Ausprägung, da sie auf individuellen Eindrücken und Erfahrungen basiert. Sie leitet sich aus Gewissheiten ab, die als Gefühl sicheren Wissens oder fester Überzeugung erlebt werden. So können spontane Entscheidungen entstehen, die sich auf Heuristiken, Erfahrungswissen oder Faustregeln stützen. Im Zusammenhang mit der intuitiven Methode bedeutet dies, dass man von der Wahrheit oder Richtigkeit einer Beziehung überzeugt ist, ohne Zweifel zu empfinden. Maßstab ist das sichere Gefühl, nicht ein äußeres Kriterium. Wittgenstein weist darauf hin, dass dieser Prozess von außen weder vollständig verstanden noch überprüft werden kann, dennoch entwickelt das Individuum durch ihn ein Erfahrungssystem, das als nachvollziehbares Verfahren gilt.

Sowohl individuell als auch kollektiv konstruierte Realitäten basieren auf Glauben, der Gewissheit erzeugt und Orientierung bietet. Wissen unterscheidet sich vom Glauben lediglich durch die methodische Begründung. Auch wissenschaftliche, ideologische oder religiöse Konstrukte sind von Menschen geschaffene Bezugsrahmen, deren Bewertung entscheidend von Emotionen

geprägt wird. Emotionen bestimmen, wie wir Eindrücke einordnen, Sinn zuschreiben und die Welt als real und bedeutsam erleben.

Die Innenperspektive prägt, wie wir Glauben und Gewissheit entwickeln Jeder Mensch nimmt die Welt aus der Ich-Perspektive wahr, was bedeutet, dass Eindrücke, Erfahrungen und Wahrnehmungen immer persönlich interpretiert werden. Wir ordnen diese Eindrücke innerhalb eines Systems von Bedeutungen. Glauben entsteht in diesem Prozess als Vertrauen in die Gültigkeit der eingesetzten Ordnungen, Muster und Abstraktionen. Dieses Vertrauen ist emotional geprägt. Unsere Emotionen bewerten, wie plausibel, sicher oder bedeutsam wir ein Deutungsmuster empfinden.

An diesem Punkt setzt Wittgensteins Kritik an. In den Philosophischen Untersuchungen verweist er auf die Probleme einer rein privaten, intuitiven Methode:

„Die Wörter dieser Sprache sollen sich auf das beziehen, wovon nur der Sprechende wissen kann; auf seine unmittelbaren, privaten Empfindungen. Ein anderer kann diese Sprache also nicht verstehen.“ [143]

Das bedeutet: Es gibt eine Sprache der Empfindungen, die nur der Einzelne selbst versteht, die aber für andere unzugänglich bleibt. Zugleich verweist Wittgenstein darauf, dass auch das Individuum ein nachvollziehbares Verfahren benötigt, um die eigenen Empfindungen und Bedeutungen festzulegen. Am Beispiel eines Tagebuchs illustriert er:

> Stellen wir uns diesen Fall vor. Ich will über das Wiederkehren einer gewissen Empfindung ein Tagebuch führen. Dazu assoziiere ich sie mit dem Zeichen[144] ‚E‘ und schreibe in einen Kalender zu jedem Tag, an dem ich die Empfindung habe, dieses Zeichen.
> Ich will zuerst bemerken, dass sich eine Definition des Zeichens nicht aussprechen lässt. – Aber ich kann sie doch mir selbst als eine Art hinweisende Definition geben. ... ich spreche, oder schreibe das Zeichen, und dabei konzentriere ich meine Aufmerksamkeit auf die Empfindung ... Eine Definition dient ... dazu, die Bedeutung eines Zeichens festzulegen. – Nun, das geschieht eben durch das Konzentrieren der Aufmerksamkeit; denn dadurch präge ich mir die Verbindung des Zeichens mit der Empfindung ein.
> „Ich präge sie mir ein“ kann doch nur heißen: dieser Vorgang bewirkt, dass ich mich in Zukunft richtig an diese Verbindung erinnere. Aber in unserem Falle habe ich ja kein Kriterium für die Richtigkeit. Man möchte hier sagen: richtig ist, was immer mir als richtig erscheinen wird. Und das heißt nur, dass hier von „richtig“ nicht geredet werden kann.[145]
>
> Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 258

Für meine Interpretation der intuitiven Methode sind zwei Aspekte zentral: Erstens die aufmerksame Wahrnehmung und Dokumentation von Empfindungen, zweitens die Erinnerung an ihre Verbindung mit Zeichen. Um diese Eindrücke sinnvoll einordnen zu können, stütze ich

[143] Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, §243

[144] Ein Zeichen ist ein visuelles oder sprachliches Element, das auf eine Bedeutung verweist. Im Gegensatz zu Metaphern und Symbolen gibt es bei Zeichen eine eindeutige Beziehung zwischen dem Zeichen und der Bedeutung, die es repräsentiert. Z.B. Verkehrszeichen.

[145] Diese von Wittgenstein als Privatsprache bezeichnete Ausdrucksweise ist nicht als Sprache gemeint, die eine einzelne Person erfindet oder spricht, sondern eine öffentliche Sprache, die so funktioniert, dass sich mentale Ausdrücke auf innere („private“) Phänomene beziehen. Ich weiche insofern von Wittgenstein ab, als ich sehr wohl unterstelle, dass das Individuum, unabhängig von der öffentlichen Sprache, über Kriterien für die Richtigkeit verfügt.

mich auf einen Rahmen, den ich aus meinem Verständnis von Erfahrungen und Emotionen ableite.

Emotionen sind dabei als verarbeitete Beziehungsergebnisse zu verstehen. Sie entstehen aus Interaktionen mit der Umwelt, reflektieren die individuelle Bewertung von Reizen und Situationen und wirken als bedeutungszuschreibende Einheiten. Diese Reize können visuell, auditiv, olfaktorisch oder anderer Natur sein und werden über Sinnesorgane als Empfindungen aufgenommen und verarbeitet. Aus den erlernten und verarbeiteten Eindrücken, die als Erfahrungen bezeichnet werden, entsteht Orientierung im Verhältnis zur Umwelt. Emotionen bestimmen zugleich, wie das Individuum seine Beziehungen versteht und bewertet, indem sie Wahrnehmung, Interaktion und eigenes Handeln leiten. Sie bilden die Grundlage für Reaktionen und Bewertungen und beeinflussen die Richtung des individuellen Lebensflusses. Die der Reaktion zugrunde liegende Entscheidung nenne ich Intuition.

Die intuitive Methode manifestiert sich somit als persönliche Ausprägung, da sie auf individuellen Eindrücken und Erfahrungen basiert. Sie leitet sich aus Gewissheiten ab, die als Gefühl plausiblen Wissens oder gesicherter Überzeugung erlebt werden. Dadurch entstehen spontane Entscheidungen, die sich auf Heuristiken, Erfahrungswissen oder Faustregeln stützen. Im Rahmen der intuitiven Methode bedeutet dies, dass man von der Wahrheit oder Richtigkeit einer Beziehung überzeugt ist, ohne Zweifel zu empfinden. Maßstab ist das sichere Gefühl, nicht ein äußeres Kriterium. Wittgenstein betont, dass solche Prozesse von außen weder vollständig verstanden noch überprüft werden können. Dennoch ermöglicht dieser Mechanismus dem Individuum, sich in Beziehung zur Umwelt zu setzen und ein Erfahrungssystem zu entwickeln, das als nachvollziehbares Verfahren verstanden wird. Dieses System ist getragen von Gefühl, Gewissheit und Glauben an die Richtigkeit.

Gewissheit entsteht, wenn Erfahrungen, Reflexion und Interaktion Annahmen bestätigen, die wir aus der Innenperspektive treffen. Praktische Erprobung, Beobachtung oder soziale Rückmeldungen stabilisieren diese Überzeugungen.

**Glaube liefert den Rahmen, in dem Gewissheit wachsen kann, während Emotionen bestimmen, welche Deutungen wir als überzeugend empfinden.**

Abstraktes Denken erweitert diesen Prozess, indem es Hypothesen und Ideen entwirft, die erst durch Erfahrung, Bestätigung und Reflexion handlungsleitend werden. Ähnlich wie in der Quantentheorie ein Zustand erst durch Messung realisiert wird, werden auch Gedanken und Deutungen erst durch Erprobung und soziale Validierung zu verlässlicher Gewissheit. Spirituelle Praktiken und leibliche Erfahrungen verstärken diesen Mechanismus, indem sie emotionale Rückmeldungen liefern und Symbole oder Rituale persönliche Erfahrungen in kommunizierbare Zusammenhänge überführen. Religionen bieten vorstrukturierte Deutungsrahmen, die externe Autorität und geteilte Muster bereitstellen, doch die Innenperspektive bleibt entscheidend: Erst durch persönliche Erfahrung, emotionale Bewertung und intuitive Gewissheit wird ein Glaube wirksam.

Persönliche Wirklichkeit entsteht somit durch das Zusammenspiel von Sinneseindrücken, Emotionen, Glauben und Intuition, die die Welt für das Individuum strukturieren und plausibel machen. Sprache, Symbole, Rituale und kollektive Deutungsrahmen vermitteln diese persönlichen Erfahrungen und ermöglichen intersubjektive Verständigung, bleiben jedoch auf die individuelle Innenperspektive angewiesen. Gewissheit wächst aus der Verbindung von Erfahrung, Reflexion und sozialer Bestätigung, während Intuition und emotionale Bewertung den Weg weisen. Das Gegebene bildet ein dynamisches, konstruiertes System, das sowohl die

Einzigartigkeit individueller Wahrnehmung als auch die verbindende Kraft kultureller Ordnungen einschließt.

Das Verständnis der Welt ist somit stets an die Perspektive des erkennenden Individuums gebunden und zugleich in kollektiven Sinnsystemen verankert. Beides sind Systeme, die sich wechselseitig beeinflussen. Individuelle Erfahrungen werden durch Reflexion und soziale Rückmeldung gefestigt, während kollektive Normen, Symbole und Praktiken Orientierung, Kohärenz und gemeinsame Verständigung ermöglichen.

Husserl, Merleau-Ponty, Wittgenstein und Dewey zeigen, dass Wahrnehmung, Leiblichkeit, Sprache und soziale Interaktion untrennbar miteinander verbunden sind. Dies wird besonders deutlich, wenn Menschen im Alltag gemeinsam lernen oder arbeiten, Rituale vollziehen, künstlerisch oder therapeutisch tätig werden, wissenschaftliche Hypothesen prüfen oder spirituelle Praktiken innerhalb einer Gemeinschaft teilen. In all diesen Bereichen verschmelzen individuelle Praxis, symbolische Formen und geteilte Überzeugungen zu einer Orientierung, die sowohl persönliche Einsicht als auch kollektive Verständigung ermöglicht.

Auf dieser Grundlage zeigt sich, dass Wissen, Sinn und Bedeutung nicht ausschließlich individuell oder rein kollektiv entstehen. Vielmehr entwickeln sie sich in dynamischen Wechselbeziehungen. Individuelle Wahrnehmung formt kollektive Normen und Symbole, während diese wiederum die Wahrnehmung und Interpretation des Einzelnen leiten. So entstehen kontinuierlich vernetzte Kreisläufe, die persönliche Einsicht, intersubjektive Verständigung und kulturelle Kohärenz zugleich ermöglichen.

Gerade hier wird die Rolle von Glauben, Emotion und Intuition deutlich. Emotionen bestimmen, welche Erfahrungen für das Individuum bedeutsam werden; Intuition vermittelt zwischen unmittelbarer Wahrnehmung und handlungsleitender Gewissheit; und Glaube stiftet den Rahmen, in dem individuelle Überzeugungen in kollektive Sinnsysteme eingebettet werden. Zusammen bilden sie das Bindeglied zwischen persönlicher Innenperspektive und geteilten kulturellen Ordnungen. Sie ermöglichen damit, dass persönliche Einsicht und kollektive Verständigung zu einer gemeinsamen Wirklichkeit verschmelzen.

## 3.11 Einheiten, Relationen und Emotionen

**Meine Behauptung: Wir erfassen die Welt in Einheiten und Systemen.**
**Auch die Systeme selbst werden als kohärente Einheiten bzw. Ganzheiten verstanden.**

**Systeme erklären das Chaos nicht.**
**Sie ringen ihm mit Ordnung einen Sinn ab, den es selbst nicht preisgibt.**

Ausgangspunkt dieses Essays ist daher die Annahme, dass menschliches Verstehen dadurch ermöglicht wird, dass wir die Vielfalt der Welt in Einheiten gliedern und diese in Systeme einordnen, deren Sinn sich erst in der Relation zueinander entfaltet. Weder das isolierte Element noch das bloße System genügen, sondern die Beziehung zwischen beiden bildet die Grundlage für Erkenntnis und Sinnbildung.

Bereits die unmittelbare Wahrnehmung ist nicht als ungefilterte Aufnahme von Reizen zu verstehen. Sie ist von Anfang an strukturiert, indem Eindrücke zu Einheiten geformt und in bestehende Systeme integriert werden. Empfindungen, Emotionen und Gefühle spielen hierbei eine zentrale Rolle. Sie machen Relationen zwischen Einheiten erst bedeutsam, indem sie

Aufmerksamkeit lenken, Bewertungen auslösen und Erlebnissen Gewicht verleihen. Ohne diesen affektiv-emotionalen Anteil wären die gebildeten Strukturen leer und ohne Relevanz.

Darauf aufbauend eröffnet Abstraktion einen erweiterten Möglichkeitsraum, in dem neue Einheiten konstruiert und in hypothetische Ordnungen eingeordnet werden können. Solche Konstruktionen bleiben jedoch nur dann wirksam, wenn sie durch konkrete Erfahrungen und soziale Verständigung überprüft und bestätigt werden. Emotionen wirken auch hier als verbindendes Medium, das bestimmt, welche Möglichkeiten als richtungsweisend, bedrohlich oder wertvoll eingeschätzt und weiterverfolgt werden.

Ein zentrales Beispiel hierfür ist die Sprache. Wörter sind keine Abbilder der Wirklichkeit, sondern abstrakte Einheiten, deren Bedeutung allein aus ihrer relationalen Verwendung hervorgeht. Sprache ermöglicht Vergleiche, Systematisierungen und Verallgemeinerungen. Doch auch hier bleibt die emotionale Dimension entscheidend. Erst durch affektive Resonanz gewinnen sprachliche Zeichen Bedeutung über bloße Zeichenbeziehungen hinaus. In ähnlicher Weise zeigen spirituelle Symbole, Rituale und mythische Figuren, dass kulturell-religiöse Praktiken auf Einheiten beruhen, die in narrative Systeme eingebettet sind. Ihre Wirksamkeit ergibt sich nicht allein aus semantischen Strukturen, sondern wesentlich aus emotionaler Beteiligung und leiblich-affektiver Erfahrung.

In allen Fällen zeigt sich, dass Validierung durch drei Faktoren erfolgt: durch individuelle Erfahrung, praktisches Handeln und kommunikative Verständigung. Emotionen verbinden diese Ebenen, indem sie bestimmen, welche Erfahrungen als sinnhaft, welche Handlungen als notwendig und welche Verständigungen als überzeugend empfunden werden.

Die Analogie zur Quantenphysik verdeutlicht auf formaler Ebene, wie Relationen den Übergang vom Möglichen zum Wirklichen bestimmen[146]. In der Quantenphysik existieren viele mögliche Zustände gleichzeitig, bis eine Störung ein konkretes Ergebnis hervorruft. Übertragen auf das menschliche Verstehen bedeutet dies, dass unterschiedliche Deutungen nebeneinander bestehen, bis durch einen aktiven Eingriff, sei es eine Entscheidung, ein Ritual, ein Gespräch oder eine Handlung, eine bestimmte Möglichkeit relevant und erlebbar wird. Empfindungen und Emotionen spielen dabei eine entscheidende Rolle, weil sie den Eingriff mit Bedeutung versehen und ihm Richtung geben.

Damit bestätigt sich die Tragweite der Hypothese: Verstehen ist ein aktiver Prozess der Einheitenbildung und Relationierung, der ohne die emotionale Dimension unvollständig bliebe. Gefühle und Empfindungen laden Relationen mit Bedeutung auf und verleihen Systemen persönliche Relevanz. In diesem Prozess verbinden sich Wahrnehmung, emotionale Resonanz, abstraktes Denken, sprachliche und kulturelle Ausdrucksformen sowie individuelle und gemeinschaftliche Validierung zu einem kohärenten Ganzen.

**Die Hypothese macht sichtbar, dass Sinn nicht in isolierten Phänomenen liegt, sondern in einem Netz von Beziehungen, das durch Emotionen getragen wird und Einheiten zu Systemen verknüpft, in denen Welt für uns erfahrbar wird.**

Verstehen gründet auf dem Zusammenspiel von Einheiten, Relationen und Emotionen und bestimmt so auch unser Verhältnis zu einer unbekannten Realität. Einheiten entstehen, indem Menschen die Vielfalt der Welt in handhabbare Teile gliedern. Bedeutung gewinnen sie jedoch erst, wenn sie in Relationen gesetzt werden, die Vergleiche, Abstraktionen und systematische Strukturen ermöglichen. Weder Konzepte noch Einheiten bilden die Realität ab, sondern sind Werkzeuge, mit denen wir versuchen, das Gegebene zu erfassen. Auch Relationen sind keine

[146] Die Analogie zur Quantenphysik dient ausschließlich als heuristisches Bild. Sie soll nicht physikalische Prozesse erklären, sondern formal verdeutlichen, wie Relationen den Übergang vom Möglichen zum Wirklichen markieren können. Eine sachliche Nähe zwischen physikalischen und psychischen Prozessen ist damit nicht behauptet.

objektiven Tatsachen, sondern interne Festlegungen, durch die wir unserer Wahrnehmung und Erfahrung Sinn verleihen.

Die Realität erscheint uns daher nicht als unmittelbare Gegebenheit, sondern als Geflecht aus Einheiten und Relationen, das durch Wahrnehmung, Bewertung und emotionale Resonanz geprägt ist. Gefühle verleihen den Strukturen Gewicht, lenken die Aufmerksamkeit und bestimmen, welche Zusammenhänge als wichtig, wertvoll oder problematisch erlebt werden. Emotionen sind damit das Medium, das Strukturen mit Bedeutungsqualität versieht und sie für den Menschen lebendig macht.

Verstehen ist folglich keine neutrale Abbildung der objektiven Welt, sondern ein aktiver, persönlich geprägter Prozess, in dem Wahrnehmen, Denken und Fühlen untrennbar verflochten sind. Erst das Zusammenwirken von Einheiten, Relationen und Emotionen erzeugt ein kohärentes Ganzes, das ein zweckmäßiges Konstrukt bildet und uns ein orientiertes Leben in einer unbekannten Realität ermöglicht.

Für die Einheitsbildung und deren In-Beziehung-Setzen in Innenperspektive, Spiritualität und Religion bedeutet das:

### 1. Einheitsbildung bildet die Grundstruktur der Innenperspektive

Die Innenperspektive des Menschen, die sich aus der Erfahrung ergibt, ist ohne Einheitsbildung gar nicht denkbar.

- Wahrnehmungen, Empfindungen (Emotionen) und Gedanken treten nicht als unverbundene Fragmente auf, sondern werden von uns spontan zu Einheiten geformt („dies ist ein Gesicht“, „dies ist ein Gedanke“, „dies ist ein Gefühl“ usw.).
- Die innere Welt gewinnt dadurch Gestalt: Erinnerungen erscheinen als Geschichten, Gefühle als Zustände, Gedanken als kohärente Argumente.
- Erst diese Formung zu Einheiten erlaubt Selbstreflexion, Identitätsbildung und das Empfinden eines „Ich“.

Innenperspektive ist kein ursprünglicher Rohzustand, sondern erscheint immer schon als strukturierte, relationale Wirklichkeit. Das Ich ist in diesem Verständnis kein substanzhaftes Gegebenes, sondern ein prozessuales System von Einheiten, das seine Kohärenz ausschließlich aus Relationen gewinnt.

### 2. Spiritualität ist Suche nach übergreifender bzw. übergeordneter Einheit

Spiritualität erscheint als Streben, heterogene Erfahrungen in eine übergeordnete Sinnordnung bzw. Sinneinheit zu integrieren.

- Einzelne Erlebnisse, wie Naturerfahrungen, Krisen, Begegnungen, werden in eine übergreifende Sinnordnung gestellt.
- Spiritualität formt aus disparaten Erfahrungen Symbole und Rituale, die Kohärenz stiften.
- In-Beziehung-Setzen bedeutet hier: das eigene Leben wird in Resonanz mit einem „Mehr-als-Ich“ verstanden. Zum Beispiel mit Natur, Kosmos, Transzendenz oder innerer Tiefe.

Damit zeigt sich Spiritualität als hierarchisch erweiterte Einheitsbildung, in der die personale Erfahrung in übergeordnete Sinnordnungen eingebettet wird.

### 3. Religion, esoterische Sinngebung und Weltanschauungen sind kollektive Systembildung von Einheiten

Religionen, esoterische Sinngebungen und Weltanschauungen setzt diese individuellen Prozesse kulturell und sozial um[147].

[147] Während Religionen häufig institutionell und traditionsgebunden sind, zeigen sich esoterische Deutungen stärker individualisiert und synkretistisch. Weltanschauungen wiederum können säkular oder ideologisch geprägt sein.

- Einheiten entstehen in Form von Symbolen (Kreuz, Halbmond, Lotus), Mythen, Dogmen und Institutionen.
- Systeme bilden sich durch Riten, Traditionen, Lehrgebäude, in denen diese Einheiten zueinander geordnet werden.
- Relationen stiften Bedeutung: ein Ritual ist nicht bloß Handlung, sondern gewinnt Sinn durch seine Einbettung in eine narrative und emotionale Ordnung.

Religionen, esoterische Sinngebungen und Weltanschauungen machen so sichtbar, dass Sinn sowohl individuell, als auch gemeinschaftlich erzeugt wird. Die Validierung der individuellen Sinngebung erfolgt über Versuch und Irrtum die gemeinschaftliche Validierung geschieht über geteilte Deutung, gemeinsames Handeln und kommunikative Bestätigung.

**4. Emotionen als Sinn- bzw. Bedeutungsgeber**

In Innenperspektive, Spiritualität und Religion wirken Emotionen als Sinngeber, der sich über die Qualität der Beziehungen ausdrückt.

- Sie geben der Innenperspektive Gewicht: Freude, Angst, Hoffnung machen Erfahrungen erinnerbar und prägen Identität.
- Sie verleihen Spiritualität Dringlichkeit: Ergriffenheit, Staunen, Ehrfurcht öffnen den Blick für Transzendenz.
- Sie ermöglichen Religion Resonanz: gemeinsames Singen, Beten oder Schweigen werden durch Emotionen zu kollektiver Erfahrung.

Ohne Emotionen wären Einheiten leere Strukturen. Die Relationierung bliebe kalt und formell.

Einheitsbildung erweist sich als ein erkenntnisbildendes Grundmuster[148] menschlichen Verstehens. In der Innenperspektive formt sie das Ich zu einer kohärenten Erfahrung, indem innere Regungen und Gedanken in eine geordnete Einheit gebracht werden. In der Spiritualität wird das In-Beziehung-Setzen zu einem Weg, die Dimension des Transzendenten zu öffnen und das Ich in größere Sinnzusammenhänge zu integrieren. In der Religion schließlich zeigt sich Einheitsbildung als kollektiver Prozess, der durch Symbole, Rituale und Narrative über Generationen hinweg weitergegeben wird. Damit wird deutlich:

**Einheitsbildung und Relationierung stellen nicht nur die grundlegenden Werkzeuge des Verstandes dar, sondern bilden damit zugleich die Grundlage für das religiös-spirituelle Bedürfnis nach Sinn und Ganzheit.**

Sie lassen Wirklichkeit nicht als isolierte Gegebenheit erscheinen, sondern als ein Netz von Verbindungen, das emotional aktiviert, kulturell geformt und spirituell gedeutet wird.

**Systeme erklären das Chaos nicht.**
**Sie ringen ihm mit Ordnung einen Sinn ab, den es selbst nicht preisgibt.**

**Damit kann Baruch de Spinoza Gott als Natur deuten und**
**Albert Einstein und Stephen Hawkings an Spinozas Gott glauben bzw. ihn erahnen.**

Gemeinsamer Nenner bleibt, dass sie Einheiten in größere Systeme einordnen und damit Sinn auf kollektiver Ebene erzeugen.

[148] Einheitsbildung erweist sich als grundlegendes Muster menschlichen Verstehens, das sowohl verstandesmäßige als auch emotionale und spirituelle Dimensionen umfasst. Ob dies epistemisch, metaphysisch oder anthropologisch gedeutet wird, hängt vom gewählten Bezugsrahmen ab.

# 4. Mosaikstein - Erkennen

Dieses Essay ist Teil eines umfassenderen Projekts, das auf dem Gedankenmosaik basiert (https://archive.org/Gedankenmosaik). Im Zentrum des Gedankenmosaiks standen für mich die Fragen nach dem „Verstehen des Verstehens“ sowie nach der Bedeutung des „Ich“ und des „Du“.

Während der Arbeit an diesem Essay entstanden verschiedene vertiefende Überlegungen, die ich als Nebenprodukte verstand und „Mosaikstein“ nannte (https://archive.org/Mosaikstein). Bisher sind dabei die Mosaiksteine „Verstehen“, „Erfahrung“, „Innenperspektive Spiritualität“, „Erkennen“ und „Emotionen Gefühle“ entstanden.

Der hier vorgestellte Mosaikstein trägt den Titel „Erkennen“.

Mit diesem Essay hinterfrage ich unterschiedliche Perspektiven auf das Thema „Erkennen“. Zur Ausarbeitung habe ich die literarische Form des Briefes gewählt. Sie ermöglicht es mir, verschiedene Ansätze in einem dialogischen Rahmen zu beleuchten und dadurch meine eigene Position deutlicher zu erkennen und abzugrenzen.
Als gedankliche Gegenüber dienen mir Baruch Spinoza, Thomas Metzinger, Hartmut Rosa, Rudolf Steiner, Dietmar (Buddhist) und Markus Gabriel, mit denen ich mich jeweils über spezifische Aspekte des Erkennens fiktiv auseinandersetze.

**4. Mosaikstein - Erkennen ..... 96**

*4.1 Baruch Spinoza ..... 98*

*4.2 Thomas Metzinger ..... 101*

*4.3 Hartmut Rosa ..... 106*

*4.4 Rudolf Steiner ..... 112*

*4.5 Dietmar (Buddhist) ..... 119*

*4.5 Markus Gabriel ..... 124*

# 4.1 Baruch Spinoza

Berlin, den 29.10.2025

Sehr verehrter Herr Spinoza,

seit meiner Beschäftigung mit Ihren Schriften bin ich tief beeindruckt von der Klarheit und Strenge Ihres Denkens. Ihre Philosophie eröffnet die Möglichkeit, die Welt sowohl rational zu erfassen als auch in ihrer übergreifenden Ordnung zu verstehen. Mit diesem Schreiben möchte ich einige Beobachtungen teilen, wie Ihre Ideen aus meiner Perspektive auf mich wirken und welche Parallelen ich zu modernen systemtheoretischen Ansätzen ziehe.

Ihr Denken besitzt eine eigentümliche Zeitlosigkeit. Es versteht sich nicht als historische Philosophie, sondern als Darstellung der notwendigen Ordnung des Seins. In der Natur erkennen Sie die einzige Substanz, in der sich Gott selbst ausdrückt.

**Alles, was existiert, folgt aus der immanenten Notwendigkeit dieser Substanz.**

Erkenntnis bedeutet daher nicht, sich von der Welt zu distanzieren, sondern sich in ihrer inneren Ordnung zu erkennen. Freiheit ist für Spinoza die Einsicht in die Notwendigkeit, die alles Sein durchdringt. Das Denken wird frei, indem es sich der Gesetzmäßigkeit der Natur anschließt.

Ein vergleichbares Prinzip systematischer Geschlossenheit findet sich in Marx' Werk „*Das Kapital*". Auch hier geht es nicht um bloße Beschreibung, sondern um die Darstellung einer Struktur, die ihre eigenen Bewegungsgesetze enthält. Die Logik des Kapitals erscheint als eine Art Naturgesetz.

Bei Ihnen wie bei Marx liegt die Wahrheit nicht außerhalb des Systems, sondern in seiner inneren Notwendigkeit. Der Gedanke, dass alles, was ist, aus einer Ordnung folgt, die in sich selbst begründet ist, erhebt den Anspruch universaler Gültigkeit.

Darin zeigt sich ein allgemeines Prinzip. Jedes kontextuell geschlossene Narrativ, sei es individuell, metaphysisch, ökonomisch oder ideologisch, erzeugt seine eigene Form von Wahrheit, indem es seine Voraussetzungen in die Ordnung des Ganzen einbettet.

**Wo Denken und Ordnung zusammenfallen, wird das System selbst zum Gesetz,**

wie es in jedem Märchen, jeder Sage und in jeder philosophischen Abhandlung geschieht, einschließlich meiner eigenen.

Neben Ihrem religiösen Anliegen haben Sie gleichzeitig ein Ordnungsprinzip des Denkens entworfen, das ich aus heutiger Perspektive als eine frühe Form der Systemtheorie bezeichnen würde. In Ihrer Philosophie verfolgten Sie zwei Ziele zugleich. Zum einen hatten Sie ein religiöses Anliegen, das in Ihrer Zeit in einem streng religiösen Umfeld verankert war und darauf abzielte, Gott und moralische Orientierung rational verständlich zu machen. Zum anderen schufen Sie ein Ordnungsprinzip, das auf der Erkenntnis der notwendigen Gesetze der Natur beruht, die Sie mit Gott gleichsetzten. Wer diese Gesetze erkennt, erkennt zugleich die Notwendigkeit alles Seienden, und das Denken wird zu einem Instrument, um die Welt kohärent zu erfassen.

In ihrer Ethik zeigt sich dies besonders durch die geometrische Deduktion. Durch die systematische Abfolge von Definitionen, Axiomen, Propositionen, Demonstrationen und Korollaren wird das Denken Schritt für Schritt geordnet. Jede Proposition baut logisch auf der vorhergehenden auf, wodurch kausale Zusammenhänge und die Abhängigkeit aller Dinge voneinander klar werden. Auf diese Weise kann man erkennen, dass alles Existierende aus der Notwendigkeit der Natur Gottes folgt und dass die Vernunft ein Instrument ist, um diese Ordnung zu erfassen. Die geometrische Methode eröffnet somit eine kohärente Sicht auf die Welt und erlaubt zugleich die Befreiung des Denkens, weil sie die Zusammenhänge aller Dinge und ihre Gesetzmäßigkeit offenlegt.

Aus heutiger Perspektive lässt sich dieses Prinzip als universelles, logisch konsistentes Modell verstehen, das Beziehungen, Ursachen und Konsequenzen beschreibt.

**So verstanden entspricht Ihr Vorgehen, die Welt als kohärente Einheit zu erfassen, der Möglichkeit unseres Denkens, die Welt in Einheiten und Beziehungen zu deuten.**

Genau dies wird in der Systemtheorie ausgedrückt, in der die Welt als vernetztes Gefüge verstanden wird, in dem Elemente, ihre Interaktionen und die daraus resultierenden Dynamiken systematisch beschrieben werden können.

Besonders anschaulich wird dies im Verständnis Niklas Luhmanns sozialer Systeme, die er als selbstreferentielle Einheiten beschreibt. Solche Systeme reproduzieren ihre eigenen Strukturen fortlaufend durch Kommunikation, beobachten und verarbeiten Informationen aus ihrer Umwelt, ohne die innere Kohärenz zu verlieren. Genau wie Sie die Natur als geordnetes, notwendiges Ganzes auffassen, betrachtet Luhmann jedes System als geschlossene, kohärente Ordnung, deren interne Logik die Dynamik des Ganzen bestimmt. Die selbstreferentielle Struktur erlaubt es dem System, seine Elemente in Beziehung zueinander zu halten und zugleich auf äußere Einflüsse zu reagieren, wodurch ein umfassendes, konsistentes Modell der Welt entsteht, das sowohl interne Strukturen als auch Wechselwirkungen mit der Umwelt abbildet.

**Luhmann verstand seine Systembetrachtung als meta-theoretisches Prinzip,**

das über die konkrete Anwendung auf die Soziologie hinausgeht, und betrachtete die Logik selbstreferentieller Systeme als allgemeines Ordnungsprinzip, das auf jede Form von komplexen, geschlossenen Systemen angewendet werden kann.

Die Welt wird in Systemeinheiten gegliedert, deren Kohärenz jeweils durch interne Operationen aufrechterhalten wird. Die oberste Einheit, das umfassende System, entspricht der Natur Gottes und setzt die Grenzen des gesamten Weltverständnisses. Alles, was existiert, ist Teil dieses Systems, und es gibt nichts außerhalb dieser höchsten Einheit. Auf diese Weise erzeugt das System seine Kohärenz aus sich selbst heraus und ordnet die Beziehungen zwischen seinen Elementen in Übereinstimmung mit seiner eigenen inneren Logik.

Dies entspricht dem Grundgedanken, den Sie in Ihrer Philosophie formuliert haben, nämlich dass ein geordnetes, notwendiges Ganzes aus der Einsicht in die zugrundeliegenden Prinzipien verständlich wird und dass die Struktur des Ganzen die Dynamik seiner Teile bestimmt. So stellen Sie in Ihrer Ethik (Proposition 13, erster Teil) fest:

**„Alles, was in der Natur ist, folgt notwendigerweise aus der Natur Gottes."**

Und in Proposition 16, erster Teil, unterstreichen Sie die Immanenz Gottes in der gesamten Natur und die Notwendigkeit, die Welt als kohärentes Ganzes zu verstehen:

**„Alles, was in der Natur ist, ist in Gott, und Gott ist in allem."**

Ihr metaphysisches und ethisches System gibt dem Denken Struktur, Kohärenz und Orientierung und verbindet auf diese Weise religiöse Inhalte mit rationalen Ordnungsprinzipien. Die beiden Aspekte ergänzen einander. Wenn ich das Denken selbst als Instrument zur Erzeugung von Ordnung verstehe, folge ich Ihrer Methode, die auf die Bildung einer kohärenten Einheit oder eines Systems zielt, setze inhaltlich jedoch einen anderen Schwerpunkt. Während Sie die Natur in den Mittelpunkt Ihrer Überlegungen stellen, richte ich mein Augenmerk auf die Erfahrungen. Ich beschreibe diese Erfahrungen innerhalb der Bedingungen des Denkens, das heißt auch innerhalb der Bedingungen einer Systembetrachtung. Diese Bedingungen bestehen in der Bildung von Einheiten, die zueinander in Beziehung gesetzt werden, um eine Ordnung zu erzeugen.

Mein Verständnis der Welt entsteht aus einer doppelten Wandlung in Bezug zu einer unbekannten Realität. Zunächst werden Eindrücke zu Erfahrungen, die bewertend verarbeitet werden, danach verwandeln sich Teile dieser Erfahrungen in gedankliche Strukturen. Diese

Strukturbildung erzeugt eine neue Ebene von Sinn und Bedeutung. Dabei wird deutlich, dass ich zwischen Inhalt und Methode unterscheide, wobei die Methode selbst zum grundlegenden Prinzip jeden Denkens erhoben wird.
Der Akt des Denkens ist somit keine Wiedergabe einer gegebenen Realität, sondern eine inhaltlich schöpferische Leistung, die einer klaren methodischen Vorgabe folgt:

**Bilde Einheiten und setze sie in Beziehung zueinander.**

Auch Ihre Deutung der Natur, so großartig sie in ihrer Geschlossenheit und Klarheit ist, erscheint mir letztlich als eine gedankliche Konstruktion dessen, was wir als das Gegebene betrachten und verstehen. Erkenntnis bedeutet in diesem Sinn immer ein Deuten, Bewerten und Ordnen und nicht ein einfaches Erfassen. Nach meinem Verständnis sind daher alle Denkenden, auch wenn sie dies vielleicht nicht ausdrücklich annehmen, Konstruktivisten und keine Realisten, weil jedes Denken die Welt nur innerhalb seiner eigenen Formen hervorbringt.
Sie haben mir mit Ihren Vorstellungen sehr weitergeholfen, obwohl ich zunächst nur die grundlegende Bedeutung der rationalen Dimension für mich in Anspruch genommen habe. Ich danke Ihnen herzlich für die Inspiration, die Ihre Gedanken auch heute noch bieten. Ihre Philosophie zeigt, wie ein klar strukturiertes, kohärentes Denken möglich ist und wie religiöse wie rationale Perspektiven in einem umfassenden Ordnungsprinzip zusammengeführt werden können. Ich bin überzeugt, dass die Einsicht in Ihre Grundprinzipien nicht nur für das Verständnis der Natur, sondern auch für das Denken über Systeme und ihre Dynamik von großer Bedeutung ist.

Hochachtungsvoll, Klaus Wroblewski

## 4.2 Thomas Metzinger

Berlin, den 29.10.2025

Sehr geehrter Herr Metzinger,

in den letzten Jahren bin ich in meiner Arbeit immer wieder auf Ihre Überlegungen zum Selbstmodell und zur phänomenalen Selbstrepräsentation gestoßen. Ihre Texte haben mich nicht nur intellektuell gefordert, sondern auch dazu angeregt, meine eigenen Gedanken immer wieder zu überprüfen und weiterzuentwickeln. Ich schreibe Ihnen daher nicht nur, um einige Überlegungen mit Ihnen zu teilen, sondern auch, um mir selbst die Unterschiede zwischen unseren Sichtweisen klarer zu machen. Zugleich möchte ich mich entschuldigen, falls ich Ihre Position missverstanden oder unzutreffend wiedergegeben habe. Ich bin kein ausgebildeter Philosoph, sondern jemand, der über das Nachdenken über das eigene Verstehen und das Verhältnis von Ich und Du allmählich auf philosophisches Terrain geraten ist. Da mir eine systematische Ausbildung fehlt, ist es möglich, dass mir dabei häufiger Fehldeutungen unterlaufen sind. Mein Anliegen war jedoch immer, auf Grundlage meines eigenen Verständnisses zu einer für mich stimmigen und nachvollziehbaren Sichtweise zu gelangen, wobei ich auch fremde, von mir gedeutete Positionen meiner eigenen gegenübergestellt habe. Ich bitte Sie daher um Nachsicht und hoffe, dass Sie diese Zeilen als persönliche Mitteilung verstehen, verbunden mit dem Wunsch, die beiliegenden Gedanken als Versuch eines annähernden Verständnisses zu lesen.

Wir teilen, so scheint mir, die Einsicht, dass das, was wir als Selbst erleben, kein substanzhaftes Ich ist. Das Ich ist keine abgeschlossene Entität, sondern eine Weise, in der Erkennen sich selbst erfahrbar macht. In dieser Hinsicht fühle ich mich Ihrer Theorie des Selbstmodells eng verbunden. Der entscheidende Unterschied zwischen uns liegt für mich darin, wie wir diesen Prozess verstehen und ontologisch deuten. Sie beschreiben das Selbstmodell als eine funktionale, neurobiologisch erzeugte Simulation, ein dynamisches internes Modell, das Orientierung und Selbstregulation ermöglicht, ohne auf ein reales Subjekt zu verweisen. Das Ich erscheint in Ihrer Darstellung als phänomenale Konstruktion, deren Transparenz die Illusion eines inneren Selbst hervorbringt.

Ich selbst sehe das Selbstmodell eher als Darstellung eines realen, erlebenden Prozesses. Es ist für mich kein Trugbild, sondern Ausdruck eines wirklichen Vollzugs des Daseins. Was sich im Erleben zeigt, ist keine Simulation, sondern eine Bewegung, in der Weltbezug und Selbstbezug ineinander übergehen. Während Sie erklären, wie das Selbst entsteht, interessiert mich vor allem, was sich in dieser Entstehung zeigt. Es geht mir um das Gegebene des Erlebens selbst, das sich nicht vollständig in neuronalen oder funktionalen Begriffen erfassen lässt. Das heißt für mich:

**Das Selbstmodell (Ich) ist nicht bloß eine Repräsentation, sondern eine Beschreibung eines realen, erlebenden Vollzugs über die Erfahrungen.**

Mit der Wahl des Begriffs „Beschreibung“ statt „Repräsentation“ verschiebt sich der Akzent von einem Modell, das etwas abbildet oder simuliert, hin zu einem Ausdruck dessen, was tatsächlich geschieht, einer Deutung der Erfahrung. Der reale erlebende Vollzug über die Erfahrungen zeigt, dass das Selbst nicht abstrakt existiert, sondern im Akt des Erlebens selbst seinen Ausdruck findet. Ich betone damit stärker das Dynamische und Erfahrbare des Selbst, das ich als Ich bezeichne, und weniger die funktional neuronale Perspektive, die Sie als Ich bezeichnen.

Was im Selbstvollzug erscheint, ist nicht einfach eine innere Repräsentation der Welt, sondern eine Weise des In-der-Welt-Seins, in der Selbst- und Weltbezug untrennbar verschränkt sind.

Diese Verschränkung stellt das Erleben selbst in den Mittelpunkt, anstatt es auf neuronale oder funktionale Mechanismen zu reduzieren, und zeigt das Ich als gelebte Erscheinung des Selbst im Vollzug des Daseins.

Unser Erleben geht darüber hinaus und enthält eine Dimension der Transzendenz. Damit ist nicht ein Jenseits oder Übernatürliches gemeint, sondern eine Bewegung innerhalb der Erfahrung selbst, die mehr zeigt, als sie auf den ersten Blick gibt. Dieses Mehr liegt nicht außerhalb, sondern ist Teil der lebendigen Bewegung der Erfahrung. Sie überschreitet sich in sich selbst. Während Sie Transzendenz als Illusion des Verstandes deuten, sehe ich darin ein Moment der Öffnung, eine Resonanz, in der sich das Lebendige selbst übersteigt.

Ich betrachte das Ich, also die Erfahrung, als phänomenale Gestalt der Veränderung: keine feststehende Einheit, sondern eine sich fortwährend verwandelnde Figur des Selbst- und Weltbezugs. Das Ich bleibt in Bewegung und nimmt Gestalt an, um sich wieder zu verändern. Dabei unterscheide ich zwischen dem Ich und der Innenperspektive. Die Innenperspektive ist der Strom des eigentlichen Erlebens, der Prozess, in dem wir uns selbst beschreiben und die Welt erfahren. Das Ich hingegen ist die Gestalt, die aus diesem Fluss hervorgeht, eine vorübergehende Verdichtung, ein Sich-Erlebens. Während in Ihrem Ansatz Innenperspektive und Ich oft zusammenfallen, verstehe ich die Innenperspektive als den primären Vollzug, aus dem das Ich fortlaufend hervorgeht. So bleibt das Erleben selbst Ausgangspunkt, nicht bloß das Ergebnis eines funktionalen Prozesses.

Ein persönlicher Wendepunkt in meinem Denken war die Einsicht, dass es zwei Weisen des Verstehens gibt, ein verstandesmäßiges und ein erfahrungsbezogenes. Diese Unterscheidung hat mir selbst ein neues Verständnis eröffnet. Das verstandesmäßige Verstehen ordnet, abstrahiert und bildet Modelle. Das erfahrungsbezogene Verstehen geschieht im Mitvollzug, in einer leiblichen Resonanz mit dem, was geschieht. Erst durch diese Unterscheidung wurde mir deutlich, dass Erleben nicht erklärt, sondern nur vertieft werden kann. Man kann zwar versuchen, Erlebnisse mit Begriffen zu beschreiben oder zu analysieren (das wäre das verstandesmäßige Verstehen), aber dadurch verliert man leicht das eigentliche, lebendige Erleben selbst. Stattdessen kann man ein Erleben nur vertiefen, also aufmerksamer durchleben, sich stärker darauf einlassen, es spüren und reflektierend wahrnehmen, ohne es in Worte oder Modelle zu pressen.

Hier sehe ich eine weitere Differenz zu Ihrer Position. Ihr Ansatz zielt auf ein erklärendes, systemisch funktionales Verstehen. Für mich hingegen bleibt Denken selbst Teil des Erfahrungsprozesses. Es ist eine Bewegung, die mitschwingt, statt von außen zu analysieren.

Sie zielen auf ein erklärendes, systemisch-funktionales Verstehen von außen, das das Ich und das Erleben (Innenperspektive) modelliert, während ich die innere phänomenale, lebendige Dimension des Erlebens betone, die durch Denken und Reflexion vertieft, aber nicht vollständig erklärt werden kann.

Ich habe den Eindruck, dass Sie Ihren Ansatz aus wissenschaftlichen Gründen entwickeln. Ihr Denken zielt darauf, Ich und Bewusstsein in funktionalen, systematisch überprüfbaren Modellen zu beschreiben. Diese Vorgehensweise verlangt eine gewisse Distanzierung vom Erleben selbst, damit es objektivierbar und kommunizierbar werden kann. Mein eigener Zugang ist in diesem Sinn nicht wissenschaftlich, sondern phänomenologisch und erfahrungsbezogen. Er entspringt dem Versuch, das Erleben aus seiner eigenen Bewegung heraus zu verstehen, ohne es auf erklärende Strukturen zu reduzieren. Während Sie das Erleben modellieren, versuche ich, es mit zu vollziehen. Dadurch lässt sich mein Zugang schwerer kommunizieren, weil er sich nicht vollständig in begriffliche oder systemische Formen übersetzen lässt. Er bleibt an das

unmittelbare Erleben gebunden, an jene innere Resonanz, in der Denken nicht von außen beschreibt, sondern teilnimmt.

Unsere unterschiedlichen Sichtweisen ergeben auch einen anderer Zugang zur Spiritualität. Für mich bedeutet Spiritualität nicht die Auflösung des Ich, sondern die Verfeinerung der Aufmerksamkeit auf sein Geschehen und seine Bewegungen. Sie ist keine Reaktion auf die Einsicht in eine Illusion, sondern Ausdruck des erfahrungsbezogenen Verstehens selbst. Erfahrung wird spirituell, wenn Denken, Fühlen und Wahrnehmen in einen offenen, resonanten Zusammenhang treten und dabei den Rahmen des Verstehbaren überschreiten. Spiritualität verweist nicht auf den Verlust des Selbst, sondern auf die Durchlässigkeit seiner Bewegung. Sie ist keine kulturelle Praxis der Distanzierung, sondern eine Weise, Gegenwärtigkeit zu vertiefen. In diesem Sinn bleibt sie im Prozess des Erlebens verankert, nicht in der Abstraktion darüber.

Ich habe den Eindruck, dass Sie Ihren Ansatz aus wissenschaftlichen Gründen entwickeln. Ihr Denken zielt darauf, Ich und Bewusstsein in funktionalen, systematisch überprüfbaren Modellen zu beschreiben. Diese Herangehensweise setzt eine gewisse Distanz zum Erleben voraus, damit es objektivierbar und kommunizierbar werden kann. Mein eigener Zugang ist in diesem Sinn nicht wissenschaftlich, sondern phänomenologisch und erfahrungsbezogen. Er entspringt dem Versuch, das Erleben aus seiner eigenen Bewegung heraus zu verstehen, ohne es auf erklärende Strukturen zu reduzieren. Während Sie das Erleben modellieren, versuche ich, es mitzuvollziehen. Dadurch lässt sich mein Zugang schwerer mitteilen, weil er sich nicht vollständig in begriffliche oder systemische Formen übersetzen lässt. Er bleibt an das unmittelbare Erleben gebunden, an jene innere Resonanz, in der Denken nicht beschreibt, sondern teilnimmt.

Aus dieser Haltung ergibt sich auch mein Verständnis von Transzendenz. Sie liegt nicht jenseits der Welt, sondern im Überschreiten, das in jeder Erfahrung selbst geschieht. In diesem Vollzug entsteht Bedeutung, ohne dass sie sich vollständig in Sprache fassen ließe. Transzendenz ist für mich das lebendige Mehr des Erlebens, jene Unabschließbarkeit, in der sich das Denken immer wieder öffnet, nicht das Überschreiten einer Systemgrenze. Die Grenzen eines Systems bestimmen aus der Außensicht zugleich die Grenzen der Transzendenz, und darin berühren sich unsere Auffassungen. Denn jede Aussage über Inhalte außerhalb des Systems bleibt notwendig spekulativ. Insofern stimme ich Ihrer Einsicht zu, dass Transzendenz innerhalb des Systems funktional bleibt und nicht auf ein metaphysisches Jenseits verweist.

Für mich beginnt jedes Verstehen in der Erfahrung selbst. Nicht der Verstand bringt das Erleben hervor, sondern das Erleben geht jeder verstandesmäßigen Verarbeitung voraus. Im leiblich-affektiven Vollzug, in der unmittelbaren Berührung mit der Welt, entsteht jene ursprüngliche Form des Verstehens, die noch keine Begriffe kennt. Emotionen sind dabei keine nachgeordneten Regungen, sondern der Grundton, aus dem Bedeutung in der Erfahrung überhaupt erwächst. Erst im Nachhinein treten Vorstellungen und Repräsentationen hinzu, als Abstraktionen einer bereits gelebten Gegenwart. Der Verstand ordnet, was längst erlebt wurde, und verwandelt die Offenheit des Erlebens in ein System von Symbolen. So verschiebt sich der Ursprung des Verstehens weg von der funktionalen Struktur hin zur lebendigen Bewegung des Erlebens selbst.

Wenn ich Ihre Selbstmodelltheorie richtig verstanden habe, erkenne ich darin den Versuch, die strukturelle Organisation des Bewusstseins in größtmöglicher begrifflicher Klarheit zu erfassen. So wie ich Ihre Gedanken lese, beschreiben Sie das menschliche Individuum nicht als ursprünglich erfahrendes Selbst, sondern als dynamisches neuronales Modell, das das System über sich selbst entwirft. Das, was wir als Ich erleben, erscheint in Ihrer Sicht nicht als

eigenständige Instanz, sondern als transparente Repräsentation, als funktionaler Prozess, der es dem Organismus ermöglicht, sich selbst als Einheit zu erfahren. Nach meinem Verständnis entsteht das Verstehen in Ihrem Ansatz aus der Modellierung von Erfahrung, nicht aus der Erfahrung selbst.

In meiner Perspektive bildet gerade die lebendige Erfahrung die Grundlage der Möglichkeit jeder Modellbildung. Das Erleben geht dem Modell voraus, so wie das Fühlen dem Denken vorausgeht, und bildet die ursprüngliche Quelle, aus der sich die Strukturen des konstruktiven Verstehens erst durch Selektion, Transformation und Reduktion entfalten.

Aus dieser Verschiebung des Primats von Modell zu Erfahrung ergibt sich für mich auch eine andere Bewertung von Spiritualität. In meiner Sicht eröffnet die unmittelbare, leiblich-affektive Erfahrung eine Dimension, in der Sinn, Transzendenz und Verbundenheit unmittelbar erfahrbar werden. Spirituelle Erfahrungen sind damit nicht bloße Ableitungen oder Ergänzungen zu den Erfahrungen, sondern Ausdruck der ursprünglichen Lebendigkeit des Erlebens selbst. Wenn ich Ihre Selbstmodelltheorie richtig interpretiere, wird das Ich in Ihrem Ansatz als Modell verstanden, das sich selbst konstruiert und organisiert. In dieser Perspektive erscheinen Transzendenz und Spiritualität als zusätzliche Ebenen, die der Modellierung des Ich zur Seite gestellt werden. Aus meiner Sicht bleibt Spiritualität in Ihrem Ansatz damit ein produktiver, aber funktionaler Effekt des Selbstmodells, während ich sie als unmittelbar im Erleben verankert verstehe, als Wirklichkeit, die vor jeder Modellbildung und Analyse existiert.

Der zentrale Unterschied liegt also darin, dass ich Spiritualität als ursprüngliche, erfahrbare Dimension betrachte, während Ihr Ansatz sie aus der funktionalen Organisation des Selbstmodells ableitet. Dennoch sehe ich darin keinen Gegensatz, sondern eine produktive Spannung. Beide Perspektiven erlauben, die Erfahrung des Selbst und die Struktur des Bewusstseins genauer zu verstehen, nur mit unterschiedlicher Betonung des Ursprungs, bei Ihnen das Modell, bei mir das Erleben selbst. Trotz dieser unterschiedlichen Ausgangspunkte sehe ich zwischen Ihrer Selbstmodelltheorie und meiner erfahrungsorientierten Sichtweise bemerkenswerte Gemeinsamkeiten. Beide Ansätze erkennen, dass das, was wir als Ich erleben, keine feste Substanz ist, sondern ein Prozess, ein flüchtiges Phänomen, das sich selbst hervorbringt. Während ich das Erfahrungsverstehen als ursprüngliche Quelle des Sinns betone und den Verstand als nachgelagerte, abstrahierende Funktion sehe, beschreiben Sie das Selbst als dynamisches neuronales Modell, das die Einheit des Organismus konstruiert. In beiden Fällen entsteht das Erleben nicht aus einer metaphysischen Entität, sondern aus einem prozessualen, selbstreferentiellen Fluss.

Beide Sichtweisen teilen die Einsicht in die Transparenz der Selbstrepräsentation. Bei mir bleibt das verstandesmäßige Verstehen dem unmittelbaren Erleben nachgeordnet, bei Ihnen ist es das Selbstmodell, das die Kohärenz des Bewusstseins herstellt. In beiden Fällen bleibt der Ursprung des Erlebens für das bewusste Ich verborgen. Wir erfahren nicht die neuronalen Prozesse selbst, sondern das Resultat ihres Zusammenwirkens. Die Trennung von Erfahrungsverstehen und Verstehen über den Verstand wird darin besonders deutlich. In meiner Perspektive bildet die lebendige Erfahrung die Quelle, aus der der Verstand selektiert, transformiert und abstrahiert, während in Ihrer Theorie das Modell die Organisation und Kohärenz des Selbst gewährleistet. Dennoch, denke ich, teilen wir die Auffassung, dass das Ich prozessual, relational und dynamisch ist und dass jedes Verstehen stets in eine selbstreferentielle Struktur eingebettet bleibt. So verbinden sich unsere Sichtweisen auf eine Weise, die das Denken lebendig hält, weil sie sich gegenseitig befragen und bereichern.

Ob im Alltagsverständnis oder in der Wissenschaft, unser Verstehen gründet immer auf gedeuteten Wirkungen, sei es im erfahrenden Begreifen oder im nachgelagerten konstruierenden Denken. Die letzte, hinter diesen Wirkungen wirkende Kraft jedoch entzieht sich dem Erkennen jedes Denkenden.

In diesem Zusammenhang ist mir bewusst geworden, dass wir den Begriff der Transzendenz wohl unterschiedlich verstehen. Der Unterschied zeigt sich, so scheint mir, besonders deutlich in der Frage, was Transzendenz überhaupt bedeutet. Wenn ich Ihre Überlegungen zur Spiritualität richtig verstehe, erkenne ich darin ebenfalls eine Form von Transzendenz. Doch da Sie die Modellierung ins Zentrum Ihrer Betrachtung stellen, bleibt diese Transzendenz an das System gebunden, aus dem sie hervorgeht. Sie entsteht aus der Innenperspektive des Selbstmodells, das sich selbst und seine Welt konstruiert. In diesem Sinn erscheint Spiritualität in Ihrer Theorie als eine Bestimmung des Außen aus der Perspektive des Innen, als ein Erleben, das letztlich auf die Struktur des Modells selbst verweist.

Für mich hingegen ist Spiritualität keine Ableitung oder Funktion eines Modells, sondern unmittelbar im Erleben selbst verankert. Sie zeigt sich in der Lebendigkeit und Offenheit der Erfahrung, in jener Verbundenheit, die schon da ist, bevor wir sie begrifflich fassen oder modellieren. Während Ihre Perspektive Spiritualität beschreibbar und erklärbar macht, verstehe ich sie als ursprüngliche Dimension des Erfahrens selbst, als etwas, das das Denken begleitet und trägt, ohne von ihm abhängig zu sein.

Der Unterschied liegt für mich darin, dass Spiritualität in Ihrer Sicht ein funktionales Phänomen innerhalb der Selbstmodellorganisation bleibt, während sie für mich ein Ausdruck jener lebendigen Bewegung des Erlebens ist, aus der jedes Modell erst hervorgeht. In einem Diskussionsforum, in dem Sie Ihre Position zur Spiritualität andeuteten, hatte ich den Eindruck, dass Sie sich in praktischen Fragen ähnlich wie der Buddhismus zwischen theoretischer Klärung und existenziellem Erzählen bewegen. Gerade das hat mich berührt, weil darin spürbar wird, dass Spiritualität auch innerhalb Ihres Ansatzes nicht vollständig auf eine theoretische Ebene reduziert werden kann.

Mich beschäftigt in diesem Zusammenhang eine Frage, die ich Ihnen ganz persönlich stellen würde. Trennen Sie bewusst zwischen der theoretischen und der existenziellen Ebene Ihrer Überlegungen, oder täuscht dieser Eindruck? Vielleicht lese ich Ihre Texte zu sehr aus meiner eigenen Erfahrung heraus, und Sie sehen diese Unterscheidung gar nicht so deutlich.

Mit freundlichen Grüßen, Klaus Wroblewski

## 4.3 Hartmut Rosa

Berlin, den 29.10.2025

Sehr geehrter Herr Rosa,

zunächst möchte ich mich kurz vorstellen. In meinem Berufsleben war ich überwiegend in der Erwachsenenbildung tätig, insbesondere in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. Vor etwa zehn Jahren begann ich aus persönlichem Interesse, mich intensiver mit erkenntnistheoretischen Fragen auseinanderzusetzen, die stark philosophisch und hermeneutisch geprägt sind. Besonders beschäftigten mich das „Verstehen des Verstehens“ und das Verständnis von Ich und Du.

In meiner beruflichen Praxis wurde mir zunehmend ein Grundkonflikt bewusst, der mich bis heute begleitet. Er betrifft das Verhältnis von Individual- und Sozialwissenschaften und führt zu der Frage, wie Erkenntnis überhaupt entsteht. Je länger ich mich mit diesen Fragen beschäftigte, desto deutlicher wurde mir, dass der Mensch in nahezu allen wissenschaftlichen Disziplinen in ein theoretisches System eingeordnet wird. Ob in Psychologie oder Soziologie, ob Betriebswirtschaft oder Volkswirtschaft, immer wird der Mensch zu einem Element des jeweiligen Modells gemacht, zu einer Figur, die innerhalb bestimmter Annahmen funktioniert. Dabei verliert immer mehr oder weniger von seiner lebendigen Wirklichkeit.

Selbst dort, wo das Individuum im Mittelpunkt stehen soll, etwa in der Psychologie, geschieht eine subtile Reduktion. Die Methoden verlangen Objektivierbarkeit, die Sprache verlangt Messbarkeit, und so wird das lebendige Erleben des Menschen zu einem Datensatz, zu einer Variable in einem größeren Schema. Gefühle, Stimmungen und affektive Bewegungen erscheinen dabei oft nur am Rand. Sie werden registriert, gemessen, vielleicht klassifiziert, doch selten in ihrer Tiefe verstanden. Das, was den Menschen eigentlich ausmacht, entzieht sich dem Raster wissenschaftlicher Verfahren.

Mit der Zeit rückte für mich die Bedeutung der Emotionen immer stärker in den Mittelpunkt. Erst in ihrer bewussten Wahrnehmung und Einbeziehung öffnet sich ein tieferes Verständnis der Wirklichkeit. Erkenntnis ist nicht nur das Ergebnis rationaler Analyse, sondern auch ein Vorgang, in dem Fühlen und Denken miteinander verwoben sind. Emotionen sind nicht das Gegenteil von Vernunft, sondern ihr Ursprung und ihr Begleiter. Sie geben unserer Wahrnehmung Richtung, verleihen dem Denken Sinn und verbinden uns mit der Welt.

In der Geschichte der Wissenschaft gibt es immer wieder Versuche, diese Ganzheit des Menschen zurückzugewinnen. Die humanistische Psychologie betont den Wert subjektiver Erfahrung und das Bedürfnis nach Selbstverwirklichung. Phänomenologische und leiborientierte Ansätze, etwa bei Merleau-Ponty oder Antonio Damasio, zeigen, dass Erkenntnis nicht im Kopf entsteht, sondern im Zusammenspiel von Körper, Gefühl und Bewusstsein. Diese Perspektiven erinnern daran, dass der Mensch nicht nur ein Beobachter der Welt ist, sondern zugleich Teil von ihr, eingebunden in Beziehungen, Stimmungen und Atmosphären.

Ein genaueres Verständnis des Menschen erfordert nach meiner Auffassung eine Sicht, die weder das individuell Persönliche dem (wissenschaftlich) Konstruierten unterordnet noch umgekehrt. Erkenntnis entsteht dort, wo sich beides begegnet. Sie ist ein lebendiger Prozess, in dem Verstand und Gefühl, System und Erfahrung, Analyse und Empfindung miteinander verbunden sind. Nur wenn Emotionen als Quelle des Verstehens ernst genommen werden, kann Wissenschaft dem Menschen in seiner ganzen Tiefe gerecht werden. Folglich:

**Erkenntnis entsteht dort, wo sich Verstand und Gefühl, System und Erfahrung, Analyse und Empfindung begegnen. Sie ist die Vereinigung von verstandesmäßiger Klarheit und emotionaler Tiefe.**

Ich wollte dem Kern dieser Fragestellungen nachgehen und verstehen, welche Rolle Emotionen tatsächlich spielen. Dabei stellte sich für mich die Frage, inwiefern sie mit inneren Beziehungen und einer Form innerer Resonanz verbunden sind. Auf diesem Weg stieß ich auf Ihre Überlegungen, die in vieler Hinsicht meinen eigenen Gedanken entsprechen, auch wenn die Objekte von Erfahrung und Erkenntnis unterschiedlich bestimmt sind. Die Auseinandersetzung mit Ihren Ansätzen bestätigte mich in manchen meiner Überlegungen und eröffnete zugleich neue Perspektiven der Reflexion, selbst wenn die Schwerpunkte unserer Fragestellungen unterschiedlich gesetzt sind.

Auf den ersten Blick unterscheiden sich unsere Zugänge deutlich. Während Sie Resonanz primär aus einer soziologischen Perspektive betrachten, fokussiere ich mich auf das Individuum und seine Erfahrung. Dennoch sehe ich eine bemerkenswerte Nähe in unseren Grundannahmen. Sowohl Sie als auch ich betrachten Wirklichkeit nicht als statisch, sondern als relational und prozesshaft. In meinem Ansatz entsteht das Ich als Gestalt der Erfahrungen. Jede Wahrnehmung, jede Empfindung und jede Resonanz der Welt formen die kohärente Struktur des Ich. Erkenntnis ist ein fortwährender Prozess, bei dem die Wirkungen der Welt aufgenommen, interpretiert und in lebendiger Resonanz erlebt werden. Das Denken ordnet und deutet diese Erfahrung, bleibt aber stets Teil des dynamischen Flusses, ohne ihn zu dominieren.

Ihre Perspektive überträgt dieses Prinzip auf die soziale Ebene. Gesellschaft und Institutionen existieren nicht als feste Strukturen, sondern als Netzwerke von Resonanzbeziehungen. Gelingen und Lebensqualität entstehen, wenn Individuen in wechselseitiger Resonanz mit anderen Menschen, kulturellen Ordnungen und gesellschaftlichen Prozessen stehen. Resonanz wird dabei nicht nur durch den Verstand geformt, sondern auch affektiv und leiblich erlebt. Sie stellt eine qualitative Dimension dar, die inhaltlich stark mit meinem Ansatz übereinstimmt.

Sie interpretieren Emotionen als Resonanzsignale. Sie sind nicht instrumentell zu verstehen, sondern Ausdruck einer lebendigen Wechselwirkung zwischen Individuum und Welt. Positive Emotionen wie Freude, Staunen oder Mitgefühl zeigen gelingende Resonanz an, während entfremdete Emotionen wie Leere, Zynismus oder Überdruss auf den Verlust dieser Beziehung hinweisen. Damit unterscheiden Sie sich von klassischen soziologischen Ansätzen, für die Emotionen vor allem rationale Handlungsmotive darstellen (Max Weber), Mittel sozialer Integration sind (Émile Durkheim) oder gesellschaftlich regulierte Gefühlsarbeit (Arlie Hochschild) verkörpern.

In einem hermeneutischen Sinn begreife ich Emotionen als Ausdruck unserer Beziehung zur Welt. Sie zeigen nicht einfach etwas in uns, sondern verkörpern Weisen des Bezogenseins und Aktivitätsmuster, in denen sich unser Verhältnis zu anderen Menschen und zur Umwelt manifestiert. Emotionen sind keine isolierten Zustände, sondern Träger von Sinn, die unser Verhältnis zur Welt und zu uns selbst offenbaren.

Mein Ansatz betont die innere, individuelle Kohärenz von Erfahrung und Ich, während Ihre Analyse die äußeren Bedingungen und Strukturen untersucht, die Resonanz in sozialen Zusammenhängen ermöglichen oder blockieren. Trotz dieses Unterschieds erkenne ich eine tiefe gemeinsame Grundidee. Erkenntnis, Erfahrung und Gelingen, sei es individuell oder gesellschaftlich, entstehen in wechselseitiger Resonanz, relational und prozesshaft.

**Resonanz** bildet das Zentrum Ihrer soziologischen Theorie. Der Mensch erfährt Welt und Gesellschaft in wechselseitigen Bezügen, Beziehungen und Wirkungen. Lebensqualität und soziale Integration hängen davon ab, wie weit es gelingt, in einen lebendigen, resonanten Kontakt mit der Umwelt, mit anderen Menschen und mit Institutionen zu treten. Für mich ist das Ich untrennbar mit den eigenen Erfahrungen und den daraus entstehenden Resonanzen verbunden. Erkenntnis entsteht, wenn wir die Eindrücke der Welt aufnehmen, sie deuten und in einer stimmigen Resonanz antwortend wirksam werden. Auf diese Weise verstehe ich das Ich nicht als eine abgeschlossene bzw. feststehende Einheit, sondern als ein offenes, in Beziehung schwingendes Gefüge.

Damit betonen wir beide die wechselseitige Beziehung zwischen Individuum und Welt als Grundlage von Erfahrung, Verstehen und Gelingen des Lebens. Erkenntnis entsteht aus der Bewegung zwischen Wahrnehmung, Erfahrung und Deutung. Sie ist kein abstrakter, isolierter Vorgang des Verstandes, sondern ein Prozess, der das Individuum in Resonanz mit der Welt setzt. Durch Aufmerksamkeit, Reflexion und emotionale Beteiligung erschließt sich Bedeutung, und das Ich wird zugleich als handelndes, empfindendes und interpretierendes Wesen erfahrbar.

In Ihrem Ansatz ist Erkenntnis eng mit Resonanz verbunden. Sie zeigt sich darin, wie Menschen auf ihre Umwelt reagieren, welche Wirkungen sie aufnehmen und wie diese Rückmeldungen ihre Weltbezüge prägen. **Erkenntnis ist relational** und existiert nicht getrennt vom Individuum, sondern in der Bewegung zwischen Innenwelt und äußerer Erfahrung. Für mich bedeutet dies, dass Verstehen und Wissen niemals ausschließlich verstandesgeformt oder objektiv sind. Erkenntnis ist immer affektiv und leiblich. Sie vollzieht sich in Resonanz und Beziehung. Durch diesen Prozess wird die Welt nicht nur erfasst, sondern zugleich in der Interaktion mit ihr geformt. Erkenntnis ist ein aktives Mitwirken am Werden des Gegebenen, das sowohl die Qualität der Erfahrung als auch die Fähigkeit des Individuums, in Beziehung zu treten, reflektiert.

Sowohl in Ihrem Ansatz als auch in meinem Verständnis bildet **Beziehung** den zentralen Ort, an dem Wirklichkeit erfahrbar wird. Resonanz entsteht, wenn sich der Mensch berühren lässt und zugleich antwortend in Beziehung tritt. Es ist ein dialogisches Prinzip, das Verbundenheit, Veränderung und Selbstwerdung ermöglicht. Für mich steht Beziehung im Mittelpunkt von Erkenntnis und Selbstverständnis. Das Ich ist nicht losgelöst von der Welt denkbar, sondern entsteht in der Begegnung, in Resonanz mit anderen Menschen, mit der Natur und mit der Umwelt. **Beziehung ist nicht nur soziales Geschehen, sondern eine Form der Wirklichkeitserzeugung.** Durch sie erfährt der Mensch, wer er ist und wie er sich zur Welt verhält. In dieser Hinsicht treffen sich unsere Ansätze. Beziehung ist nicht etwas, das man hat, sondern etwas, das man fortwährend hervorbringt und durch Wahrnehmung, Resonanz und Antwort entwickelt.

Auch die **Prozesshaftigkeit** spielt in beiden Ansätzen eine zentrale Rolle. Soziale Prozesse sind dynamisch, und Resonanz kann entstehen, gestört werden oder verloren gehen. Gesellschaftliche Strukturen und Individuen befinden sich in einem fortwährenden Austausch und in ständiger Transformation. In meinem Verständnis ist das Ich ebenfalls kein festes Gebilde, sondern entsteht kontinuierlich aus Erfahrung, Emotion und Deutung. Nichts bleibt unverändert, alles ist in Bewegung. Wirklichkeit erscheint als dynamisches, relationales Geschehen und nicht als statische Einheit.

Weder in Ihrer Theorie noch in meinem Ansatz wird Wirklichkeit auf feste Substanzen oder isolierte Einheiten reduziert. Gesellschaft ist bei Ihnen nicht die Summe von Institutionen oder Strukturen, sondern ein lebendiges Netzwerk von Resonanzbeziehungen, in dem soziale

Realität erst entsteht. Auch das Ich bei mir existiert nicht als abgeschlossene Substanz, sondern als Gestalt, die sich aus Erfahrungen und Resonanzen formt. In beiden Ansätzen zeigt sich damit ein gemeinsames Verständnis von Gegebenem als **relationalem Phänomen**, das sich im Zwischenraum des Bezogen-Seins bildet und als fortwährend werdende Beziehung zu verstehen ist.

In unseren beiden Ansätzen spielt die qualitative Dimension von Erfahrung eine zentrale Rolle. Resonanz geht, wie auch Sie betonen, über bloße Interaktion hinaus. Sie ist affektiv, leiblich und sinnhaft. Menschen benötigen Tiefe in ihren Beziehungen und Erlebnissen, um sich verbunden zu erfahren. Erkenntnis entsteht nicht durch die bloße Anhäufung von Informationen, sondern aus der kohärenten Deutung der Wirkungen, die sich in Wahrnehmung, Emotion und Resonanz zeigen. Damit richtet sich unser gemeinsames Interesse auf die Qualität von Erfahrung, auf ihre innere Dichte und Bedeutsamkeit, nicht allein auf formale oder quantitative Existenz.

In Ihrem Ansatz spielt die individuelle Ebene eine bedeutende, aber spezifisch soziologisch bestimmte Rolle. Sie analysieren sie als Ausdruck der Beziehung zwischen Individuum und Welt. Emotionen, leiblich-affektive Erfahrungen und persönliches Erleben erscheinen als Indikatoren gelingender oder gestörter Resonanzbeziehungen. Das Individuum fungiert als aktiver Resonanzpartner, dessen Wahrnehmung und Emotionen immer in gesellschaftliche Zusammenhänge eingebettet sind.

Aus meiner Sicht liegt hierin zugleich die Stärke und die Grenze Ihres Ansatzes. Sie zeigen überzeugend, wie Emotionen soziale Resonanzräume widerspiegeln und gesellschaftlich wirksam werden. Zugleich bleibt die innere individuelle Ebene, die Art, wie Emotionen entstehen, sich wandeln und das Ich formen, weitgehend ausgespart. Diese Dimension ist zentral, wenn es um Resonanz als existenzielles Phänomen geht. Emotionen sind nicht nur Reaktionen auf Weltbezüge, sondern Ausdruck innerer Bewegungen, die Resonanz überhaupt erst ermöglichen. Die Ergänzung Ihrer Perspektive um die psychische Dynamik erlaubt ein Verständnis, in dem das Individuum zugleich gesellschaftlich eingebunden und innerlich resonant ist.

Resonanz bezeichnet bei Ihnen einen Prozess wechselseitiger Ansprache, in dem das Individuum von der Welt berührt wird und darauf antwortet, ohne sie zu vereinnahmen. Sie ereignet sich entlang sozialer, materieller und kultureller Achsen, wobei die Welt in ihrer Eigenständigkeit widerhallt und Lebendigkeit vermittelt. Emotionen markieren das Ausmaß der Offenheit für die Welt und signalisieren die Qualität der Beziehung. Freude, Staunen oder Angst zeigen, dass Resonanz stattfindet und sie sind phänomenologische Indikatoren für die Verbindung zwischen Welt und Subjekt. Resonanz gelingt, wenn das Subjekt affektiv erreichbar bleibt und die Welt auf seine Antworten reagieren kann.

In meinen Überlegungen verorte ich Resonanz stärker in der Innenperspektive. Sie erscheint nicht primär als relationales Ereignis zwischen getrennten Polen, sondern als prozessualer, affektiv-energetischer Vorgang, in dem Welt- und Selbstbezug konstitutiv hervorgebracht werden. Emotionen bilden das Grundgerüst dieser Bewegung. Sie markieren Relevanz, bündeln Aufmerksamkeit und erzeugen jene Schwingung, durch die Sinn entsteht. Während Sie Resonanz als Gelingen der Beziehung beschreiben, erscheint sie in meiner Sicht als dynamische Erzeugung von Weltbezug. Emotionen sind nicht nur Reaktionen auf Weltbeziehungen, sondern die energetischen Träger der Resonanz selbst. Wahrnehmung, Fühlen und Deuten gehen ineinander über, wodurch das Ich als fortlaufender Prozess emotionaler Selbst- und Weltbildung entsteht.

Unsere Perspektiven unterscheiden sich hinsichtlich des Schwerpunkts der Resonanz. Bei Ihnen liegt die Betonung auf der außenbezogenen, relationalen Dimension. In meiner Sicht wird Resonanz als interne, prozessuale Dimension betrachtet. Der Außenbezug ergibt sich hier aus der inneren Schwingung und ist nicht primärer Ausgangspunkt. Daraus folgt, dass Sie die gelungene Beziehung als soziales Phänomen fokussieren, während ich die affektive Konstitution des Individuums und der Weltbezüge hervorhebe. Dennoch erkennen wir beide die zentrale Rolle von Emotionen für die Erfahrung und Verständigung mit der Welt.

Resonanz und Emotionen ermöglichen, dass Individuum und Welt in Beziehung treten. Sie strukturieren Wahrnehmung, markieren Relevanz und tragen die Energie, durch die Sinn entsteht. Resonanz vermittelt die Möglichkeit, dass Welt und Selbst aufeinander antworten. Weltverständnis ist kein rein objektives Abbild, sondern ein aktiver, schöpferischer Prozess. Resonanz bildet das strukturelle Muster, Emotion die energetische Dimension, die zusammen die Entstehung von Sinn und Identität ermöglichen.

Damit zeigt sich zugleich das anfangs angesprochene Grundproblem, das sich auch in der Differenz zwischen Individualwissenschaft und Sozialwissenschaft widerspiegelt. Sie analysieren Resonanz primär aus der Perspektive der Sozialwissenschaften, wobei der Fokus auf sozialen Strukturen, Institutionen und gesellschaftlichen Prozessen liegt, in denen Individuen eingebettet sind. Resonanz wird als relationales Phänomen verstanden, das zwischen Individuum und Gesellschaft entsteht. Emotionen erscheinen dabei vor allem als Indikatoren gelingender oder gestörter sozialer Beziehungen, während die individuelle Innenwelt nur am Rande betrachtet wird.

Mein Ansatz hingegen betont die Individualwissenschaft. Ich richte den Blick auf die einzelne Persönlichkeit und seine inneren Erfahrungen. Resonanz wird hier als prozessuales, affektiv-energetisches Geschehen verstanden, in dem sowohl Welt- als auch Selbstbezug konstitutiv hervorgebracht werden. Emotionen sind nicht nur Signale sozialer Bezüge, sondern die energetischen Träger der Resonanz selbst, die die Kohärenz des Ich erzeugen und Sinn stiften. Der Außenbezug ist ein Ergebnis dieser inneren Schwingung, nicht der Ausgangspunkt.

In dieser Spannung zeigt sich ein zentrales Grundproblem: Während die Sozialwissenschaft primär die äußeren Relationen, Strukturen und gesellschaftlichen Bedingungen untersucht, richtet die Individualwissenschaft ihr Augenmerk auf die inneren affektiven Prozesse, die Resonanz und Weltbezug überhaupt erst ermöglichen. Beide Perspektiven sind unabdingbar, um das Phänomen der Resonanz in seiner ganzen Tiefe zu erfassen. Ein wirklich umfassendes Verständnis erfordert daher die Integration der äußeren, relationalen Dimension mit der inneren, emotional-affektiven Dimension.

Bislang ist es den Wissenschaften jedoch nicht gelungen, diese beiden Erkenntnisbereiche theoretisch und methodologisch miteinander zu verbinden. Hier könnte die KI-Forschung, die sich seit einiger Zeit zunehmend mit der Modellierung und Erkennung von Emotionen sowie mit der Simulation sozialer Interaktionen beschäftigt, wertvolle Impulse liefern. Sie bietet nicht nur neue Werkzeuge zur Analyse affektiver Dynamiken, sondern auch experimentelle Zugänge, um das komplexe Zusammenspiel von innerem Erleben und äußerem Beziehungsgeschehen besser zu verstehen. Eine interdisziplinäre Verbindung von Sozial-, Individual- und KI-Forschung könnte somit einen entscheidenden Schritt hin zu einer integrativen Theorie der Resonanz darstellen.

Auf diese Weise wird deutlich, dass wir trotz unterschiedlicher Schwerpunktsetzungen eine gemeinsame Grundidee teilen. Erkenntnis, Erfahrung und Gelingen entstehen in

wechselseitiger Resonanz. Wahrnehmung, Erfahrung und Deutung fließen ineinander, und das Ich nimmt als offenes, in Beziehung schwingendes Gefüge Gestalt an.

Abschließend würde mich sehr interessieren, wie Sie die von mir skizzierte Verbindung von innerer, affektiv-prozessualer und äußerer, relationaler Dimension der Resonanz beurteilen. Sehen Sie in der KI-Forschung eine Chance, diese beiden Perspektiven methodisch und theoretisch zu verknüpfen und damit ein tieferes Verständnis von Resonanz, Emotionen und deren Wirkung sowohl auf das Individuum als auch auf soziale Strukturen zu ermöglichen? Eine solche Entwicklung erscheint mir besonders notwendig, wenn ich beispielsweise an das Erstarken populistischer Bewegungen wie Trump oder der AfD denke.

Ihre Überlegungen zur Resonanz haben mich nachhaltig beeindruckt. Es gelingt Ihnen meisterhaft, die Frage nach gelingendem Welt- und Verhältnisbezug neu zu denken und damit eine erkenntnistheoretisch wie soziologisch bedeutende Perspektive zu eröffnen. Ihre Arbeit ist für mich ein wichtiger Impuls geworden. Ich bedanke mich ganz herzlich.

Mit freundlichen Grüßen, Klaus Wroblewski

## 4.4 Rudolf Steiner

Berlin, den 29.10.2025

Sehr verehrter Herr Steiner,

mit großem Interesse habe ich mich mit Ihren erkenntnistheoretischen Überlegungen und Ihrer Vorstellung von Spiritualität auseinandergesetzt, besonders mit Ihrer Auffassung vom Ich und seiner Rolle im Erkenntnisprozess. Im Folgenden möchte ich Ihnen meine Gedanken dazu darstellen und sie mit Ihrer Sichtweise in Beziehung setzen.

In Ihrer frühen Philosophie erscheint das Ich als eine ideelle Instanz jenseits der Erfahrung, als ordnendes Prinzip, das Wahrnehmung und Denken zu kohärenter Erkenntnis verbindet. In meiner Auffassung hingegen verstehe ich das Ich als immanenten Erfahrungsprozess. Es ist kein übergeordnetes Prinzip, sondern eine entstehende Struktur, die sich aus der fortwährenden Wechselwirkung von Wahrnehmung und Denken selbst hervorbringt. Das Ich ist in meiner Sicht nicht der Ursprung, sondern zugleich Bedingung und Ergebnis der Erkenntnis, eine Idee, die auch in Ihren späteren Schriften anklingt.

Wir werden nicht als fertiges Ich geboren, das schon genau weiß, wer es ist und wie die Welt funktioniert. Unser erkanntes Ich entsteht erst durch unsere Erfahrungen, durch das, was wir leiblich wahrnehmen, erleben, fühlen, denken und verstehen. Aber gleichzeitig braucht es schon eine Art inneren Mittelpunkt, damit überhaupt etwas erlebt werden kann. Es muss jemand da sein, der wahrnimmt, der sich orientiert, der sich erinnert. Ohne ein Ich gäbe es kein Erleben. Aber dieses Ich verändert sich und wächst ständig durch das, was es erlebt und erkennt. Ohne ein Ich als Erfahrungszentrum gibt es keine Erkenntnis (Bedingung) und doch entsteht das sich selbst verstehende Ich erst durch Erkenntnis (Ergebnis). Das Ich ist also zugleich Voraussetzung und Ergebnis seines eigenen Werdens. Das heißt:

**Das Ich entsteht erst im Prozess des Erkennens; es ist weder von vornherein gegeben noch nur Voraussetzung, sondern zugleich Bedingung und Produkt der Erkenntnis.**

Damit verbunden wird deutlich, dass das Ich nicht isoliert wirkt, sondern sich immer in der Aktivität des Erkennens entfaltet. Wahrnehmen und Denken sind die zentralen Kräfte dieses Prozesses, die untrennbar miteinander verbunden sind. Sie bilden die beiden Seiten, auf denen das Ich in der Erfahrung wirksam wird, sich selbst strukturiert und weiterentwickelt.

Hieraus ergeben sich zwei Ebenen des Verstehens. Die erste ist die unmittelbare, leiblich erlebte Erfahrung, in der Wahrnehmen und Erleben die Grundlage aller Erkenntnis bilden. Die zweite ist die reflektierende Ebene des Denkens, auf der ausgewählte und transformierte Inhalte der Erfahrung geordnet, gedeutet und in begriffliche Form gebracht werden. Beide Ebenen stehen in ständiger Wechselwirkung: Das Denken prägt die Erfahrung, und neue Erfahrungen verändern das Denken, wobei es ohne Erfahrung kein Denken gibt. Erfahrung ist die Grundlage, aus der sich jedes Denken ableitet. Erkenntnis zeigt sich somit als dynamische Selbstorganisation des Ichs in der Wechselwirkung von Wahrnehmen und Denken, als lebendiger Prozess, in dem sich das Ich selbst entfaltet.

Aus der wechselseitigen Abhängigkeit von Erfahrung und Denken wird deutlich, dass beide unterschiedliche Funktionen im Prozess des Erkennens erfüllen und auf verschiedene Grundlagen angewiesen sind. Erfahrung gründet in der leiblich-sinnlichen Beziehung zur Welt; ihre

Elemente sind Wahrnehmung, Empfindung und Stimmung. Das Denken hingegen verarbeitet ausgewählte Aspekte dieser Erfahrung in seiner eigenen Ausdrucksform, ordnet und deutet sie und bringt sie in begriffliche Gestalt.

Während Tiere in der Regel durch Wahrnehmung, Gedächtnis und Instinkt Orientierung und Anpassung erreichen, vermag der Mensch durch Denken und Selbstreflexion seine Erfahrungen in die Sprache von Einheiten und Beziehungen zu übersetzen. Beide Ebenen des Erkennens, die leiblich-sinnliche Erfahrung und das reflektierende Denken, werden dabei vom Ich gedeutet und bewertet. Die leiblich-sinnliche Erfahrung liefert die grundlegenden Eindrücke des Weltbezugs, während das Denken diese Eindrücke ordnet, interpretiert und in begriffliche Gestalt bringt. Erkenntnis ist daher kein rein verstandesmäßiger Vorgang, sondern ein gestufter Prozess, der im sinnlich-leiblichen Erleben beginnt und sich im Denken zu reflektierter Einsicht entfaltet. Erst in der Verbindung beider Ebenen entsteht jenes abgestimmte Erkennen, in dem das Ich sich selbst und die Welt versteht und die Wirklichkeit fortlaufend interpretiert und mitgestaltet.
Das Ich, beziehungsweise die Erfahrung als Ausdruck des sinnlich-leiblichen Erlebens, rückt damit in das Zentrum des Weltbezugs. Die Sinneseindrücke werden durch Emotionen gedeutet und bewertet und bilden so die Grundlage dieses Verstehens und Erkennens.

In Ihrer späteren Philosophie, besonders im Rahmen der Anthroposophie, erkenne ich eine ähnliche Entwicklung. Sie unterscheiden verschiedene Stufen des Erkennens, von der sinnlichen Wahrnehmung über Vorstellung und Denken bis hin zur intuitiven Einsicht, die über das bloß Sinnliche hinausführt. Sie betonen, dass Erkenntnis organisch und lebendig zu verstehen ist und dass die Natur nur durch teilnehmende Beobachtung wirklich erfasst werden kann.

Unser Unterschied liegt darin, dass Sie das Ich letztlich in einem geistigen, übersinnlichen Zusammenhang verorten, während ich es konsequent immanent, also innerhalb des Erfahrungsprozesses, begreife. In Ihrer Sicht bleibt das Ich Träger einer geistigen Wirklichkeit, die über das sinnlich Wahrnehmbare hinausreicht und im Erkenntnisakt zur Erscheinung kommt. Erkenntnis hat daher bei Ihnen auch eine spirituelle, transzendente Dimension, die über die individuelle Erfahrung hinausführt.

In meiner Auffassung hingegen entstehen Erfahrung und Ich vollständig aus der leiblich-sinnlichen Wahrnehmung. Das Ich ist ein sich selbst organisierender Prozess innerhalb der erfahrbaren Welt. Erkenntnis bedeutet hier nicht das Offenbarwerden einer geistigen Wirklichkeit, sondern die fortlaufende Selbstentfaltung einer immanenten Realität, die sich im Erleben und Denken strukturiert.

Unabhängig von diesem Unterschied rückt auch in Ihrer Philosophie das Ich in die Mitte des Erkenntnisgeschehens. Es ist nicht nur ordnende Instanz, sondern eine lebendige, wirksame Struktur, die Erfahrung hervorbringt und in ihr zugleich erfahrbar wird. Auch ich verstehe das Ich nicht als etwas Übergeordnetes, sondern als immanenten, selbstgestaltenden Prozess, der in Wahrnehmung, Denken und Handlung real wirksam ist. Das Ich wird in der Erfahrung lebendig und ist sowohl Träger als auch Ausdruck des Erkennens.

Aus dieser Perspektive sind Ich und Erfahrung nicht zwei getrennte Einheiten, sondern zwei Seiten eines einheitlichen, fortlaufenden Geschehens. Sie bedingen einander. Das Ich strukturiert die Erfahrung, während die Erfahrung das Ich formt und erweitert. Durch diese Wechselwirkung entsteht sowohl innere Kontinuität als auch Offenheit für Veränderung. Die Differenz zwischen Ich und Erfahrung ist daher nicht grundlegend, sondern ergibt sich aus der jeweiligen Blickrichtung, nicht aus einem wirklichen Gegensatz.

Damit ergeben sich zwei eng miteinander verwobene Ebenen des Erkennens. Die erste Ebene ist die unmittelbare, leiblich erlebte Erfahrung, die auf Emotionen gründet und in der Wahrnehmen und Erleben die Grundlage allen Erkennens bilden. Die zweite Ebene ist die reflektierende Ebene des Denkens, die auf Einheiten und Beziehungen aufbaut und auf der ausgewählte und transformierte Inhalte der Erfahrung geordnet, gedeutet und in begriffliche Gestalt gebracht werden. Beide Ebenen stehen in ständiger Wechselwirkung. Das Denken wirkt auf die Erfahrung zurück, und neue Erfahrungen verändern wiederum das Denken, wobei die Erfahrung stets die Basis bildet, aus der sich jedes Denken ableitet. Erkennen erscheint somit als dynamische Selbstorganisation von Wahrnehmen und Denken, als lebendiger Prozess, in dem sich das Ich entfaltet.

Auf Grundlage der wechselseitigen Dynamik von Wahrnehmen und Denken wird deutlich, dass sich auch unser Verständnis von Realität, Wahrheit und Erkenntnis grundlegend verschiebt. In der abendländischen Philosophie wird Realität meist als von der Erfahrung getrenntes „Ding an sich“ verstanden, und Wahrheit gilt als Übereinstimmung des Denkens mit einer objektiven, transzendenten Wirklichkeit. Erkenntnis erscheint hier als vermittelnder Akt zwischen einem isolierten Ich und einer von ihm getrennten Welt.

In meiner und, wie ich meine, auch in Ihrer späten Sichtweise zeigt sich dagegen eine andere Struktur: Realität manifestiert sich im Akt des Wahrnehmens und Denkens selbst. Sie existiert nicht unabhängig vom Erleben, sondern wird im Prozess der Erfahrung und Reflektion aktiv hervorgebracht. Wahrheit ist keine Übereinstimmung mit einem äußeren Maßstab, sondern die Selbstmanifestation des Wirklichen in der Erfahrung. Erkenntnis wird somit kein passives Spiegeln der Welt, sondern ein schöpferischer, dynamischer Vorgang, in dem das Ich und die Welt sich wechselseitig hervorbringen.

Diese Verschiebung wird besonders deutlich, wenn man die beiden Ebenen des Erkennens betrachtet: Die unmittelbare, leiblich erfahrene Ebene bildet die Grundlage allen Wahrnehmens und Erlebens, während die reflektierende Ebene des Denkens diese Inhalte ordnet, interpretiert und in begriffliche Gestalt bringt. Beide Ebenen stehen in ständiger Wechselwirkung und werden vom Ich als lebendiger, selbstgestaltender Instanz getragen. Da Realität, Wahrheit und Erkenntnis hier im Prozess des Erkennens selbst entstehen, sind sie individuell und persönlichkeitsgebunden. Sie existieren nicht unabhängig vom erfahrenden Ich, sondern werden in jedem Moment des Wahrnehmens und Denkens verwirklicht.

Im Gegensatz dazu arbeitet die abendländische Philosophie mit festen Begriffen und Kategorien, um die Welt stabil und erfassbar zu machen. Dabei wird die Welt als statisch gedacht, und der fortlaufende Fluss der Erfahrung tritt zurück. In der dynamischen Sichtweise ist Denken hingegen nicht nur Abbild, sondern Mitgestaltung: Es ist ein schöpferischer Akt im selben Strom, den es zu begreifen sucht. Abstraktionen und Modelle ersetzen die Wirklichkeit nicht, sondern ermöglichen es, die sich fortlaufend entfaltende Realität sichtbar und verständlich zu machen.

Damit zeigt sich: Die Verschiebung im Verständnis von Realität, Wahrheit und Erkenntnis liegt darin, dass diese nicht mehr von außen vorgegeben sind, sondern im Prozess des Erkennens selbst entstehen. Das heißt gegenüberstellend:

**1. Realität**

- **Abendländische Philosophie:** Realität ist ein von der Erfahrung getrenntes „Ding an sich“, unabhängig vom erkennenden Ich vorhanden.

- **Ihre und meine Sichtweise:** Realität manifestiert sich im Akt des Wahrnehmens und Denkens; sie entsteht im Prozess des Erkennens und ist immanent in der Erfahrung selbst.

**2. Wahrheit**

- **Abendländische Philosophie:** Wahrheit ist die Übereinstimmung des Denkens mit einer objektiven, transzendenten Wirklichkeit.
- **Ihre und meine Sichtweise:** Wahrheit ist die Selbstmanifestation des Wirklichen in der Erfahrung; sie zeigt sich in der Kohärenz von Wahrnehmen und Denken.

**3. Erkannt wird**

- **Abendländische Philosophie:** Erkenntnis ist ein vermittelnder Akt zwischen einem Ich und einer von ihm getrennten Welt; das Ich nimmt die Realität passiv auf und bildet ein inneres Abbild.
- **Ihre und meine Sichtweise:** Erkenntnis ist ein dynamischer, schöpferischer Prozess, in dem das Ich und die Welt sich wechselseitig hervorbringen; es ist die lebendige Selbstorganisation von Wahrnehmen und Denken.

Wenn man diese Sichtweise zugrunde legt, verändert sich das Verständnis von Prozessen grundlegend. Realität ist nicht mehr ein von der Erfahrung getrenntes, transzendentales Ding, sondern immanent und zeigt sich im Akt des Wahrnehmens und Denkens. Wahrheit offenbart sich nicht als Übereinstimmung mit einer jenseitigen Wirklichkeit, sondern als Selbstmanifestation des Wirklichen innerhalb der Erfahrung. Erkenntnis ist kein passiver Vorgang, sondern ein schöpferischer Prozess, in dem Ich und Welt sich wechselseitig hervorbringen und die Dynamik von Wahrnehmen und Denken lebendig wird.

Jede Beschreibung eines Prozesses bleibt notwendigerweise eine Abstraktion. Die gewählten Einheiten und Beziehungen strukturieren den fortlaufenden Fluss, machen ihn interpretierbar und sichtbar.

Transzendenz erscheint dabei nicht als äußere, jenseitige Realität, sondern als innere Erweiterung der Erfahrung. Sie zeigt sich in der Vertiefung des Erkennens, wenn das Ich über das bloß Gegebene hinauswächst, ohne den immanenten Zusammenhang zu verlassen. Prozesse zu beschreiben bedeutet daher, aktiv an der Manifestation von Realität, Wahrheit und Erkenntnis mitzuwirken und die innere Dynamik des Erkennens nachvollziehbar zu machen.

Das entscheidende Problem entsteht, wenn wir unsere Sichtweisen formulieren und damit erklärbar machen wollen. Dies muss stets über die Modalitäten des Denkens geschehen, also in Form von Einheiten und Beziehungen, die wir selbst gebildet haben, um die Welt zu beschreiben, zu verstehen und zu erkennen. Eine zentrale Folge daraus für die Beschreibung von Prozessen ist, dass jede Formulierung notwendigerweise eine Abstraktion darstellt. Prozesse sind dynamisch, fließend und kontinuierlich, während das Denken sie in Einheiten, Kategorien und Beziehungen zerlegt, um sie fassbar zu machen. Die Beschreibung von Prozessen bleibt daher immer ein kreativer, selektiver Akt, der den fortlaufenden Fluss einfriert, strukturiert und interpretierbar macht.

Da wir unsere Sichtweisen nur über die vom Ich gebildeten Einheiten und Beziehungen ausdrücken können, also über Abstrakta und deren Verknüpfungen, zeigt sich, dass Erkenntnis immer zugleich ein schöpferischer Akt ist. Das Erkennen formt die Wirklichkeit, während die

Wirklichkeit das Ich prägt. In diesem Prozess wird deutlich, dass Denken wie auch Spiritualität nicht als etwas außerhalb oder jenseits der Welt Liegendes verstanden werden kann, sondern als Teilnahme an der fortlaufenden Selbstentfaltung von Ich, Erfahrung und Welt. Transzendenz erscheint dabei nicht als Überschreitung des Gegebenen, sondern als innere Erweiterung des Erlebens, in der das Ich in der Erfahrung die Wirklichkeit aktiv mitgestaltet und sich selbst zugleich entfaltet. Denkend können wir demnach eine außerhalb unserer Erfahrungswelt liegende Realität nicht erfassen, sondern nur gedacht spekulieren. Anders als Wittgenstein würde ich formulieren: „Die Grenzen unserer Erfahrungen sind die Grenzen unserer Welt." Nach den Modalitäten unseres Denkens erweitern wir unsere Welt über neue Erfahrungen.

So verstanden wird deutlich, dass Erkennen selbst Teil des Wirklich Werdens der Welt ist. Das Denken steht nicht außerhalb der Realität, um sie zu betrachten, sondern ist in sie eingebettet und an ihrem schöpferischen Prozess beteiligt. Indem das Ich denkend und erfahrend die Welt deutet, gestaltet es sie zugleich mit. Erkenntnis ist daher kein Abbild einer fertigen Wirklichkeit, sondern ein fortlaufender Prozess der Selbst- und Weltbildung.

Damit verschiebt sich der Sinn des Erkennens. Es geht nicht darum, eine objektive, außerhalb des Erlebens bestehende Wahrheit zu erreichen, sondern die Wirklichkeit im eigenen Erleben und Denken zu entfalten. Wahrheit zeigt sich im lebendigen Zusammenhang von Ich, Erfahrung und Welt, in der Stimmigkeit eines Prozesses, der sich selbst versteht und hervorbringt. So wird Erkenntnis zum Ausdruck einer sich selbst erkennenden und gestaltenden Welt, in der Transzendenz nicht jenseits, sondern im Inneren des Erlebens liegt.

Das Erleben der Welt vollzieht sich stets aus der Innenperspektive. Ich nehme die Wirklichkeit nicht von außen, sondern aus meinem eigenen inneren Verständnis heraus wahr. In diesem Moment sind Ich, Denken und Welt untrennbar miteinander verbunden und bilden eine schöpferische Einheit. Jeder Eindruck, jede Erfahrung fließt in diese innere Gesamtheit ein, ohne dass klare Grenzen gezogen werden. Sobald ich jedoch versuche, dieses innere Erleben gedanklich zu fassen, verändert sich die Erfahrung. Gedanken bilden Strukturen, setzen Einheiten und standardisierte Beziehungen, die den lebendigen Zusammenhang verengen, verfälschen oder gar unkenntlich machen. Bereits die Vorstellung der Welt in meinem Denken bleibt ein Modell, das niemals die ungeteilte Lebendigkeit der Innenperspektive vollständig erfassen kann.

Noch deutlicher zeigt sich diese Verengung, wenn ich das Erlebte niederschreibe. Beim Schreiben muss ich das Bewegliche, Vieldeutige in Wörter fassen und Sätze bilden. Die Sprache zwingt das innere Erlebnis in Formen und Regeln, die seiner ursprünglichen Ganzheit nicht gerecht werden. Wenn die Innenperspektive zum Gegenstand der Betrachtung wird, wird der unmittelbare Zusammenhang von Ich, Denken und Wirklichkeit in gewisser Weise verfestigt und veräußert. Die Schwierigkeit liegt also nicht nur darin, über die Welt zu sprechen oder zu schreiben, sondern bereits darin, sie mir gedanklich vorzustellen, denn in jedem Akt der Reflektion tritt eine gewisse Distanzierung ein, die das innere Einssein in Begriffe und Strukturen übersetzt.

In diesem Sinne, Herr Steiner, erkenne ich in Ihrer späten Philosophie denselben Grundimpuls wieder, das Erkennen als einen lebendigen und schöpferischen Prozess zu begreifen, in dem Ich und Welt einander wechselseitig hervorbringen. Sie verorten diesen Prozess in einer geistigen Wirklichkeit, die über das sinnlich Erfahrbare hinausweist und sich im Erkennen selbst offenbart. Ich hingegen verstehe ihn als immanent, als fortlaufende Selbstentfaltung des leiblich sinnlichen Erlebens, das sich im Denken seiner selbst bewusst wird. Trotz dieser unterschiedlichen Grundlegung verbindet uns die Überzeugung, dass Erkenntnis kein bloß theoretischer Akt ist, sondern eine aktive Teilnahme am Werden der Welt, ein schöpferischer Vollzug, in

dem Wahrheit nicht als etwas Vorhandenes entdeckt, sondern im lebendigen Zusammenhang von Ich, Denken und Erfahrung hervorgebracht wird. So berühren sich unsere Ansätze in der Vorstellung eines Erkennens, das nicht trennt, sondern verbindet.

In diesem Zusammenhang, verehrter Herr Steiner, möchte ich noch auf Ihr Verständnis von Spiritualität eingehen. Gerade hierin finde ich eine besonders klare und mir nahe Position, denn Sie begreifen Spiritualität nicht als etwas Abgehobenes oder Jenseitiges, sondern als eine innere Erfahrung, die aus dem lebendigen Erkennen selbst hervorgeht. Darin sehe ich eine Haltung, die im Vollzug des Erlebens verankert bleibt.

Sie zeigen, dass Spiritualität nicht in einer Abkehr von der Welt, sondern in einer Vertiefung der Wirklichkeit gründet. Sie entspringt, wie Sie es beschreiben, dem inneren Erleben, das sich durch bewusste Aufmerksamkeit und denkende Durchdringung verwandelt. Indem der Mensch sein Denken nicht nur als Werkzeug der Erkenntnis, sondern als lebendige Tätigkeit begreift, eröffnet sich ihm ein Zugang zu einer Wirklichkeit, die dem üblichen Verständnis zunächst verborgen bleibt. Diese Dimension ist für Sie keine transzendente Sphäre jenseits des Sinnlichen, sondern eine erweiterte Form des Erlebens, die sich aus der Selbsttätigkeit des Denkens ergibt.

In diesem Verständnis wird Spiritualität zu einem Weg der inneren Schulung, in dem das Denken selbst zur Erfahrung wird. Ich schätze diese Auffassung besonders, weil sie das Geistige nicht als vorgegebene Größe voraussetzt, sondern als etwas begreift, das im Menschen erwacht, wenn er sich seiner schöpferischen Kraft bewusst wird. Auch wenn ich diesen Prozess eher immanent deute, erkenne ich darin eine Haltung, die mir tief verwandt ist. Spiritualität als Ausdruck einer aufmerksamen, schöpferischen Beziehung zur Welt, in der Erkenntnis und Leben zu einer Einheit finden.

Spiritualität zeigt sich somit als aktive Teilnahme am Werden der Welt. Sie entfaltet sich nicht im Rückzug, sondern in der Vertiefung des Erlebens und im aufmerksamen Mitvollzug von Wahrnehmen, Denken und Handeln. In diesem Sinne verliert Transzendenz ihren Charakter des Jenseitigen und wird zur immanenten Dimension des Erkennens selbst.

In dieser Sicht erkenne ich eine tiefe Übereinstimmung zwischen Ihrer späten Philosophie und meiner eigenen Auffassung. Die Welt ist keine von außen gegebene Realität, sondern eine Wirklichkeit, die sich im Erkennen selbst hervorbringt. Das Ich erschafft sie nicht aus dem Nichts, sondern vollendet sie im Prozess des Wahrnehmens, Denkens und Handelns, wodurch sie sinnhaft erfahrbar wird.

Und doch zeigen sich Unterschiede in der Bedeutung der Spiritualität. In Ihrer Sichtweise ist das Ich auch in der spirituellen Dimension eng mit einer geistigen, übersinnlichen Wirklichkeit verbunden. Die spirituelle Erfahrung eröffnet Einsichten, die über das sinnlich Wahrnehmbare hinausreichen und eine transzendente Dimension der Erkenntnis berühren. Spiritualität bedeutet hier, dass das Ich an einer geistigen Wirklichkeit teilhat, die unabhängig von der individuellen Erfahrung existiert und sich im Erkenntnisakt manifestiert. **Für das Erkennen folgt daraus, dass es eine Orientierung an einer übergeordneten geistigen Wirklichkeit gibt**. Erkenntnis strebt dabei nicht nur nach Einsicht in die erfahrbare Welt, sondern zugleich nach dem Erfassen übergeordneter geistiger Zusammenhänge.

In meiner Auffassung hingegen entsteht Spiritualität vollständig aus der leiblich-sinnlichen Erfahrung. Sie ist kein Zugang zu einer von der Welt getrennten geistigen Realität, sondern Ausdruck der fortlaufenden Selbstentfaltung von Ich und Welt im Erleben und Denken.

Transzendenz wird dabei als immanente Erweiterung des Erfahrens verstanden, nicht als etwas außerhalb oder jenseits der Welt Liegendes. **Für das Erkennen bedeutet dies, dass alle Einsichten im Prozess der Erfahrung, Wahrnehmung und Reflexion verankert sind und unmittelbar aus der erfahrbaren Welt hervorgehen.**

die Unterschiede zwischen Ihrer und meiner Auffassung zeigen sich besonders in der Verortung der spirituellen Dimension. Bei Ihnen liegt sie teilweise im Übersinnlichen, bei mir vollständig im Immanenten. Dennoch bleibt beiden Sichtweisen gemeinsam, dass Spiritualität nicht passiv erlebt wird, sondern aktiv im Mitvollzug von Wahrnehmen, Denken und Handeln verwirklicht wird. Sie ist nicht bloß eine Ergänzung des Erkennens, sondern dessen innerste Kraft, der schöpferische Impuls, der Ich und Welt in einen lebendigen Dialog mit der Wirklichkeit bringt.

Doch was geschieht, wenn diese Wirklichkeit selbst diesen Dialog nicht sucht? Wenn Menschen von Ängsten, Unterdrückung oder Zwängen geprägt sind, sei es mein christlich gläubiger Großvater, der um seinen Arbeitsplatz bangt, Frauen in Afghanistan, die vom öffentlichen Leben ausgeschlossen werden, oder buddhistische Mönche, die unter der chinesischen Besatzung leiden, welche Orientierung und welches Weltbild können sie dann für sich gewinnen? zweiten

In diesem Zusammenhang drängt sich mir die Frage auf, ob nicht die Entwicklung eines, reflektierten Weltbildes notwendig ist, um die tieferen Zusammenhänge hinter den äußeren Erscheinungen zu erkennen. Ein solches Weltbild ermöglicht, die äußere Wirklichkeit in einen größeren Zusammenhang zu setzen, ihre Ursachen und Kräfte zu durchschauen und bewusst zu handeln. Es ist keine Flucht in Abstraktion oder Transzendenz, sondern ein Instrument der Orientierung, das den schöpferischen Dialog zwischen Ich, Erfahrung und Welt vertieft und auch in Krisenzeiten Handlungsfähigkeit eröffnet. Dann würden sich in der Tat zwei Formen des Erkennens auftun.

Gleichzeitig frage ich mich, ob eine solche reflektierte Sicht allen Menschen gleichermaßen zugänglich ist. Sie setzt innere Entwicklung, Wahrnehmungsfähigkeit und ein Verständnis von Zusammenhängen voraus, die oft durch innere und äußere Umstände eingeschränkt werden.

So drängt sich mir schließlich die Überlegung auf, ob man in der Tat von zwei Welten sprechen kann, der sinnlich erfahrbaren und der erweiterten, reflektierten Wirklichkeit, wie Sie es in Ihrer Philosophie andeuten, wenn sie denn als solche zu verstehen ist. In dieser Zweiteilung sehe ich eine Möglichkeit, die Spannung zwischen innerem Dialog und äußerer Wirklichkeit zu verstehen.

In dieser Zweiteilung sehe ich eine Möglichkeit, die Spannung zwischen innerem Dialog und äußerer Wirklichkeit zu verstehen. Sie eröffnet zugleich den inneren Dialog zwischen Erfahrung und Denken und bildet die Grundlage für einen äußeren Dialog, der als Voraussetzung für Verständigung und Kommunikation gelten kann.

Auch wenn Sie längst von uns gegangen sind, bleibe ich ein Bewunderer dessen, was Sie geschaffen und angeregt haben. Ihr Wirken hat vielen Menschen Orientierung gegeben, nicht als starre Vorgabe, sondern als Einladung, das Erkennen, Denken und Erleben in eigener schöpferischer Weise zu entfalten. In dieser Haltung wird deutlich, wie sinnvoll und lebendig Ihr Ansatz ist, da er Ich und Welt in einen untrennbaren Dialog bringt und das bewusste Mitvollziehen des Lebens als Weg zur Erkenntnis begreifbar macht.

Hochachtungsvoll, Klaus Wroblewski

## 4.5 Dietmar (Buddhist)

Berlin, den 29.10.2025

Lieber Dietmar,

ich habe in letzter Zeit viel über unsere Gespräche zum Thema Ich, Verstehen und Erkenntnis nachgedacht, besonders im Zusammenhang mit deiner buddhistischen Sichtweise. Dabei ist mir bewusst geworden, dass unsere Perspektiven sich an entscheidenden Punkten berühren und zugleich deutlich voneinander unterscheiden. Ich möchte versuchen, meine eigene Position präzise zu formulieren, um unser Gespräch auf einer klareren Grundlage fortsetzen zu können.

Das Ich ist für mich kein Ding, sondern ein Geschehen. Es existiert nicht als feste Instanz hinter der Erfahrung, sondern entfaltet sich im Vollzug des Erlebens selbst. In jedem Moment, in dem Wahrnehmung, Empfindung und Bedeutung miteinander in Resonanz treten, entsteht eine Gestalt von Kohärenz. Diese nenne ich „Ich".

Das Ich ist daher nicht der Ursprung der Erfahrung, sondern ihr Ausdruck, ihre Gestalt. Es ist eine lebendige Ordnung, die sich aus der Bewegung von Fühlen, Denken und Handeln immer wieder neu hervorbringt. Identität ist in diesem Sinn keine feststehende Größe, sondern ein Rhythmus. Sie ist ein fortlaufender Prozess der Selbstbildung im Strom der Weltbedingungen.

Das Erleben schafft also das Ich, so wie der Fluss seine eigene Strömung formt. Dies geschieht nicht durch ein Zentrum, das steuert, sondern durch eine Dynamik, die sich selbst trägt und gestaltet. In jedem Moment ist das Ich ein Zustand, den es weder vorher noch nachher hat, weil es sich unaufhörlich in Bewegung befindet.

Auch Gedanken, Vorstellungen und Deutungen sind in meinem Modell Transformationen von Erfahrungen. Sie reduzieren, strukturieren und ordnen das sinnlich-emotionale Rohmaterial der Erfahrungen, das aus der Begegnung mit der Welt hervorgeht. Vorstellungen sind dabei immer emotional grundiert, da sie eine reduzierte, transformierte Zusammenstellung von Erfahrungsdaten darstellen. Damit ist das Denken kein abstrakter, neutraler Prozess, sondern eine Form der Sinnbildung, die sich aus sinnlich-affektiver Erfahrung heraus differenziert.

Emotionen wie Nähe, Einsamkeit, Freude, Angst oder Zorn prägen unsere verstandesmäßigen Strukturen von Anfang an. So bleibt das Denken stets in Resonanz mit dem affektiven und leiblichen Grund unserer Erfahrung. Damit ist auch jede Metaebene des Denkens emotional und leiblich grundiert.

Im buddhistischen Ansatz, so wie du ihn mir erklärt hast, spielt die Metaebene des Denkens als Werkzeug der Einsicht (prajñā) eine zentrale Rolle. Die Fähigkeit, das Denken selbst zu beobachten und zu verstehen, ist entscheidend für die Praxis von Achtsamkeit (sati) und Einsicht (vipassanā). Auch die reflektierende Beobachtung selbst soll später losgelassen werden, denn jede Metaebene ist immer noch eine Form von Konstruktion, eine Aktivität des Verstandes. Damit wird die Erkenntnis zu einem Prozess, in dem sich Perspektive an Perspektive reiht. Das Ziel ist nicht, in permanenter Reflexivität zu verharren, sondern in einen Zustand direkter, nichtkonzeptueller Gewahrwerdung zu gelangen (paññā im Sinne von „Sehen" wie es wirklich ist') Dies ist eine Annahme, die ich grundsätzlich infrage stelle, weil selbst die Erfahrung „reinen Gewahrseins" nicht unabhängig von unserer emotional und erfahrungsbasierten Struktur

entstehen kann oder auch, weil dieser Zustand wiederum als konzeptionelle Konstruktion verstanden werden kann und somit nicht von allen Projektionen frei ist.

Man könnte sagen:

**Die Metaebene dient der Befreiung vom unbewussten Denken, wird aber selbst wieder transzendiert.**

- Gedanken, Bewertungen und Projektionen werden erkannt, ohne dass man sich automatisch mit ihnen identifiziert. (Für mich entfernt man sich damit von seinem unmittelbarsten Bezug. Welchen Bezug setzt man dafür? Wenn man Gedanken, Bewertungen und Projektionen „nur beobachtet", ohne sich mit ihnen zu identifizieren, verliert man den unmittelbaren Bezug, also den direkten, leiblich-emotionalen Kontakt zur eigenen Erfahrung. Man „beobachtet" dann seine Erfahrung, statt sie zu durchleben.)
- Diese Metaebene kann man sich wie eine „Vogelperspektive" vorstellen: man sieht die Dynamik der eigenen Gedanken und Emotionen aus Distanz, ohne sie zu blockieren oder zu verwerfen, und betrachtet sie aus einer übergeordneten Perspektive.
- Gleichzeitig steht diese Beobachtung im Wechselbezug mit Erfahrung und Emotion. Gedanken werden durch Wahrnehmungen beeinflusst, und die Metaebene ermöglicht es, auf diese Prozesse klar, bewusst und nicht automatisch zu reagieren.

Ich hoffe, ich habe Dich soweit richtig verstanden.

Allerdings: Wenn das Ich bereits als Produkt des Denkens verstanden wird, erweist sich auch jene Metaebene, von der aus dieses Ich beobachtet werden soll, als Hervorbringung desselben Prozesses, als eine weitere Schicht der vom Verstand erzeugten Konstruktion. Damit stellt sich die Frage, ob der Versuch, sich vom Ich zu distanzieren, nicht notwendigerweise in eine neue Form von Selbstbezug übergeht, ein Verständnis, das sich selbst beim Akt des Beobachtens beobachtet.

Vielleicht lässt sich die Metaebene daher weniger als Ort einer letzten Wahrheit begreifen, sondern vielmehr als pragmatische Figur des Denkens, ein instrumentelles Moment der Reflexion, das dazu dient, die Wirkungen von Gedanken, Gefühlen und Projektionen zu erkennen, zu durchdringen und bewusster mit ihnen umzugehen. Eine solche Auffassung würde meiner eigenen Vorstellung entsprechen.

Doch bleibt die Frage: Wenn jede Beobachtung selbst Teil des Denkens ist, kann es überhaupt ein Gewahrsein geben, das nicht mehr durch Projektion vermittelt ist? Oder ist auch die Erfahrung von „Leere" nur eine feinere Form der Konstruktion?

In diesem Zusammenhang sind mir auch Zweifel am Erkenntnisweg zur „Erleuchtung" gekommen. Wird dieser Weg über Metaebenen des Denkens beschrieben, setzt er, ähnlich wie bestimmte Strömungen der Aufklärungsphilosophie, stillschweigend eine Entwicklung hin zu etwas „Besserem" oder „Reinerem" voraus. Eine solche teleologische Bewertung erfordert jedoch einen Maßstab, den wir weder logisch noch erfahrungsmäßig eindeutig begründen können: Woran ließe sich entscheiden, was „besser" ist?

Ich neige daher zu der Auffassung, dass Entwicklung nicht im Sinne von „positiv", „negativ" oder als „Erleuchtung" festgelegt werden kann. Entwicklung findet einfach statt und bezeichnet einen fortlaufenden Prozess ohne ein für uns erkennbares vorgegebenes Ziel. Die Welt begegnet uns dabei als Bedingungsfeld, in dem wir uns orientierend, planend und kontrollierend

bewegen. Sie tritt uns als offenes, mitunter chaotisches Problemfeld entgegen, das immer wieder Entscheidungen verlangt, deren Folgen sich erst im Vollzug und gemessen an unserer eigenen, selbstreferenziellen Perspektive als günstig oder ungünstig erweisen. In diesem Sinn ist Entwicklung kein Weg zu einem festen Zustand, sondern das lebendige Wechselspiel zwischen Handlung, Erfahrung und Einsicht. Jede Praxis der Reflexion oder Befreiung muss sich dieser dynamischen, kontingenten Natur bewusst sein, anstatt sich auf vorgegebene Maßstäbe zu stützen, die die eigene Perspektive zu früh fixieren. Das gilt auch für das, was Du Erleuchtung nennst.

Wenn also die Praxis der Meta-Reflexion einen Weg zur Befreiung zu eröffnen scheint, müsste zugleich offengelegt werden, nach welchem normativen Maßstab diese Befreiung als „besser" oder „wahrer" gelten soll. Andernfalls läuft sie Gefahr, selbst Teil jener unreflektierten Bewertungsstruktur zu werden, die sie eigentlich überwinden will. Eine Alternative besteht darin, die eigene persönliche Befindlichkeit zum Maßstab zu erheben. In diesem Fall wird Bewertung nicht von externen Normen bestimmt, sondern bleibt individuell erfahrungsbasiert und selbstreferenziell, wodurch der normative Zwang entfällt und die Bewertung im direkten Zusammenhang mit der eigenen Erfahrung steht.

Die Erkenntnis lädt mich dazu ein, bewusst, erfahrungsbasiert und flexibel zu leben, Unsicherheit zu akzeptieren, eigene Maßstäbe zu setzen und Lernen als kontinuierlichen Prozess zu begreifen.

Vor diesem Hintergrund hege ich auch Zweifel an den sogenannten „Edlen Vier Wahrheiten" im Buddhismus. Dort wird postuliert, dass das Leben von Leiden geprägt sei, oft verursacht durch unangenehme oder unbefriedigende Situationen, und dass dieses Leiden beendet werden könne. Ähnlich wie bei der christlichen Vorstellung der Erbsünde wird hier eine normative Vorbeurteilung eingeführt, die dem Gläubigen eine feste Verankerung innerhalb eines vorgegebenen Narrativs auferlegt.

Hier stellt sich für mich eine grundlegende Frage: Wenn „klares Sehen" nicht durch eine erkennende Person bestimmt wird, woran ließe sich dann erkennen, dass es tatsächlich klar ist? Man könnte ebenso argumentieren, dass auch dieses „unverzerrte Gewahrsein" selbst eine Form der Projektion darstellt, eine Weise, die Erfahrung zu strukturieren und zu deuten. In diesem Sinne ist der Unterschied zwischen den Perspektiven möglicherweise weniger ontologisch als methodisch. Du setzt auf das Auflösen der Gestalt hin zur Leere, während ich die Gestalt selbst als Ausdruck einer Resonanz begreife, in der sich Welt und Erkenntnis begegnen.

So betrachtet verweist die Reflexion über Metaebenen, Bedingungsfelder und klares Sehen auf einen zentralen Punkt reflektierenden Denkens, dessen teleologische Ausrichtung wir jedoch nicht teilen.

**Jede Praxis des Verstehens ist zugleich Konstruktion und Orientierung, Methode und Perspektive.**

Sie eröffnet Einsichten, doch diese Einsichten sind stets kontingent und selbstreferentiell. Die Herausforderung besteht darin, diese Dynamik zu erkennen und bewusst mit ihr umzugehen, ohne sie vorschnell zu fixieren oder in vorgegebene normative Schablonen zu pressen. Doch was wäre der Endzustand? Allerdings lässt sich aus meiner Sicht kein objektives Ende bestimmen, da Einsichten stets kontingent und selbstreferentiell bleiben. Jede Vorstellung von Vollkommenheit oder „klarem Gewahrsein" wäre wiederum ein Konstrukt innerhalb des fortlaufenden Flusses von Erfahrung und keine wirkliche Erleuchtung.

So betrachtet verweist die Reflexion über Metaebenen, Bedingungsfelder und klares Sehen auf einen zentralen Punkt reflektierenden Denkens. Jede Praxis des Verstehens ist zugleich Konstruktion und Orientierung, Methode und Perspektive. Sie eröffnet Einsichten, doch diese Einsichten sind stets kontingent und selbstreferentiell. Die Herausforderung besteht darin, diese Dynamik zu erkennen und bewusst mit ihr umzugehen, ohne sie vorschnell zu fixieren oder in vorgegebene normative Schablonen zu pressen.

Die buddhistische Praxis zielt damit auf eine dynamische Metaebene des Denkens ab, die Selbstreflexion erlaubt, im kontinuierlichen Bezug zu Erfahrung und Gefühl steht und automatische Verzerrungen auflösen will, ohne die verstandesmäßige oder emotionale Kapazität zu unterdrücken. Hier zeigt sich für mich ein zentraler Punkt:

**Kann man Emotionen wirklich aus der Distanz beobachten, oder ist auch das bereits wieder eine Projektion?**

Hier zeigen sich Parallelen und Unterschiede zu meinem Ansatz:

- Ich sehe die Welt als Ausdruck eines transzendentalen, energetischen Ursprungs, der sich nur in seinen Wirkungen zeigt. Im Buddhismus gibt es hingegen kein festes „Sein an sich“, sondern nur Phänomene, die in Abhängigkeit von Bedingungen erscheinen (Pratītyasamutpāda). Beide Perspektiven beruhen auf Postulaten oder Axiomen. Während ich die Existenz einer unbekannten, fundamentalen Realität unterstelle, geht der Buddhismus von einer unbekannten Konstellation bedingter Abhängigkeiten aus. In beiden Fällen wird eine Grundstruktur angenommen, die sich nur in ihren Wirkungen bzw. Manifestationen zeigt.
- Erkenntnis ist die Deutung von Wirkungen und nicht die Repräsentation eines Seienden; im Gegensatz zum klassischen Buddhismus akzeptiere ich jedoch einen unbekannten, energetisch wirksamen „stillen Grund“ als ontologisches Fundament. Meine Sicht liegt damit zwischen pragmatischer Erkenntnistheorie und metaphysischem Minimalismus.
- Ich betone die Gestalt des Ichs in Resonanz mit Erfahrung, während der Buddhismus das Ich als Projektion deutet, die aus Anhaftung, Bewertung und Gewohnheiten entsteht. Somit entspricht das Ich des Buddhismus eher einer konzeptionellen Vorstellung, während ich das Ich direkt den Erfahrungen selbst zuordne.
- Wahrheit verstehe ich als Kohärenz und Lebendigkeit der Deutung, systemimmanent. Im Buddhismus hingegen wird Wahrheit in Praxis und Erfahrung erlebt, nicht intellektuell erfasst. Meine Frage ist, wer bestimmt, was mein Gewahrwerden bedeutet und damit, was als Wahrheit gilt. Vielleicht ist der Weg ins Ungewisse ja selbst schon ein Irrweg – oder stellt er vielmehr einen unvermeidlichen Abschnitt auf dem Weg des Verstehens dar, ein Moment innerer Übereinstimmung mit sich selbst?“
- Ich arbeite transzendental-phänomenologisch, der Buddhismus eher mythopoetisch-bildhaft (Leerheit, Dharmadhātu, Buddha-Natur).

Wir teilen den Boden, dass Gedanken niemals isoliert existieren; sie sind immer in affektive und erfahrungsbasierte Prozesse eingebettet. Der Unterschied liegt jedoch in der Richtung der Auflösung:

- Du strebst nach Loslösung vom Ich als Projektion, um in der Leere des unverzerrten Gewahrseins Freiheit zu finden.
- Ich sehe das Ich als Gestalt der Resonanz, als dynamische Form, in der sich die Wirkungen der Welt strukturieren und erfahrbar werden.

Daher bleibt für mich die entscheidende Frage offen: Wenn das Ich im buddhistischen Sinn als reine Projektion gilt, also als Produkt des Denkens und der Vorstellung, woher kommen dann die affektiven und erfahrungsmäßigen Strukturen, die diese Projektion überhaupt ermöglichen? Mit anderen Worten: Ist das, was der Buddhismus als „Nicht-Selbst“ bezeichnet, wirklich frei von der lebendigen Resonanz, die Denken, Fühlen und Wahrnehmen verbindet, oder wird hier eine Dimension des Erfahrens ausgeklammert, die dem Ich als Gestalt der Weltbeziehung zugrunde liegt?

Damit lässt sich für mich der Buddhismus als erkenntnistheoretische Anleitung verstehen, die auf einer fortlaufenden Entwicklung individueller Perspektiven aufbaut und eine Erweiterung der Erkenntnis anstrebt, um eine verbesserte persönliche Orientierung zu ermöglichen. Auch wenn der Buddhismus zunächst ontologisch anmutet, dienen Begriffe wie „Welt“, „Leerheit“, „Buddhanatur“ oder „Dharmadhātu“ in erster Linie als didaktische oder narrative Hilfsmittel. Sie werden nicht zwingend als ontologische Tatsachen behauptet, sondern als heuristische und erkenntnisfördernde Konstruktionen verstanden.

Uns unterscheidet, wie bei allen Religionen, die Art und Weise, wie Einsichten narrativ gestaltet werden. Religiöse Traditionen teilen oft ähnliche existenzielle Anliegen, unterscheiden sich jedoch in ihrer sprachlichen, symbolischen und erzählerischen Vermittlung. Narrative Strukturen wie Mythen, Gleichnisse, Lehrreden oder Heiligenbiographien übersetzen komplexe Einsichten in für die jeweilige Gemeinschaft nachvollziehbare und erfahrbare Formen. Ähnliche Grundintentionen, wie zum Beispiel die Überwindung von Leiden oder das Streben nach Erkenntnis, nehmen dadurch unterschiedliche narrative Gestalt an, ohne dass dies gegensätzliche Wahrheiten bedeutet.

Mich überzeugt am Buddhismus vor allem, dass er mir kaum dogmatische Grenzen setzt, sondern mir einen Weg der Erkenntnis eröffnet, der auf Perspektivwechsel setzt und den ich im Einklang mit meinen eigenen Gefühlen und Erfahrungen gehen kann.

Ich würde mich sehr freuen, Deine Sicht auf die von mir angesprochenen Punkte zu hören, gerade weil sie mir als spannende Grenzlinien zwischen unseren beiden Verständnissen erscheinen.

Herzlich, Dein Klaus

# 4.5 Markus Gabriel

Berlin den 29.10.2025

Sehr geehrter Herr Gabriel

In den vergangenen Jahren bin ich in meiner Arbeit immer wieder auf Ihre Überlegungen zu Emotionen und Sinnfeldern gestoßen. Ihre Texte haben mich angeregt, meine eigenen Gedanken zu prüfen, zu vertiefen und weiterzuentwickeln.
Es geht mir bei diesem Schreiben nicht nur darum, aus den möglichen Unterschieden zwischen unseren Sichtweisen Fragen abzuleiten, sondern auch darum, mir selbst über diese Unterschiede klarer zu werden. Zugleich möchte ich mich entschuldigen, falls ich Ihre Position missverstanden oder unzutreffend wiedergegeben habe.
Da ich kein ausgebildeter Philosoph bin, sondern über das Nachdenken über das eigene Verstehen und das Verhältnis von Ich und Du allmählich auf philosophisches Terrain geraten bin, sind mir sicher Fehldeutungen unterlaufen. Mein Anliegen war und ist jedoch, aus eigenem Nachdenken heraus zu einer für mich stimmigen und nachvollziehbaren Sichtweise zu gelangen. In diesem Prozess habe ich auch andere, von mir gedeutete Positionen meiner eigenen gegenübergestellt und werde dies weiterhin tun.
Für mögliche Missverständnisse bitte ich um Nachsicht und hoffe, dass Sie diese Zeilen als persönliche Mitteilung verstehen, als Ausdruck meines aufrichtigen Interesses, Ihre Gedanken wirklich zu erfassen und im eigenen Denken fruchtbar zu machen.

Mein erster Kontakt mit Ihren Gedanken ergab sich aus meinen Überlegungen zu den Emotionen. Schon anfangs war es mein Anliegen, gerade diesen in der Philosophie oft vernachlässigten Bereich genauer zu betrachten. Besonders beeindruckt hat mich Ihre Überzeugung, dass Emotionen nicht als bloße körperliche oder neuronale Zustände zu verstehen sind, sondern als Ausdrucksformen des Bewusstseins.
Wie Sie beschreiben, sind Emotionen Weisen, in denen uns die Welt in einer bestimmten Bedeutung begegnet. Angst lässt sie als bedrohlich erscheinen, Freude als offen und lebenswert. Auf diese Weise werden Emotionen zu Sinnereignissen, in denen Welt und Selbst nicht getrennt, sondern miteinander verflochten erfahrbar werden. In jeder Emotion begegnet uns die Welt in einer bestimmten Gestalt und zugleich begegnen wir uns selbst in dieser Erfahrung.
Ich teile Ihre Sichtweise voll und ganz. Für mich sind Emotionen weit mehr als bloße Begleiterscheinungen des Erlebens. Sie spiegeln unsere Haltung zur Welt wider und prägen zugleich die emotionale Struktur unserer Wahrnehmung. Damit soll deutlich werden, dass Emotionen sowohl unsere Sicht auf die Welt formen als auch uns selbst in der Erfahrung begegnen. In diesem Rahmen fühle ich mich eng mit Ihren Überlegungen verbunden.

Besonders überzeugend finde ich Ihren Einwand gegen naturalistische und neurobiologische Reduktionen. Indem Sie sich gegen die Vorstellung wenden, Emotionen ließen sich vollständig als Gehirnprozesse erklären, zeigen Sie, dass Verstand, Sinn und Weltbezug in der gelebten Erfahrung von Emotionen unverzichtbar sind. Sie ordnen Emotionen dem Bereich des Erlebens und der Bedeutung zu, nicht bloß einem Naturzusammenhang. In diesem Sinne werden sie zu jenem Medium, durch das Sinn und Welt in der Erfahrung erscheinen, und zugleich knüpfen sie an moralisches Bewusstsein an. Ihre Überlegungen in „Moralischer Fortschritt in dunklen Zeiten“ haben mir gezeigt, dass Emotionen für Sie nicht nur subjektive Phänomene sind, sondern Bedingungen moralischer Orientierung. Empathie, Schuld, Scham oder Mitgefühl erscheinen bei Ihnen nicht als sekundäre Affekte, sondern als Weisen, in denen wir andere als Personen und moralische Zusammenhänge überhaupt erst wahrnehmen. Emotionen sind somit zugleich

kognitive, existentielle und ethische Ereignisse. Ich selbst kann mit dem Aspekt der moralischen Orientierung nur bedingt etwas anfangen. Dennoch komme ich Ihnen im Rahmen von Wertung, Bedeutungsgebung und der Rolle, die Emotionen für unser Selbst- und Weltverhältnis spielen, sehr nahe. In dieser Hinsicht empfand ich Ihre Überlegungen als äußerst fruchtbar und inspirierend.

In Ihren Überzeugungen sehe ich eine notwendige Korrektur gegenüber einem Realismus, der Objektivität und Subjektivität gegeneinander ausspielt. Während der klassische Realismus die Welt als unabhängig vom Bewusstsein versteht und Emotionen als bloße subjektive Verzerrungen behandelt, machen Sie deutlich, dass gerade in den Emotionen die Welt als sinnhaft erfahrbar wird. Dadurch verschiebt sich bei Ihnen auch das Verständnis von Realismus selbst.

Sie denken Wirklichkeit nicht als ein „Draußen“, das unabhängig vom Bewusstsein besteht, sondern als ein vielschichtiges Ensemble von Sinnfeldern, in denen sich Welt zeigt. Emotionen gehören zu diesen Feldern und eröffnen uns die Erfahrung ihrer realen Struktur. In der Angst zeigt sich die Welt als bedrohlich, in der Freude als offen und lebenswert.

In dieser Perspektive ist die Emotion keine rein persönliche Reaktion auf eine fertige, von uns unabhängige Welt. Vielmehr ist sie eine Weise, in der Welt selbst sich uns zeigt, und eröffnet damit einen unmittelbaren Zugang zu ihrer Bedeutung. Auf diese Weise erscheinen Emotionen nicht als bloße Erlebnisformen, sondern als grundlegende Weisen, in denen Welt und Bewusstsein wechselseitig erfahrbar werden.

In dieser Hinsicht sehe ich eine deutliche Nähe zwischen Ihrem Ansatz und meinem eigenen Nachdenken über Erfahrung. Auch für mich sind Emotionen nicht bloße Reaktionen, sondern Ausdrucksformen des Welt- und Selbstbezugs. Sie eröffnen uns einen Zugang zu Bedeutungen, in denen Welt und Selbst miteinander verflochten werden.

Gleichzeitig eröffnet sich in meinen Überlegungen eine weitere Ebene, die über Ihre Sicht hinausweist. Während Sie die Emotion als Weise des Sinnereignisses innerhalb eines Erfahrungsfeldes begreifen, neige ich dazu, zwischen zwei Formen des Verstehens zu unterscheiden, die in der emotionalen Erfahrung miteinander verwoben sind. Diese Unterscheidung ermöglicht es mir, sowohl die individuelle Interpretation als auch die situative Einbettung feiner zu erfassen, ohne die grundlegende Einsicht Ihrer Position zu berühren.

Die erste Form nenne ich konstruktives Verstehen. Es handelt sich um die analytische, reflektierende Weise des Begreifens, in der das Denken die emotionale Erfahrung ordnet, benennt, interpretiert und in Zusammenhänge einordnet. Dieses Verstehen ist nachträglich und distanziert. Es schafft Struktur und Bedeutung, ermöglicht es, Emotionen zu beschreiben, zu vergleichen, zu deuten und theoretisch zu erfassen. Es ist also ein Gegebenes, das erst durch die Deutung der Erfahrung erkannt wird.

Die zweite Form nenne ich intuitives oder erfahrungsbasiertes Verstehen. Sie beschreibt die unmittelbare, präreflexive Weise des Erfassens, in der das Erleben selbst bereits erkenntnisreich ist. Hier tritt die Emotion nicht als Gegenstand der Analyse auf, sondern erscheint als lebendige Form des Weltbezugs, in der Sinn spontan und ohne begriffliche Vermittlung sichtbar wird. Wenn ich Angst empfinde, weiß ich unmittelbar, dass etwas bedrohlich ist, ohne diesen Zusammenhang erst konstruktiv herstellen zu müssen. In dieser Dimension ist Emotion nicht nur Medium des Sinns, sondern selbst ein Moment des Erkennens, das keiner begrifflichen Verarbeitung bedarf. Sie betonen, dass Emotionen Weisen sind, in denen Welt erscheint. Damit stehen Sie meinem intuitiven Verstehen sehr nahe.

Anders als in Ihrem Modell integriere ich diesen Zugang zunächst weniger eng in das System der Sinnfelder. Für mein Verständnis ist es wichtig, Erfahrung und Verstand als zwei selbstreferentielle Systeme zu unterscheiden, die jeweils eigenständig operieren. In einem zweiten Schritt können diese beiden Dimensionen dann miteinander verbunden werden. In Ihrem Ansatz erscheinen analytisches Erfassen und unmittelbares Erleben jedoch noch zu stark miteinander verschränkt.

Meine Sichtweise betont die Spannung und Selbstreferenzialität zwischen beiden Ebenen. Die Erfahrung selbst ist sinnkonstituierend, während das konstruktive Verstehen hinzutritt, um das Erlebte in Sprache, Begriffe und Reflexion zu überführen. Diese Trennung erscheint mir notwendig, um den lebendigen Ursprung der Erfahrung nicht in der nachträglichen Ordnung des Verstandes aufzulösen. Gleichzeitig wirken beide Ebenen symbiotisch und wechselwirkend zusammen, um Verständnis und Orientierung zu ermöglichen.

Während Sie Emotionen als Teil des geistigen Sinngefüges begreifen, sehe ich sie zugleich als Grenzphänomene. Emotionen sind Erfahrungsbausteine, die an der Schnittstelle zwischen unmittelbarer Wahrnehmung und reflektierendem Verstand liegen und in denen der Verstand indirekt an seine Herkunft im unmittelbar Gegebenen erinnert wird. In der Emotion zeigt sich etwas, das dem Denken vorausliegt, aber zugleich seine Bewegung begründet. Ich teile Ihre Ablehnung naturalistischer Reduktionen und stimme Ihnen zu, dass Emotionen nicht auf rein körperliche Prozesse reduziert werden können. Sie sind Weisen, in denen Welt und Selbst sich wechselseitig erschließen und Sinn erfahrbar wird. Darüber hinaus betrachte ich Emotionen als Übergänge, in denen Leib, Gefühl und Erleben miteinander verflochten sind und auf diese Weise die Bedeutung des Erlebten unmittelbar zur Erscheinung bringt. Auf diese Weise eröffnet sich Sinn nicht nur durch begriffliche Reflexion, sondern auch und zuerst direkt aus der Erfahrung selbst.

Diese Überlegung führt mich zu meiner nächsten Annäherung an Ihre Theorie der Sinnfelder. Ihre Deutung von Emotionen als Weisen des Erscheinens eröffnet bereits eine Struktur, in der Sinn nicht als Einheitliches, sondern als Vielheit von Erscheinungsformen gedacht wird. Darauf möchte ich im Folgenden eingehen, indem ich die Beziehung zwischen meinen eigenen Vorstellungen von Resonanz, Erfahrung und Sinn und Ihrer Konzeption der Sinnfelder beleuchte.

Wenn ich Ihre Überlegungen richtig verstanden habe, wenden Sie sich gegen jeden Versuch, die Welt als geschlossene, allumfassende Totalität zu denken. Es gibt, so Ihre These, keine „Welt“ im Singular, sondern viele unterschiedliche Sinnfelder, in denen jeweils etwas als etwas erscheint. Diese Sinnfelder bestehen unabhängig voneinander; ihre Gesamtheit bildet keine übergeordnete Einheit, die man sinnvoll „die Welt“ nennen könnte. Damit formulieren Sie eine erkenntnistheoretische Haltung, die zugleich realistisch und pluralistisch verstanden werden kann: realistisch, weil Sie den Dingen ihre Eigenständigkeit zusprechen, und pluralistisch, weil Sie die Idee einer ontologischen Einheit des Ganzen zurückweisen.

Aus meiner Sicht ergibt sich hier eine wesentliche Differenz zu Ihrer Position. Ich verstehe Ihre Sinnfelder weniger als ontologische Gegebenheiten denn als Abstraktionsebenen unseres Verstehens. In meiner Lesart lösen sich die Sinnfelder aus der Welt selbst und werden zu Werkzeugen, mit denen wir Orientierung und Struktur gewinnen. Sie sind epistemische Konstruktionen, die unterschiedliche Bedeutungszusammenhänge erfassen, nicht ontologisch festgelegte Einheiten. Das Individuum erkennt und versteht sich somit nicht innerhalb einer vom Sein unabhängigen Ordnung, sondern bildet diese Ordnung selbst durch Denken, Erleben und Fühlen.

Während Sie die Vielheit der Sinnfelder als ontologische Eigenschaft des Seins verstehen, sehe ich sie als notwendige Form unserer Erkenntnis. Denken operiert in Einheiten, Beziehungen und Abstraktionsebenen, um Erfahrung zu strukturieren und zu ordnen. Die verschiedenen „Welten", „Ebenen" oder Dimensionen sind somit epistemische Werkzeuge, die die Komplexität des Erlebten erfassbar machen, ohne die ontologische Realität selbst zu bestimmen. Vielheit ist damit Ausdruck der verstandes- und erfahrungsbasierten Struktur unseres Verstehens, nicht der Wirklichkeit an sich.

Ebenso unterscheide ich mich von Ihnen in der Auffassung des Seins. Während Sie das Sein im Erscheinen innerhalb eines Sinnfeldes verorten, gehe ich von einer Welt an sich aus, die keine vollständig erfassbare Totalität bildet, sondern eine energetische, grundlegende Wirklichkeit darstellt, die sich nur in ihren Wirkungen zeigt. Sie entzieht sich unserem unmittelbaren Erkennen und wirkt in jedem Akt der Erfahrung, in Wahrnehmung, Affekt, Resonanz und Denken. Erkenntnis verstehe ich daher als einen fortwährenden Prozess der Deutung dieser Wirkungen, nicht als bloße Abbildung eines Seienden.

In diesem Rahmen ist Wahrheit nicht normativ festgelegt, sondern zeigt sich als innere Kohärenz und Resonanz im Erfahrungsprozess. Wahrheit verstehe ich als Systemwahrheit. Erkenntnis ist schöpferisch und dynamisch, Regeln und Strukturen entstehen situativ im Zusammenspiel von Erfahrung, Emotion, Resonanz und Denken. Das Ich wird als prozessuale Einheit verstanden, die selbstreflexiv die Horizonte des Verstehens gestaltet. Es ist kein epistemisch vermittelter Ort innerhalb eines Feldes, sondern ein phänomenologisch konstitutiver Bezugspunkt, in dem sich Welt und Selbst verschränken.

Transzendenz und Spiritualität verstehe ich ebenfalls anders. Sie erscheinen mir nicht als kulturell-symbolische Zusätze, sondern als innere Momente des Lebendigen. Sie sind Ausdruck der Resonanz zwischen Ich und Welt und weisen über das unmittelbar Gegebene hinaus. Sprache artikuliert Sinn, der im Erleben selbst gründet und sich in der Verbindung von Erfahrung, Emotion und Reflexion entfaltet.

Wenn man den ontologischen Status der Sinnfelder zugunsten einer Auffassung als Abstraktionsebenen aufgibt, wie ich es tue, ist dies naturgemäß mit einer Verschiebung des Realitätsanspruchs verbunden. Die Sinnfelder besitzen dann keine unmittelbar reale Existenz in der Welt, sondern werden zu Ebenen und Werkzeugen unseres Verstehens. In diesem Fall bleibt, so meine Überlegung, nur die Möglichkeit, einen anderen transzendentalen Sinnhorizont zu wählen, der den Realitätsbezug des Erlebten auf einer anderen Ebene sichert.

Zusammenfassend sehe ich die Differenz zwischen uns folgendermaßen:

- Sie sehen die Vielheit als ontologische Struktur (Sinnfeld), ich als epistemische und prozessuale Form des Verstehens (Abstraktionsebenen).
- Für Sie ist Sein identisch mit Erscheinung im Feld; für mich ist Sein der energetische Grund, der sich in Wirkungen offenbart.
- Das Ich ist bei Ihnen epistemisch vermittelt, bei mir hingegen phänomenologisch konstitutiv. Das heißt, das Subjekt konstituiert sich bei ihnen im Medium der Erkenntnis, innerhalb der Sinn- und Sprachstrukturen, die Welt erst erfahrbar machen. In meiner Sicht jedoch ist Subjektivität nicht nur ein epistemisches, sondern auch ein ontologisches Phänomen. Sie ist Ausdruck einer lebendigen Beziehung zum Sein selbst, einer Resonanz, in der sich Erkenntnis, Empfindung und Existenz durchdringen.
- Transzendenz und Spiritualität sind bei Ihnen kulturell-symbolisch; bei mir Ausdruck der Resonanz zwischen Selbst und Welt.

- Sprache konstituiert bei Ihnen Sinn, bei mir hingegen artikuliert sie einen Sinn, der seinem Ursprung im Erleben hat.

Insofern sehe ich die Differenz nicht als unversöhnlichen Gegensatz, sondern als Verschiebung der Perspektive. Während Sie Ordnung von außen über Sinnfelder und deren Regeln bestimmen, entsteht bei mir Ordnung von innen, durch das lebendige Zusammenspiel von Erfahrung, Emotion und Denken. Und während Sie die Idee einer Welt an sich verwerfen, halte ich sie, transzendental gedacht, für unverzichtbar. Die Welt, nicht als Totalität gedacht, sondern als unerschöpflicher Grund, aus dem die Vielfalt unserer Deutungen hervorgeht.

In gewisser Weise lässt sich dieser Unterschied durch Freges Unterscheidung zwischen Innenansicht und Außensicht veranschaulichen. Die Innenansicht entspricht dem Sinn, also der Perspektive, aus der wir etwas verstehen, während die Außensicht die Bedeutung bezeichnet, auf die sich das Verstandene bezieht. Daraus folgt, dass unsere Erfahrung und Deutung einer Sache nicht mit der Sache selbst identisch sind. Unsere Perspektive vermittelt lediglich einen möglichen Zugang zu einer uns unbekannten Realität, sie erschafft sie nicht. Unterschiedliche Perspektiven machen dasselbe Objekt auf unterschiedliche Weise erfahrbar.

Vor diesem Hintergrund wird für mich der zentralste Unterschied in der Auffassung der Erfahrung sichtbar. Ich trenne Erfahrungen, die ich analog erfasse, von Denken, das digital operiert. Erfahrungen sind unmittelbar, fließend und vielgestaltig, während Denken abstrahierend, strukturiert und logisch arbeitet. Beide Bereiche sind eigenständige, selbstreferentielle Systeme mit eigenen Regeln und Dynamiken. Erfahrungen bilden das ursprünglich analoge Fundament, aus ihnen werden Erkenntnisse abgeleitet. Das Denken dient der Reflexion, Ordnung und Kommunikation, wird aber durch die Erfahrungswelt genährt.

Zur Orientierung in der Welt werden beide Systeme symbiotisch vereinigt. Denken systematisiert, reflektiert und artikuliert das, was im Erfahrungsstrom präsent ist, während die Erfahrungen dem Denken Inhalte liefern und es inspirieren. Diese Wechselwirkung ermöglicht, dass Sinn, Orientierung und Wissen entstehen.

Sie hingegen verstehen Sinnfelder und das Denken als primär strukturbildend und ontologisch real, wobei das Individuum innerhalb der epistemischen Strukturen vermittelt operiert. Erfahrung ist bei Ihnen nicht das fundamentale Ausgangssystem, sondern wird innerhalb der Sinnfelder epistemisch geordnet. Das Ich ist in Ihrer Konzeption epistemisch vermittelt, während es in meiner Sicht zentral und aktiv die Welt erschließt.

Hier zeigt sich allerdings zugleich auch eine grundsätzliche Übereinstimmung. Auch Sie betonen die Bedeutung der Emotionen in der Strukturierung von Erfahrung. Der entscheidende Unterschied liegt jedoch in der Bewertung und Einordnung dieser Emotionen. Ich verstehe sie als Aktivitätsmuster innerhalb des Erfahrungsflusses, die Handeln, Wahrnehmen und Denken leiten. Sie sind integraler Bestandteil der Erfahrung selbst und nicht sekundär durch epistemische Strukturen vermittelt. In meiner Sicht wirken Emotionen dynamisch und situativ, ihre Bedeutung ergibt sich aus dem konkreten Erfahrungszusammenhang und dem individuellen Resonanzfeld, das jede Erfahrung prägt.

In diesem Sinne sehe ich Ihre Position noch stärker in der klassisch abendländischen Tradition verankert, insofern Sie die Ebene der Erfahrung und die des Verstandes von vornherein miteinander verschränken. Anders verhält es sich in der Tradition östlicher Deutungen von Erfahrung und Emotionen. Dort wird die unmittelbare Erfahrung nicht primär als Moment verstanden, der der Reflexion bedarf, sondern als ursprüngliche Form der Erkenntnis selbst. Erfahrung

ist hier nicht defizitär gegenüber dem Denken, sondern Ausdruck einer nicht-dualistischen Einheit von Bewusstsein und Welt. Emotionen erscheinen in diesem Verständnis nicht als subjektive Affekte, die geordnet oder gedeutet werden müssen, sondern als energetische Bewegungen des Erlebens, die im Einklang mit der Ganzheit des Seins stehen.

Während die abendländische Philosophie tendenziell zwischen Subjekt und Objekt, Denken und Fühlen, Innen und Außen unterscheidet, zielt die östliche Perspektive auf die Aufhebung dieser Trennungen. Erkenntnis bedeutet dort nicht, die Erfahrung durch begriffliche Analyse zu strukturieren, sondern im Erleben selbst gegenwärtig zu sein. Wahrheit zeigt sich in der Unmittelbarkeit des Erlebens, nicht in seiner begrifflichen Erfassung. Emotionen werden nicht interpretiert, sondern zugelassen, durchlebt und integriert, bis sie in ein Gleichgewicht mit der Welt zurückfinden.

In diesem Vergleich zeigt sich, dass die abendländische Betonung des Denkens und der epistemischen Vermittlung gegenüber der Erfahrung eine Distanz schafft, die in östlichen Traditionen nicht notwendig ist. Während in Ihrer Konzeption die Erfahrung im Rahmen von Sinnfeldern epistemisch geordnet wird, verstehe ich sie eher als ursprünglichen Resonanzraum, in dem Bedeutung entsteht, bevor sie begrifflich gefasst oder reflektiert wird.

Sprache schließlich artikuliert bei mir einen eigenen Sinn, der sich aus dem Deuten des Erlebens ergibt und sich in Beziehung zur Welt setzt, ohne sie selbst konstituieren zu können. Sie vermittelt, ohne die Erfahrung abzubilden, und entfaltet sich deutend in der Verbindung von Wahrnehmung, Empfindung und Reflexion. Transzendenz und Spiritualität erscheinen mir nicht als kulturell-symbolische Zusätze, sondern als innere Momente des Lebendigen, Ausdruck der Resonanz zwischen Ich und Welt, die über das unmittelbar Gegebene hinausweisen.

Damit meine ich einen zentralen Unterschied zwischen uns zu erkennen, der sich in folgender Frage ausdrückt:

**Wenn Sinnfelder die Orte sind, an denen etwas erscheint, wie kann deren Realität unabhängig vom Denken gedacht werden, wenn der Begriff des „Sinns“ selbst nur innerhalb epistemischer oder kommunikativer Strukturen Bedeutung hat? Entsteht hier nicht eine Spannung zwischen Ihrer ontologischen Setzung des Sinns und seiner epistemischen Bedingtheit?**

Meine Position hierzu ist:
Sowohl Sinnfelder als auch alle anderen Systeme verstehe ich grundsätzlich als Denksysteme, die epistemische oder kommunikative Modelle darstellen und Strukturen des Sinns beschreiben. Die Annahme hingegen, es gäbe ontologische Felder, die unabhängig vom Denken wirklich existieren, erscheint mir als theoretische Fiktion. Sie setzt voraus, dass Sinnfelder eine vom Denken getrennte Realität besitzen, ohne dass sich plausibel darlegen ließe, auf welche Weise eine solche Realität außerhalb der Sinnproduktion bestehen sollte.

Darin liegt für mich ein zentrales Paradoxon. Ihr „Neuer Realismus“ beansprucht, eine vom Denken unabhängige Wirklichkeit zu begründen, führt jedoch mit dem Begriff des Sinnfeldes eine Kategorie ein, die nur innerhalb des Denkens Sinn ergibt. Damit unterläuft sich das Projekt nach meiner Auffassung selbst, indem es seine erkenntnistheoretische Abhängigkeit ontologisch überhöht.

Ihr Ansatz verwandelt sich für mich in eine metaphorische Ontologie des Sinns, die als performative Setzung erscheint. Die behauptete Unabhängigkeit der Wirklichkeit wird durch die Denkstruktur selbst hervorgebracht. Ihre Ontologie erweist sich somit als logisch geschlossener Konstruktivismus, insofern sowohl ihre grundlegenden Einheiten als auch die zwischen ihnen etablierten Beziehungssetzungen auf konstruierte Definitionen zurückgehen.

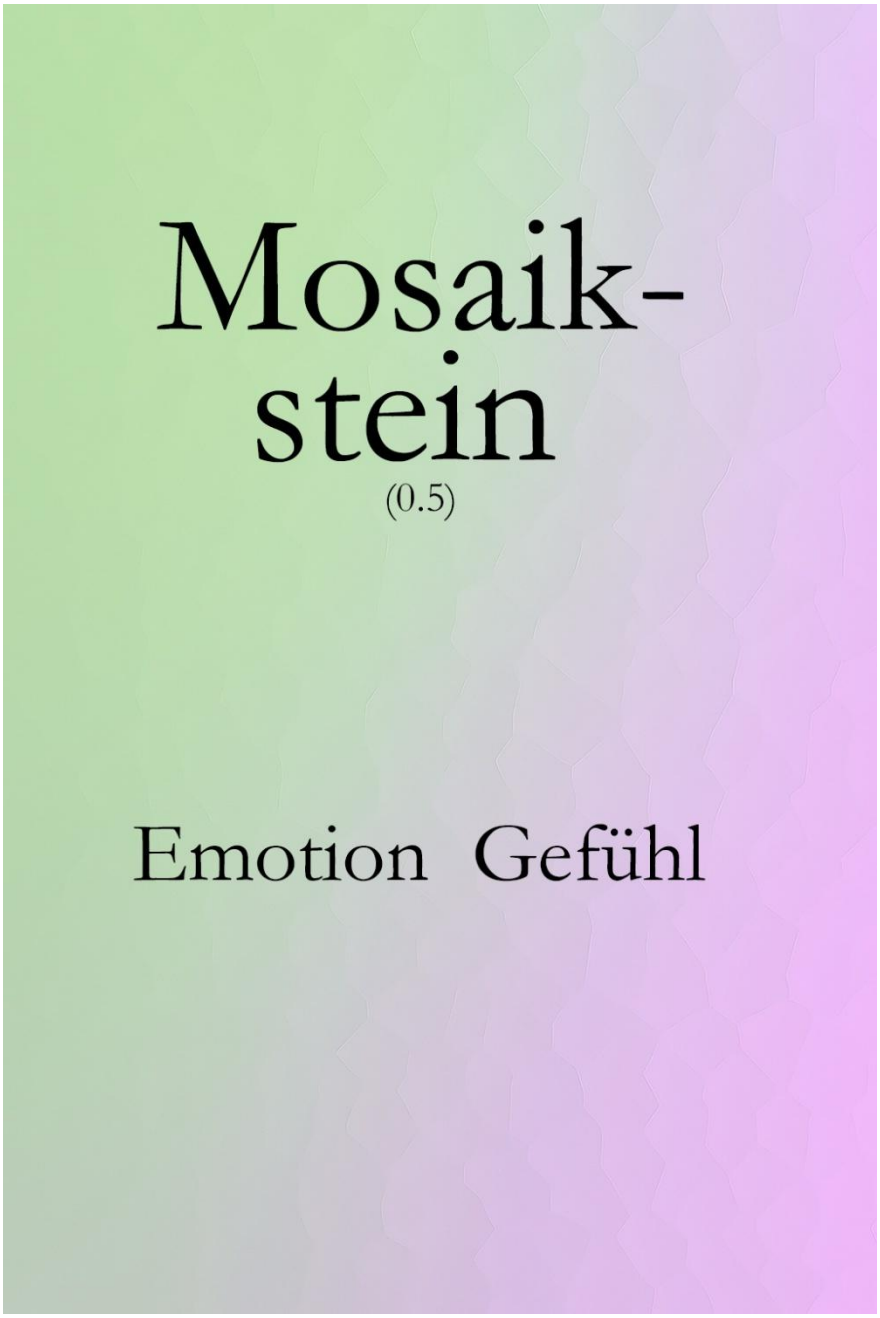
In diesem Sinne verstehe ich Ihre Sinnfelder als eine verkappte Systemtheorie, als Formen oder Einheiten des Denkens. Der Ausdruck „verkappte Systemtheorie“ ist dabei keineswegs abwertend gemeint, sondern erkenntnisanalytisch. Er soll verdeutlichen, dass Ihre Ontologie systemisch funktioniert, auch wenn sie sich über den Begriff der Sinnfelder ontologisch ausgibt.

Ich hoffe, dass diese Darstellung meines Denkens und der Vergleich mit Ihren Überlegungen für Sie nachvollziehbar ist. Mein Anliegen war und ist, in einen persönlichen Dialog über die Grundlagen von Erfahrung, Emotion, Sinn und Ich einzutreten und damit zugleich meine eigenen Überlegungen zu präzisieren. Ich würde mich freuen, wenn Sie meine Ausführungen als Ausdruck ernsthaften Interesses an Ihrer Arbeit verstehen.

Mit freundlichen Grüßen, Klaus Wroblewski

P.S. Ich habe den Verdacht, dass Ihr Wahrheitsbegriff durch eine Schnittmenge von Systemen definiert wird und absichtlich (angeblich metaphysischer Fehler) nicht auf eine „Realität an sich“ bezogen ist.
Nach Ihrer Auffassung ist der Wahrheitsbegriff nicht auf eine „Realität an sich“ bezogen, sondern ergibt sich aus den jeweiligen Sinnfeldern, in denen Dinge erscheinen. Wahrheit ist damit feldabhängig. Sie gilt innerhalb bestimmter Bereiche des Sinns, nicht absolut.
Zugleich betonen Sie, dass diese Sinnfelder nicht isoliert nebeneinander bestehen, sondern sich vielfach überlappen und gegenseitig durchdringen. In diesen Überschneidungen, in denen sich verschiedene Sinnfelder kreuzen, treten Wahrheiten besonders deutlich hervor oder gewinnen intersubjektive Geltung.
In meiner Interpretation verstehe ich dies so, dass Wahrheit nur dort besteht, wo sich Schnittmengen verschiedener Sinnsysteme bilden. Anders als Sie gehe ich jedoch davon aus, dass solche Systeme Denkkonstruktionen sind, also Produkte des Verstandes oder unserer symbolischen Ordnungen und nicht eigenständig reale Felder. Aus meiner Sicht ließe sich Ihr Wahrheitsbegriff daher als eine Systemwahrheit verstehen, die sich durch Überschneidung oder Einigung mit anderen Systemwahrheiten ergibt.

# 5. Mosaikstein Emotion – Gefühl




Dieses Essay ist Teil eines umfassenderen Projekts, das auf dem Gedankenmosaik basiert (https://archive.org/Gedankenmosaik). Im Zentrum des Gedankenmosaiks standen für mich die Fragen nach dem „Verstehen des Verstehens“ sowie nach der Bedeutung des „Ich“ und des „Du“.
Während der Arbeit an diesem Essay entstanden verschiedene vertiefende Überlegungen, die ich als Nebenprodukte verstand und „Mosaikstein“ nannte (https://archive.org/Mosaikstein). Bisher sind dabei die Mosaiksteine „Verstehen“, „Erfahrung“, „Innenperspektive Spiritualität“, „Erkennen“ und „Emotionen Gefühle“ entstanden.
Der hier vorgestellte Mosaikstein trägt den Titel „Emotionen Gefühle“.

# Kurzfassung

Wahrnehmung ist kein passives Abbild der Realität, sondern ein aktiver Prozess, in dem Sinn im Erleben entsteht. Emotionen bilden dabei die energetische Grundlage der Erfahrung – sie strukturieren Aufmerksamkeit, verleihen Situationen Bedeutung und ermöglichen Orientierung. Gefühle sind die wahrnehmbaren Manifestationen dieser emotionalen Energie und übersetzen leibliche Resonanz in erfahrbare Sinnhaftigkeit. Die Privatsprache wirkt als inneres Medium, das Emotionen und Verstand verbindet und persönliche Bedeutungen formt. So bilden Emotionen und Gefühle die zentralen Träger menschlicher Erfahrung. Sie machen Wirklichkeit lebendig, sinnhaft und verstehbar.

**5. Mosaikstein Emotion – Gefühl ..... 131**

*5.1 Wahrnehmung als Erscheinung und nicht als Abbild ..... 133*

*5.2 Emotionen als energetische Grundlage des Erlebens ..... 133*

*5.3 Gefühle als erlebte Manifestationen von Emotionen ..... 134*

*5.4 Die Privatsprache als inneres Feld der Bedeutungsbildung ..... 134*

*5.5 Erfahrung als leiblich vermittelter Prozess ..... 135*

*5.6 Prozesshaftigkeit emotionaler Bedeutung ..... 135*

*5.7 Sprache, Denken und die Grenze der Darstellung ..... 136*

*5.8 Wirklichkeit als Resonanzgeschehen ..... 136*

*5.9 Erfahrung und Verstand — zwei Formen des Verstehens ..... 136*

*5.10 Zwei - Weltentheorie ..... 138*

*5.11 Emotion und Gefühl: Träger und Gestalter von Erfahrung ..... 140*

# Emotion und Gefühl als Grundfiguren der Erfahrung

## 5.1 Wahrnehmung als Erscheinung und nicht als Abbild

Wahrnehmung ist kein passives Erfassen einer äußeren Realität, sondern ein aktiver Prozess des Erscheinens von Sinn in der Erfahrung. Was wir sehen, hören oder riechen, ist nicht das Ding an sich, sondern die Weise, in der uns die Welt in unserer Wahrnehmung begegnet. Wenn wir die Farbe Rot sehen, treffen elektromagnetische Wellen bestimmter Wellenlängen auf die Netzhaut des Auges. Dort werden sie von L-Zapfen registriert und als Signale an das Gehirn weitergeleitet. Erst im Gehirn entsteht aus diesen Reizen die Wahrnehmung von „Rot".

Das, was wir als Farbe erleben, existiert also nicht in der Außenwelt, sondern ist eine Konstruktion des Wahrnehmungssystems. Ebenso verhält es sich mit Gerüchen oder Klängen. Beim Riechen von Räucherwerk atmen wir Moleküle flüchtiger organischer Verbindungen ein, die an Rezeptoren der Nasenschleimhaut binden. Diese physikalisch realen Moleküle werden in elektrische Signale übersetzt, die als Duft interpretiert werden.

Auch das Hören funktioniert nach diesem Prinzip. Wenn Donner entsteht, werden Druckwellen erzeugt, die unser Trommelfell in Schwingung versetzen. Diese Schwingungen werden über die Gehörknöchelchen auf die Cochlea übertragen und in neuronale Impulse umgewandelt. Das, was wir als Donner hören, ist kein physikalischer Vorgang außerhalb von uns, sondern die Erscheinung eines Klangs in der Empfindung.

Philosophisch betrachtet sind solche Wahrnehmungen keine Abbildungen äußerer Dinge, sondern Wirkungen, die sich im Erleben manifestieren. Wir nehmen die Welt als ein Zusammenspiel von Reiz, Körper und Erfahrung wahr. Wahrnehmung ist daher ein Prozess, in dem Sinn entsteht. Sie ist die Synthese zwischen momentaner Erscheinung und erinnerter Bedeutung.

## 5.2 Emotionen als energetische Grundlage des Erlebens

In diesem Feld des Erlebens treten Emotionen als grundlegende, energetische Einheiten auf. Sie sind keine zufälligen Reaktionen auf äußere Ereignisse, sondern Elemente bzw. Aktivitätsmuster der Erfahrung. Emotionen sind die Bewegungen, die das Erleben in Gang setzen und ihm Richtung geben. Sie sind die energetischen Impulse, aus denen sich Erfahrung überhaupt erst formt.

Emotionen lassen sich nicht vollständig erklären und vor allem nicht auf neuronale Prozesse reduzieren. Sie sind phänomenologische Axiome, Grundbedingungen des Erlebens, die nicht weiter hinterfragt werden können, weil sie die Basis dafür bilden, dass Erfahrung überhaupt erst Sinn gewinnt. Beobachtet man Wahrnehmung und Handlung, zeigt sich, dass Emotionen Aufmerksamkeit, Bewertung und Handlungsbereitschaft steuern. Freude, Angst oder Wut verändern direkt, worauf wir achten, wie wir Situationen einschätzen und welche Bedeutungen wir ihnen zuschreiben. Ohne diese Grundbefindlichkeiten gäbe es keine Orientierung in der Welt, keine Bewertung von Ereignissen und keine innere Richtungsweisung für Handlungen.
Zudem untermauern theoretische und empirische Befunde diesen Zusammenhang. Damasio[149] beschreibt Emotionen als „somatische Marker", die Entscheidungen überhaupt erst ermöglichen. Emotionen bilden folglich das unverzichtbare Fundament, auf dem sinnhaftes Erleben und Verstehen fußen. Ohne sie bliebe Erfahrung leer, orientierungslos und bedeutungslos.

[149] Damasio, Antonio R.; Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. (1997)

In diesem Sinn sind Emotionen das Rohmaterial der Erfahrung. Sie wirken als unbewusste, systemische Impulse, die im Organismus Resonanz erzeugen. Diese Resonanz verleiht dem Erleben seine Dynamik und Tiefe. Emotionen sind nicht einfach Reaktionen, sondern Ausdruck eines leiblichen In-der-Welt-Seins[150].

## 5.3 Gefühle als erlebte Manifestationen von Emotionen

Gefühle sind dabei die gegenwärtig erfahrbaren, leiblich wahrnehmbaren Erscheinungsformen emotionaler Prozesse. Während Emotionen weitgehend implizit ablaufen, werden Gefühle als ihre wahrnehmbare Innenwirkung erlebt. Antonio Damasio beschreibt Gefühle als die inneren Bilder, die ein Individuum von den eigenen emotionalen Zuständen bildet.
Emotionen sind Funktionen impliziter Systeme, während Gefühle ausdrücklich erlebte Zustände darstellen. Dabei werden Emotionen nicht einfach erkannt, sondern als Erfahrungsprozesse konstruiert. Sie entstehen im Zusammenspiel von Wahrnehmung, leiblicher Resonanz und Deutung.

**„Konstruiert" bedeutet: Erfahrung ist keine vorgefundene, fertige Entität, die nur noch entdeckt werden muss. Vielmehr bildet sich im Moment des gelebten Erlebens eine Deutung heraus. Das Erleben verbindet Sinnesdaten, Körperempfindungen, Erinnerungen und situative Kontexte zu einer je eigenen emotionalen Gestalt.**

Emotionen sind damit keine bloßen Reaktionen auf äußere Reize, sondern Ausdrucksformen eines aktiven Erfahrungsprozesses, in dem Körper und Welt in Beziehung treten. Sie sind gelebte Bedeutungen, die sich im Moment des Erlebens formen und verändern.

Gefühle sind daher keine isolierten Zustände, sondern Deutungen körperlicher und emotionaler Prozesse. Wenn der Körper auf eine Situation mit beschleunigtem Puls, Anspannung oder Atemveränderung reagiert, werden diese körperlichen Signale im Erlebenshorizont zu einem Gefühl geformt, etwa zu Angst, Freude oder Aufregung. Gefühle sind die Weise, in der körperliche Reaktionen als bedeutungsvoll erfahren werden. Sie bilden die Schnittstelle, an der leibliche Erregung in erlebte Sinnhaftigkeit übergehen. In diesem Sinn sind Gefühle die Sprache, in der Emotionen erfahrbar werden. Sie übersetzen das implizite emotionale Geschehen in eine Form, die spürbar, erinnerbar und sprachlich vermittelbar ist.

## 5.4 Die Privatsprache als inneres Feld der Bedeutungsbildung

Die Privatsprache ist der Ort, an dem Emotionen und Gefühle zu einem inneren System der Sinnbildung verschmelzen. Sie ist keine bloße Form innerer Rede, sondern ein eigenständiger Modus der Welterschließung. In ihr folgt Bedeutung einer individuellen Logik der Resonanz.

Die Privatsprache bildet ein energetisches Feld persönlicher Bedeutungsbildung. Emotionen sind in ihr nicht nur Inhalte, sondern konstitutive Bausteine. Sie wirken im metaphorischen Sinn wie Quanten als dynamische und flüchtige Phänomene. Ihre Bedeutung entsteht erst im Augenblick des Wahrnehmens und Erfassens.

[150] In „Sein und Zeit" (1927) entwickelt Heidegger den Begriff des „In-der-Welt-Seins" als Grundverfassung des Daseins. Der Mensch ist demnach nicht ein Subjekt, das der Welt gegenübersteht, sondern immer schon in einer sinnhaften Welt eingebettet. Das Dasein existiert als ein Sein-in-der-Welt.

Analog zur Heisenbergschen Unschärferelation verändert der Akt des inneren Beobachtens die emotionale Qualität selbst. Sobald ein Gefühl sprachlich gefasst wird, verändert sich sein Charakter. Emotionen sind in diesem Sinn unbestimmt und mehrdeutig, bis sie in der Erfahrung Form annehmen. Die Privatsprache ist damit nicht nur ein Medium des Ausdrucks, sondern auch ein Ort schöpferischer Bedeutungsentstehung.

In Anknüpfung an Ludwig Wittgenstein lässt sich die Privatsprache als Grenzphänomen verstehen. Sie ist nicht Teil des öffentlichen Sprachspiels, bildet jedoch ein eigenes Sinnsystem, das sich auf die innere Erfahrungsordnung bezieht.[151] Im Anschluss an Niklas Luhmann[152] lässt sich ihre Funktion als ein Prozess der Bedeutungsbildung begreifen, der in sich operativ geschlossen, aber strukturell mit dem Erleben gekoppelt ist. Die Privatsprache ist kein defizitäres Sprechen, sondern ein inneres Resonanzsystem, das Bedeutung nicht aus sozialer Kommunikation, sondern aus gelebter Innerlichkeit erzeugt.

## 5.5 Erfahrung als leiblich vermittelter Prozess

Erfahrung ist ein leiblicher, gegenwärtiger und resonanter Prozess. Sie lässt sich nicht vollständig digital rekonstruieren oder symbolisch darstellen. Das Ich, das in der Erfahrung erscheint, ist keine bloße Täuschung der Empfindung, sondern eine phänomenale Gestalt innerhalb eines lebendigen Erfahrungsfeldes.

Im Gegensatz zu Thomas Metzingers Auffassung[153], nach der das Ich ein funktionales Modell ohne Substanz sei, kann das von mir definierte Ich als eine dynamische, leiblich vermittelte Erscheinungsweise verstanden werden. Es ist weder substanzhaft noch illusionär, sondern eine konkrete Ausdrucksform gelebter Weltbeziehung. Das Ich wird nicht bewiesen, sondern erlebt. Es zeigt sich in seinen Wirkungen, nicht in seiner Substanz.

Das Erleben des Selbst ist durchdrungen von Bewegung, Dichte und Atmosphäre. Es ist ein fortlaufender Prozess, in dem sich Emotion, Wahrnehmung, Körper und Bedeutung unaufhörlich ineinander verwandeln.

## 5.6 Prozesshaftigkeit emotionaler Bedeutung

Emotionen und Gefühle sind nicht statisch. Sie verändern sich mit jeder neuen Situation, Erinnerung oder Reflexion. Das Beispiel der Beziehung zu Petra verdeutlicht diesen Wandel. Die emotionale Bedeutung einer Person bleibt nach ihrem Tod nicht unverändert, sondern entwickelt sich fortlaufend weiter. In jedem neuen Moment entsteht eine veränderte Resonanz, eine andere gefühlte Bedeutsamkeit.

Diese Veränderlichkeit verweist auf den prozesshaften Charakter emotionaler Erfahrung. Emotionen sind Ereignisse, keine Zustände. Sie entstehen, wirken und vergehen, während sie zugleich Spuren hinterlassen. In Anlehnung an Alfred North Whiteheads Prozessphilosophie[154]

[151] Ludwig Wittgenstein; Philosophische Untersuchungen. (1953)
[152] Niklas Luhmann; Soziale Systeme, Grundriß einer allgemeinen Theorie. (1984)
[153] Thomas Metzinger; Der Ego-Tunnel. Eine neue Philosophie des Selbst: Von der Hirnforschung zur Bewusstseinsethik. (2009)
[154] Alfred North Whitehead; Prozeß und Realität. Entwurf einer Kosmologie (1979)

kann man sagen, dass Emotionen Mikroereignisse des Werdens sind. Sie verbinden Erfahrung und Welt und erzeugen Bedeutung in dem Moment, in dem sie aktualisiert werden.

## 5.7 Sprache, Denken und die Grenze der Darstellung

Einheiten (Begriffe) und Sprache sind notwendige Werkzeuge, um Erfahrung zu ordnen und kommunizierbar zu machen. Doch das Denken arbeitet mit Abstraktionen. Wie Carl Friedrich von Weizsäcker betont[155], trennt das begriffliche Denken die Dinge, zerlegt sie und

**verwechselt dabei oft das Symbol mit der Wirklichkeit.**

Denken operiert in Erinnerungen und Projektionen, nicht in der unmittelbaren Gegenwart.
Jede sprachliche Darstellung von Erfahrung bleibt daher ein Versuch einer persönlichen Annäherung an die Welt. Die analoge Tiefe des Erlebens wird in digitale Strukturen übersetzt, wodurch ihre Lebendigkeit teilweise verloren geht. Die Privatsprache bildet hier eine Zwischenform. Sie bewahrt die Resonanz des Erlebens, auch wenn sie noch nicht in Einheiten überführt ist. Sie vermittelt zwischen Empfindung und Erfahrungshorizont und macht spürbare Gewissheit möglich, ohne sie vollständig zu fixieren.

## 5.8 Wirklichkeit als Resonanzgeschehen

Emotionen sind die energetischen Träger der Erfahrung, Gefühle ihre wahrnehmbaren Erscheinungen, und die Privatsprache ihr inneres Medium der Bedeutungsbildung. Gemeinsam bilden sie das Fundament menschlichen Erlebens.

Erfahrung ist kein statisches Abbild der Welt, sondern ein fortlaufender Prozess der Selbst und Weltkonstitution.

**Emotionen initiieren den Prozess der Selbst und Weltkonstitution, Gefühle verleihen ihm Form, und die Privatsprache integriert beides zu einem sinnhaften Ganzen.**

Die Gewissheit, die in diesem Prozess entsteht, ist keine objektive, sondern eine spürbare Gewissheit. Sie ereignet sich im Moment des Erlebens und verändert sich fortwährend. Wirklichkeit zeigt sich nicht als starres Objekt, sondern als Ereignis in der Resonanz zwischen Körper, Gefühl und Erfahrungshorizont.

So verstanden ist das menschliche Erleben eine lebendige Bewegung zwischen innerer Energie und äußerer Welt. Emotionen sind dabei die unsichtbaren Kräfte, Gefühle ihre sichtbare Oberfläche, und die Privatsprache das Medium, das beide in Bedeutung verwandelt. In dieser Verbindung entsteht das, was wir Wirklichkeit oder ich auch das Gegebene nenne, nicht als feste Struktur, sondern als fortwährende, leiblich erfahrene Gewissheit.

## 5.9 Erfahrung und Verstand — zwei Formen des Verstehens

Erfahrung bezeichne ich als leiblich vermittelten, gegenwärtigen Vollzug des Erlebens. Sie ist resonant, situativ und unmittelbar. Erfahrung umfasst das sinnliche Wahrnehmen, die körperliche Resonanz, die emotionale Färbung und die vorbegriffliche Deutungspraxis, die sich im Moment des Erlebens vollzieht. Sie ist unmittelbar, zugleich aber privat. Erfahrung lässt sich nur begrenzt teilen und wird meist indirekt durch Ausdruck, Verhalten oder sprachliche Beschreibung zugänglich. Man kann sagen, dass Erfahrung eine **analoge Form des Verstehens**

[155] Carl Friedrich von Weizsäcker; Die Einheit der Natur. (1971)

ist. Sie ist wie ein kontinuierliches Signal voller Nuancen, Schwingungen und subtiler Abstufungen (Emotionen), das sich nicht vollständig in Worte oder Zahlen übertragen lässt.

Demgegenüber verstehe ich Verstand als analytische und reflektive Form des Verstehens, die auf der Bildung und Verarbeitung begrifflicher Einheiten beruht. Er operiert mit Kategorien, Regeln, Konstrukten und kausalen bzw. plausiblen Erklärungen. Der Verstand schafft abstrahierte Repräsentationen der Welt und ermöglicht Generalisierung, Systematisierung und Vorhersage. Er ist kommunizierbar und nachprüfbar. Begründungen lassen sich austauschen, messen und argumentativ kritisieren. Der Verstand spricht eine **digitale Form des Verstehens**, in der Informationen linear codiert, segmentiert und standardisiert werden, ähnlich wie Daten in einem Computer verarbeitet werden.

Erfahrung liefert den Rohstoff der Bedeutung. Sie verankert Deutungen emotional und motiviert Handeln. Der Verstand ordnet, abstrahiert und macht Erfahrungsdaten übertragbar. Er erlaubt Theoriebildung und normative Reflexion. Beide Formen des Verstehens zusammen ermöglichen sowohl das Verstehen des Einmaligen als auch das Ziehen allgemeiner Schlüsse. Damit diese beiden Sprachen miteinander kommunizieren können, bedarf es einer Übersetzung oder Transformation. Analoge Signale der Erfahrung müssen in digital verarbeitbare Einheiten gebracht werden, und die digitale Struktur des Verstandes muss auf die lebendige Resonanz der Erfahrung reagieren. Ohne diese Transformation blieben beide Systeme isoliert und unverständlich füreinander.

Sprache und Einheiten wirken dabei zugleich als Brücke und Filter. Sie ermöglicht, Erfahrung mitzuteilen und Verstandesbegriffe einzuüben. Zugleich reduziert Sprache die dichte Lebendigkeit der Erfahrung zu abstrahierten Einheiten. Die Privatsprache bewahrt die innere Resonanz des analogen Signals, während die öffentliche Sprache das digitale, begriffliche Wissen stabilisiert.

Emotionen strukturieren Aufmerksamkeit und Bedeutsamkeit; sie verleihen Erfahrung Sinn und Richtung. Der Verstand kann Emotionen nur in begrenztem Maße und indirekt analysieren und modulieren. So wird emotionales Erleben begrenzt sowohl erfahrbar als auch reflektierbar, wobei die Verbindung von analoger Erfahrung und digitalem Verstand stets eine aktive Übersetzung unter limitierenden Bedingungen erfordert. Es ist ein Prozess, der einzelne Nuancen des Lebens erfahrbar macht und zugleich in kommunizierbare Formen überführt.

Emotionen sind die dynamischen Träger der analogen Form des Verstehens. Sie strukturieren Aufmerksamkeit, verleihen Erfahrung Richtung und Bedeutsamkeit und machen das Erleben sinnhaft. Emotionen sind nicht analytisch oder abstrahierbar; sie zeigen sich in der lebendigen Resonanz des Körpers, der affektiven Färbung und der vorbegrifflichen Deutung.

Der Verstand kann Emotionen nur begrenzt analysieren, modulieren und in digitale Begriffe übersetzen. Dadurch werden sie reflektierbar und kommunizierbar, doch immer unter Verlust der vollen Nuancen der ursprünglichen, analogen Erfahrung. Emotionen bilden also die Brücke zwischen unmittelbarem Erleben und interpretierender Verarbeitung, zwischen analoger Erfahrung und digitalem Verstand. Sie sind das Bindeglied, das die beiden Formen des Verstehens miteinander verbindet, und zugleich die lebendige Kraft, die Erfahrung erst sinnhaft macht.

**Emotionen sind die lebendige Schnittstelle zwischen analoger Erfahrung und digitalem Verstand; sie verleihen dem Erleben Sinn, machen es erfahrbar und ermöglichen erst die Übersetzung in reflektierbares, kommunizierbares Wissen.**

Damit wird deutlich, dass Erfahrung und Verstand jeweils eigene Formen des Verstehens hervorbringen, die erst in einem zweiten Schritt aufeinander abgestimmt werden müssen. Diese Abstimmung geht mit einem Informationsverlust einher, ermöglicht aber zugleich ein umfassenderes Verstehen. Dabei ist entscheidend, dass ohne die unmittelbare Erfahrung und die emotionalen Grundlagen kein Verstehen und damit kein Denken möglich wäre.

**Emotionen bilden trotz der wechselseitigen Abhängigkeit die fundamentale Basis, auf der sich sowohl die Erfahrung entfaltet als auch der Verstand aufbaut.**

Das integrierte Verstehen entsteht demnach immer auf der Grundlage der individuellen, gegenwärtigen emotionalen Grundhaltung.

**Verstanden wird eine selbst konstruierte Welt,**
**mit der man das Gegebene in der Gegenwart situativ deutet.**

## 5.10 Zwei - Weltentheorie

In meiner phänomenologischen Interpretation unterscheidet Armin Nassehi[156] in seinem soziologischen Ansatz zwei grundlegend verschiedene Welten des sozialen Lebens. Die erste ist die Welt der Fakten, also die objektive Realität von Dingen, Ereignissen und Strukturen. Sie existiert unabhängig vom Einzelnen, ist messbar, analysierbar und wird von sozialen Systemen beobachtet und verarbeitet. Die zweite ist die subjektive Erfahrungswelt, in der Individuen ihre Umwelt erleben, deuten und bewerten. Sie umfasst Wahrnehmungen, Emotionen, Sinngebungen und Interpretationen und ist stets situativ, kulturell geprägt und individuell.

Die zentrale Einsicht Nassehis besteht für mich darin, dass diese beiden Welten nicht einfach nebeneinander bestehen oder übereinandergelegt werden können**,** sondern ständig vermittelt werden müssen. Objektive Fakten werden erst durch soziale Prozesse interpretiert, während subjektive Bedeutungen sich immer auf eine gegebene Realität beziehen. Beide Ebenen sind wechselseitig aufeinander bezogen, folgen jedoch unterschiedlichen Logiken. Die eine ist analytisch und objektivierbar, die andere erfahrungs- und bedeutungsbasiert.

Im Kern entspricht diese Unterscheidung auch meiner phänomenologischen Sichtweise. Ich interpretiere sie jedoch als zwei Innenwelten des individuellen Erlebens. Auch aus phänomenologischer Perspektive lassen sich eine objektivierende Denkwelt und eine sinnhaft erlebte Erfahrungswelt unterscheiden, die erst in ihrer wechselseitigen Vermittlung ihre spezifische Bedeutung entfalten.

Die erste und grundlegende Welt ist die Welt der Erfahrung, der gegenwärtige, leiblich vermittelte Vollzug des Erlebens. Sie umfasst Sinneswahrnehmungen, körperliche Resonanzen, emotionale Färbungen und vorbegriffliche Deutungen. Diese Welt ist unmittelbar, resonant und situativ, sie entsteht im Moment des gelebten Erlebens und bleibt zugleich privat. Erfahrung ist eine analoge Form des Verstehens, vergleichbar mit einem kontinuierlichen Signal voller

[156] Armin Nassehi; Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft (2019). Die im Text vorgenommene Unterscheidung in „zwei Welten“ (objektive Realität vs. subjektive Erfahrungswelt) stellt eine phänomenologische Interpretation seines Konzepts der „multiplen Verdoppelungen der Welt“ dar. Nassehi selbst verwendet die Terminologie „multiple Verdoppelungen der Welt“, um zu beschreiben, wie soziale und funktionale Mechanismen die Realität mehrfach abbilden und rekonstruieren.

Nuancen, Schwingungen und subtiler Abstufungen, das sich nicht vollständig in Worte oder Zahlen übertragen lässt.

Die zweite ist die Welt des Verstandes, die analytische, reflektive Form des Verstehens. Sie operiert mit begrifflichen Einheiten, Kategorien, Regeln, Konstrukten und kausalen Erklärungen. Der Verstand abstrahiert, systematisiert und macht Erfahrung übertragbar. Er ermöglicht Generalisierung, Kommunikation, Vorhersage und die Konstruktion theoretischer Modelle. Diese Welt ist digital codiert. Informationen werden linear segmentiert und standardisiert, ähnlich wie Daten in einem Computer verarbeitet werden.

Die zentrale Einsicht besteht darin, dass diese beiden Welten unterschiedliche Logiken besitzen und nur durch aktive Übersetzung miteinander in Beziehung treten können. Das analoge Signal der Erfahrung muss in digital verarbeitbare Einheiten transformiert werden, während die digitale Struktur des Verstandes auf die lebendige Resonanz der Erfahrung reagieren muss. Ohne diese Transformation bleiben beide Welten isoliert und unverständlich füreinander.

Emotionen bilden dabei die energetische Grundlage der Erfahrungswelt. Sie strukturieren Aufmerksamkeit, verleihen Sinn und ermöglichen überhaupt erst, dass Erleben Bedeutung erhält. Gefühle sind die wahrnehmbaren Manifestationen dieser emotionalen Energie, während die Privatsprache als inneres Medium der Bedeutungsbildung die Verbindung zwischen analoger Erfahrung und digitalem Verstand herstellt. Nur in diesem Zusammenspiel entsteht ein umfassendes, lebendiges Verstehen, das sowohl das Einmalige der Erfahrung als auch die verallgemeinernde Kraft des Verstandes einschließt.

Die zentrale Frage lautet: Wie können wir sowohl das Einmalige und Individuelle verstehen als auch allgemeingültige Erkenntnisse gewinnen?

Die Antwort liegt im Wechselspiel von Alltags- und Wissenschaftsverstehen. Alltagsverstehen liefert den unmittelbaren, sinnlichen und emotionalen Zugang zur Welt. Es erlaubt Orientierung, Bewertung von Situationen und persönliche Bedeutungsbildung. Wissenschaftsverstehen hingegen abstrahiert diese Erfahrungen, systematisiert sie und macht sie übertragbar, überprüfbar und verallgemeinerbar. Das Zusammenspiel ist notwendig, weil:

- Alltagswissen ohne Abstraktion bliebe isoliert. Es bliebe persönlich, situativ und praktisch nicht verallgemeinerbar. Erst die Verbindung von Erfahrung und Abstraktion ermöglicht umfassendes, sinnhaftes und praxisrelevantes Verstehen.
- Wissenschaftliches Wissen ohne Rückbindung an Erfahrung bleibt theoretisch. Es verliert Relevanz für konkrete Lebenssituationen und persönliche Sinngebung.

Nur durch die wechselseitige Übersetzung zwischen analoger Erfahrung und digitalem Verstand entsteht ein umfassendes Verstehen, das sowohl das Einmalige und Individuelle als auch das Allgemeine integriert.

Praktisch handeln wir dabei stets unvollkommen, doch gerade diese Unvollkommenheit ermöglicht ein lebendiges Verstehen: Wir betrachten, beschreiben und erfassen das Gegebene aus der symbiotischen Verschränkung von Alltags- und Wissenschaftsverstehen. Erst durch das Zusammenspiel von unmittelbarer Erfahrung und reflektierter Abstraktion entsteht ein umfassendes, sinnhaftes Bild der Welt, das sowohl situative Nuancen als auch systematische Strukturen berücksichtigt.

## 5.11 Emotion und Gefühl: Träger und Gestalter von Erfahrung

Diese Darstellung soll deutlich machen, dass Emotionen und Gefühle zentrale Träger und Vermittler von Erfahrung sind. Emotionen bilden die energetische Grundlage des Erlebens. Sie erzeugen Resonanz, strukturieren Aufmerksamkeit und verleihen Situationen Richtung und Bedeutung. Gefühle wiederum sind die wahrnehmbaren Manifestationen dieser Energie, die im Erleben konkret erfahrbar werden. In Verbindung mit der Privatsprache als innerem Medium der Bedeutungsbildung ermöglichen sie, dass Erfahrung nicht nur passiert, sondern in eine sinnhafte, interpretierbare Form gebracht wird. Ohne Emotionen und Gefühle gäbe es weder unmittelbares Verständnis der Welt noch die Basis, auf der reflektierendes Denken, Verstandesarbeit oder wissenschaftliche Analyse aufbauen könnten. Sie sind somit die Grundfiguren, auf denen alles menschliche Erleben fußt, sowohl im Alltagsverständnis als auch im wissenschaftlich-theoretischen Erfassen.

# 6. Nachwort

**Jedes Denken ist Beschreibung.**
(Denken ist einen Akt der symbolischen und inneren Beschreibung des Gegebenen.)

**Jede Beschreibung ist Deutung.**
(Keine Beschreibung ist neutral.
Sie ist stets von Auswahl, Begrifflichkeit und der Sprache eines Systems geprägt.)

**Jede Deutung beruht auf der Ich-Perspektive.**
(Es gibt keine objektive Deutung des Denkens. Jedes Denken ist relativ und konstruiert.)

Diese Argumentation ist nach meiner Einschätzung philosophisch kontingent, auch wenn sie logisch nicht wahr sein muss. Denn Logik und Kausalität sind seinerseits eine spezifische Deutungsmethode.
Logik ist kein neutraler Spiegel der Wirklichkeit, sondern ein vom Menschen entwickeltes System zur Ordnung u.a. von Erfahrung. Ebenso ist Kausalität keine Eigenschaft der Welt selbst, sondern eine vom Denken gewählte Form, Beziehungen zu strukturieren. Beide sind nicht die Realität, sondern ihre symbolische Übersetzung, eine Metasprache, mit der der Mensch Sinn erzeugt und Zusammenhänge deutet.
Es existiert keine absolute Grundlage des Erkennens. Jede Erklärung beruht auf vorausgesetzten Deutungen, die selbst nicht endgültig begründbar sind. Dieser hermeneutische Regress zeigt, dass Verstehen stets in einem Kreis von Interpretation und Selbstbezug geschieht. Logik und Kausalität stehen nicht außerhalb dieses Kreises, sondern sind seine formalisierten Ausdrucksweisen.
Wahrheit, die aus logischen oder kausalen Verfahren hervorgeht, ist daher nicht absolut, sondern systemrelativ. Sie gilt innerhalb eines bestimmten Rahmens von Voraussetzungen und Bedeutungen. Logik und Kausalität sind die Werkzeuge, mit denen das Denken sich selbst beschreibt. Sie sind nicht der Spiegel einer unabhängigen Welt, sondern Formen ihrer menschlichen Deutung.
Dennoch gibt es etwas, das dem Denken vorausliegt: das Gegebene. Es ist das, was einfach da ist, bevor wir es deuten oder in Sprache fassen. Das Denken bemüht sich, etwas zu beschreiben, das nicht vollständig von Interpretation oder persönlicher Bedeutungsgebung abhängt. „Die Welt ist nicht gemacht, sie ist vorgefunden“ (Ferraris). Sie begegnet uns als ein Daseiendes, das sich unserer begrifflichen Erfassung entzieht und ihr zugleich zugrunde liegt.
Zwischen dem Gegebenen und dem Denken liegt eine eigenständige dritte Dimension: die Erfahrung. Sie ist mehr als bloße Wahrnehmung, denn sie vermittelt, wie das Gegebene auf unser Leben wirkt, bevor wir es gedanklich ordnen oder interpretieren. Erfahrung bildet dabei eine eigene Ordnung, die sich aus sich selbst heraus strukturiert und sich unserem unmittelbaren Zugriff entzieht. Sie entsteht nicht durch begriffliche Analyse, sondern durch Emotionen, Erinnerung, Resonanz und Gewohnheit.
Erfahrung stiftet einen kohärenten Zusammenhang des Erlebens, in dem Sinn entsteht, noch bevor das Denken eine reflektierende Struktur ausbildet. In diesem Sinne ist sie ein vermittelnder Zwischenraum. Sie verbindet die ontologische Faktizität des Gegebenen mit der epistemischen Tätigkeit des Denkens, ohne selbst vollständig durch Denken erfassbar zu sein. Erfahrung bildet die gedeutete Ebene, auf der die Welt in spezifischer Weise wirksam wird, bevor sie begrifflich in Einheiten zerlegt und in Relationen gesetzt wird.
Denken bezieht sich auf eine Erfahrungswelt, die nicht durch Denken selbst erzeugt wird, deren Wirkungen aber spürbar und gestaltbar sind. Diese Erfahrungswelt ist ontologisch von der Welt an sich unabhängig, auch wenn wir sie nur epistemisch, also über unsere Wahrnehmung und

Erfahrung, erschließen können. Für Denkende erscheint sie zunächst als ungeordnete Fülle, die wir durch Denken zu strukturieren und zu ordnen bemüht sind.
Deutung bleibt ein epistemischer und sinngebender Prozess, sowohl über die Erfahrungen, als auch über den Verstand. Sie setzen Einheiten in Beziehung und bleiben relativ, weil sie innerhalb eines Systems operieren. Wahrheit ist eine Relation zwischen Sprache, Erfahrung und Gegebenem. Es ist ein Versuch, diese Ebenen zu synchronisieren.
Logik und Kausalität haben daher eine interpretative, keine ontologische Funktion. Sie sind Ausdruck der Möglichkeiten der Weltdeutung, aber dennoch ein menschliches semantisches System.
Es gibt, so meine Überzeugung, ontologische Faktizität, auf die wir jedoch keinen unmittelbaren Zugriff haben. Unser Zugang bleibt mittelbar, über das Wirken dieser Realität, das sich in der Erfahrung zeigt. Dürrenmatt nannte dieses vermittelte Dasein treffend das „Wirk".
Der direkte Zugang zur unbekannten Realität erfolgt über ihre Wirkungen: Eindrücke, Empfindungen, Erfahrungen. Leben entwickelt daraus ein eigenes, kohärentes System des Erlebens, das über Reduktion, Transformation und Bewertung ein Denksystem hervorbringt.
So bleibt Deutung im Denken unendlich (das Chaos), doch sie bezieht sich immer auf etwas Endliches, auf das Gegebene, das im Erfahrenen wirksam wird und im Denken Gestalt annimmt.

**Die meisten Philosophen fühlen sich als Realisten in ontologischer Hinsicht.**
Die Welt existiert unabhängig von uns.

**Alle Philosophen sind Konstruktivisten in epistemischer Hinsicht.**
Unser Wissen über die Welt, und nicht nur das der Philosophen, wird aktiv konstruiert, vermittelt durch Wahrnehmung, Erfahrung, Sprache oder Denkstrukturen.